8° Bh. 24.
288 (1,1

Karpe

Prl. 882. b.

8°

Karpe

Bh u 288 (1

Philos. Instit. 4to 9.

K.

Darstellung
der
Philosophie ohne Beynahmen
in
einem Lehrbegriffe,
als Leitfaden
bey der Anleitung
zum
liberalen Philosophiren:

Prolegomena
zur
gesammten Philosophie,
und des Lehrbegriffs
der
theoretischen Philosophie
Erster Theil,
empirische Psychologie,
von

Franz Samuel Karpe,
k. k. Professor der Philosophie an der Universität zu Wien.

Wien,
bey C. F. Wappler und Beck,
1802.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Prolegomena

für

gesammten Philosophie.

Allgemeine Einleitung

in das

Studium der Philosophie,

worin

von der Philosophie überhaupt

das ist

von ihrem wahren Wesen, von ihrer Abtheilung und Lernordnung, und von ihrem Werthe, und dem Geiste ihrer Geschichte gehandelt wird.

Kommt man aus einer zweckmäßig eingerichteten Elementarlehre der Gymnasien, hinlänglich vorbereitet zu dem Studium der wissenschaftlichen Philosophie herüber, so ist es nothwendig, daß man sich des rechten Standpunkts bemächtige, aus welchem das Studium der Philosophie nach ihren mehrern Theilen als eine Art Reise angetreten werden müsse, wenn es mit Einsicht, und Vorsicht getrieben werden soll.

Die Bestimmung dieses Standpunkts ist, der Zweck der Einleitung in die Philosophie überhaupt, welcher kein anderer seyn kann, als die vorläufige

Erkenntniß des Grundwesens der wahren Philosophie, ihres allgemeinen Details d. i. ihrer Abtheilung und Lernordnung, endlich ihres Werths, und des wahren Geistes ihrer Geschichte, damit man wisse, daß man wahre Philosophie, und auf die rechte Weise behandle.

Erster Abschnitt.

Aufsuchung des Grundcharakters der wahren Philosophie.

Vorerinnerungen.

Man darf nicht bey den Philosophen sich erkundigen, oder auf das bloße Ansehen eines noch so berühmten Philosophen annehmen, was wahre Philosophie sey. Denn auf diese Weise wird man nur inne, was Philosophie diesem oder jenem Philosophen, nicht aber was wirklich wahre Philosophie sey. Es ist aber auch nicht gleichgültig, ob man nach einem, und nach was für einem Grundbegriffe der Philosophie man deren Studium treibe, und Systeme würdige. Denn man ist sonst in Gefahr unter bloßen Begriffen und Formeln herumzutappen, zu schwätzen, oder andern blos nachzubetten. Und es sind wohl mehrere falsche Systeme, aber nur eine im Ganzen wahre Philosophie möglich. Um einzusehen, ob das, was man bisher für Philosophie ausgab, ganz oder zum Theil wahre Philosophie sey, muß vorläufig

ein

ein allgemein gültiger Charakter dieser Wissenschaft aufgesucht werden.

Diese Auffuchung könnte darum vergeblich scheinen, weil erstlich eine beständigen Veränderungen unterworfene Sache, wie es die Philosophie immer war, keinen unwandelbaren Charakter habe, und weil zweytens die Sache selbst einen festen Zustand haben müsse, ehe sich eine richtige Definition von ihr geben lasse. Allein mag das, was einen gewissen Nahmen führt, bisher noch so sehr veränderlich gewesen seyn, so ist doch das Wesen desselben feststehend, und dieses, wenn es einmahl entdeckt worden ist, charakterisire dasselbe richtig, mag auch das was man bisher mit einem gewissen Nahmen bezeichnete, diesem Wesen und Charakter nicht entsprochen haben, und folglich die Sache selbst noch nirgends in ganzer, oder einiger Vollkommenheit vorhanden seyn.

Dieß ist vorläufig ausser allem Zweifel, daß Philosophie in einem aus mehrern Partialsystemen bestehenden Totalsysteme von gewissen Kenntnissen besteht, daß sie ein Geschäft und Produkt des menschlichen Geistes ist, welches dieser mit einigen seiner Hauptvermögen verrichtet, und zu Stande bringt. Derohalben müssen vorläufig die Hauptarten der menschlichen Erkenntnisse bestimmt, und die ihnen entsprechenden Hauptgeschäfte, Produkte und Vermögen des menschlichen Geistes erwogen werden, damit sich daraus der richtige Begriff von Philosophiren,

und wissenschaftlicher Philosophie ergebe. Woraus zugleich erhellet, daß die Quelle dieses Begriffs und seiner Merkmale der angehende Philosoph in sich selbst hat, und folglich denselben unter der Anleitung des Lehrers selbst bilden, und verstehen kann.

I.

Vorbereitung zur Entdeckung des allgemein gültigen Grundcharakters der wahren Philosophie.

Vorerinnerungen.

Dem menschlichen Geiste d. i. dem Menschen, der menschlichen Seele als Subjekt des Erkenntnißvermögens betrachtet, ist die Erkenntniß des Wahren eigen. Es ist seine Bestimmung, daß seine Erkenntnisse wirklich Erkenntnisse also wahr seyn, daß er das, was ist, seyn muß, seyn kann, seyn soll, seyn darf so sich vorstelle, wie es ist, also Wahres erkenne. Denn Menschen werden das, was sie vermöge ihrer Anlagen werden können, und vermöge ihrer Bestimmungen werden sollen, nicht wie die Thiere durch Natur und Instinkte, die angebohren sind, sondern durch Erkenntnisse und Geschicklichkeiten, die alle erworben werden müssen, ungeachtet das Erkenntnißvermögen angebohren ist. Alle menschliche Erkenntnisse sind aber im Grunde entweder Erkenntnisse dessen, was ist, und geschieht d. i. der Thatsachen,

und

und ihren regelmässigen Coexistenz, oder Succession, oder Erkenntniße der allgemeinen Gründe, und Verknüpfungen, warum etwas entweder unabhängig vom Willen seyn müsse, oder könne, oder abhängig vom Willen geschehen solle, oder dürfe. Die Erörterung dieses wichtigsten Unterschiedes bey den menschlichen Erkenntnissen führt zu der Entdeckung der zwey Hauptvermögen, Geschäfte und Produkte des menschlichen Geistes, und die Erörterung von diesen führt auf die Entdeckung des allgemein gültigen Grundcharakters der Philosophie.

I.)

Bestimmung und Erörterung des ersten Hauptvermögens, Geschäfts und Produkts des menschlichen Geistes.

I.)

Empirische Erkenntniß. Sie ist der Zeit nach die erste. Ihre Quelle.

Die Erkenntniß der Thatsachen, und ihrer Coexistenz und Succession, ist der Zeit nach die erste in dem menschlichen Geiste. Ohne sie kann keine Erkenntniß der Verknüpfungen der Dinge, und ihrer allgemeinen Gründe, keine Erkenntniß, woher, wozu etwas sey, warum es geschehen müsse, oder solle, statt haben. Sie wird durch Beobachtung d. i. durch Verweilen unsers Bewußtseyns bey dem, was unsere

Sin-

Sinne afficirt erworben. Von ihrem Gegenstande heißt sie historische, von ihrer Quelle aber empirische Erkenntniß, oder Erfahrung.

2.)

Ihre Zuverläßigkeit, Zufälligkeit. Ob sie mit der Erkenntniß a posteriori identisch sey?

Empirische Erkenntniße, Erfahrungen sind als solche immer wahr, aber sie sind keine nothwendige, ewige Wahrheiten. Denn die Erfahrung lehret, und verbürget unwidersprechlich, daß etwas sey, geschehen sey, aber sie kann nicht zeigen und verbürgen, daß dasselbe seyn müsse, und also immer seyn werde, dazu wird die Erkenntniß der allgemeinen Verknüpfungen und Gründe erfordert, die der Vernunft, und dem Räsonement angehört. Man nennt sie auch Erkenntniß a posteriori, aber nach einem bewährten philosophischen Sprachgebrauche, bezeichnet dieser Ausdruck nicht nur die Erkenntniß der Thatsachen der Erfahrung, sondern auch die Erkenntniß von etwas aus solchen Thatsachen.

3.)

Nachweisung dessen, was dieser Erkenntniß in dem menschlichen Geiste entspricht.

Das Vermögen zu beobachten, die Beobachtung, die Erfahrung, Geschichte und der Beobachtungsgeist,

sind

sind also das erste Hauptvermögen Geschäft, und Produkt des menschlichen Geistes. Denn nur durch das Vermögen zu beobachten sind Beobachtungen möglich, und nur durch diese können die Erkenntniße der Thatsachen erworben werden, die der Zeit nach die ersten in dem menschlichen Geiste sind. Durch wiederhohltes, und fortgesetztes Beobachten werden ganze Sammlungen von Faktis, oder Erfahrungen, die Geschichte heißen, zu Stande gebracht, und die natürliche Anlage zu beobachten wird geübt, geschärft, gestärkt, die dann Beobachtungsgeist genannt wird.

II.)

Bestimmung und Erörterung des zweyten Haupt-Vermögens-Geschäfts, und Produkts des menschlichen Geistes.

1.)

Philosophische Erkenntniß. Ihr Charakter ist Nothwendigkeit des Ausgesagten.

Sind durch Beobachtung Fakta gesammelt, die entweder Fakta der Natur, oder Fakta der Willkühr sind, und folglich eine zweyfache Causalität durch Natur und Willen, und eine zweyfache Welt, die physische und moralische vorausetzen, und bald zu ahnden zwingen, sind sie nach feststehenden Merkmalen auf Arten und Gattungen gebracht, d. i. klassificirt, welches

ches letztere das Geschäft des Verstandes ist, so ist es nun erst möglich, aber auch nothwendig nachzudenken, und zu untersuchen, nach welchen Gesetzen, kraft welcher Ursachen, und wozu das sey, was unabhängig von dem menschlichen Willen und Verhalten in der Welt ist, und geschieht, dann ob der menschliche Wille an Gesetze gebunden, und folglich das, was in der Welt vom menschlichen Willen und Verhalten abhängig ist, recht, gut, oder unrecht, böse sey. Diese Erkenntniß heißt die philosophische, weil sie im Grunde Erkenntniß der allgemeinen Gründe ist, warum etwas seyn müsse, oder solle. Ihr Charakter ist also Nothwendigkeit des Ausgesagten.

2.)

Quelle, Benennungen, Arten dieser Erkenntniß.

Die Quelle der philosophischen Erkenntniße ist die Vernunft, und das Nachdenken. Denn nur durch diese ist man im Stande die Verknüpfungen, und allgemeinen Gründe der Dinge zu erkennen. Weßwegen sie auch rationale Erkenntniß heißt, und ist entweder eine theoretische, wenn sie die Causalität durch Natur betrifft, und folglich anzeigt, was seyn müsse, oder praktische, wenn sie die Causalität durch den freyen Willen angeht, und folglich anzeigt, was geschehen soll. Die theoretische Erkenntniß ist entweder a posteriori, wenn die Vernunft aus den Wirkungen

der Dinge die Eigenschaften, Kräfte und Gesetze derselben durch Schlüße aufschließt, oder a priori, wenn sie aus vorhandenen unhintertreiblichen Ursachen, und aus dem unwandelbaren Wesen folgert, und so vielfältig der Erfahrung vorgreift.

3.)

Nachweisung dessen, was dieser Erkenntniß in dem menschlichen Geiste entspricht.

Die philosophische, oder rationale Erkenntniß wird durch Nachdenken und Philosophiren erworben. Diese sind auf Gründe, auf den Zusammenhang der Gründe, und auf den Grund der Gründe gerichtete Thätigkeiten des menschlichen Geistes. Durch wiederhohltes und fortgesetztes Nachdenken und Philosophiren, wird das theoretische und praktische Vermögen der Vernunft geschärft und gestärkt, woraus eine Fertigkeit entsteht, die philosophischer Geist genannt wird. Dadurch werden weiter Inbegriffe einartiger Erkenntniße, die wie Grund = und Folgesätze zusammenhängen, d. i. Wissenschaften zu Stande gebracht. Diese sind empirische oder rationale, je nachdem sie hauptsächlich aus Erkenntnissen a posteriori, oder a priori bestehen. Die rationalen sind weiter theoretische, oder praktische, je nachdem sie theoretische, oder praktische Erkenntniße betreffen. Daraus erhellet, was

der

der philosophischen Erkenntniß in dem menschlichen Geist, als Grund und Folge entspreche.

II.

Ableitung des allgemein gültigen Grundcharakters der wahren Philosophie.

Resultat aus dem Vorigen.

Der menschliche Geist beweißt sich hauptsächlich thätig, erstlich durch beobachten, und vergleichen dessen, was ist, und geschieht, wodurch er Fakta sammelt, klassificirt, und ihr regelmäßiges Entstehen bemerkt, zweytens durch nachdenken und philosophiren, wodurch er die Gesetze, und Ursachen der Natur, warum etwas unabhängig von dem Willen seyn müsse, und die Gesetze, und Zwecke des freyen Willens entdeckt, warum etwas durch diesen seyn, und geschehen soll. Dieses letztere geschieht durch die Vernunft, weßwegen sie nach dem erstern Geschäfte theoretische, spekulative, erklärende, nach dem andern aber praktische, gesetzgebende, regierende Vernunft heißt.

I.)

Erklärungen der Philosophie, die sich aus dem bisherigen ergeben.

Männer von vorzüglichen, und harmonisch thätigen Beobachtungs- und Erforschungsgeiste, mußten nach und nach eine perfektible Erkenntniß, und Wissen-

schaft

schaft zu Stande bringen, die man für die Grundlage, und den Stamm alles menschlichen Wissens, für die Mutter aller wahren Aufklärung, Ordnung und Weisheit unter Menschen, also für Philosophie, für die Weisheitslehre ansehen muß. Diese Erkenntniß, und Wissenschaft ist die zusammenhängende durch Beobachten und Nachdenken erworbene perfektible Erkenntniß der Kräfte, Gesetze und Zwecke, der Dinge in der Welt, also die Wissenschaft des Nothwendigen in der Welt, wie und warum es darinn nothwendig, ob durch Natur nach Naturgesetzen, oder durch Freyheit nach Sittengesetzen, also die Wissenschaft der letzten Gründe, der Principien alles theoretischen und praktischen Wissens, der letzten Gründe alles Fürwahrhaltens, und alles Fürrechthaltens, die also in bestimmte Haupt- und Untertheile zerfällt.

Die Erkenntnisse der allgemeinen Gründe, wie, und warum etwas in der Welt nothwendig sey, heissen von ihrer Quelle rationale, und von ihren Gegenständen philosophische. Sie beruhen zuletzt auf solchen Principien, d. i. Grundbegriffen und Grundsätzen, die alle Anschaulichkeit ausschliessen, und nicht zugleich die Gegenstände selbst sind. Daraus erhellet, warum Kant die Philosophie zum bestimmten Unterschied von der Mathematik, welche ihre Gegenstände selbst konstruirt, durch ein System von Vernunft- und philosophischen Erkenntnissen aus Begrif-

fen erklärt. Die Philosophie ist nur interpres, ihre Begriffe sind nur Symbole ihrer Gegenstände, die Mathematik aber konstruirt ihre Gegenstände selbst, und ihre Begriffe sind nicht Signa derselben, sondern die Signata, die Gegenstände selbst.

II.)

Gründe die Philosophie hauptsächlich für die Wissenschaft des Nothwendigen in der Welt anzusehen.

Nach diesem Begriff der Philosophie kann ihr Aufkommen, und ihr jedesmaliger Verfall nachgewiesen, und erklärt werden. Diese beruhen nämlich auf der beförderten, oder vernachläßigten harmonischen Anwendung des Beobachtungs- und Erforschungsgeistes auf dasjenige, was in der Welt durch Natur, oder Willkühr ist, oder geschieht. In ihm liegt kein Grund irgend ein vorgefaßtes philosophisches System zu erschleichen. Nach ihm ist die Philosophie keine Erfindung eines einzelnen Menschen, sondern das Produkt des Entwickelungsganges des menschlichen Geschlechts. Sie ist also die Philosophie ohne Beynahmen, sie kann nicht Platonische, Leibnitzische, Kantische, neue, neueste, aber doch theils kritische, theils dogmatische, theils skeptische, und eclektische im Gegensatz der unkritischen, sektarischen, syncretistischen heissen, weil sie die Vermögenheit des Erkenntniß-

vermögens prüft, und bald entscheidet, bald zweifelt, bald mit diesem, bald mit einem andern philosophischen Systeme übereinstimmt.

Dieser Begriff von der Philosophie hat alle Erfordernisse eines Leitungsbegriffs, Ideals und Orientirungsmittels, bey dem Studium der Philosophie. Denn er deutet ihre Quellen, ihre Gegenstände, die Arten der Zuverläßigkeit ihrer Entscheidungen, und die Gesetze des ächten Philosophirens an. Nämlich der Beobachtungs = und Erforschungsgeist mit ihren Funktionen sind die Quellen; die Kräfte, Zwecke und Gesetze der Dinge in der Welt sind die Gegenstände der ächten Philosophie, weßwegen ihre Wahrheiten theils apodiktisch, theils nur moralisch gewiß, und wahrscheinlich sind. Der Philosoph sammelt vor allen Fakta der Natur, und Willkühr durch genaue Beobachtung und Vergleichung, und hüthet sich vor falschen, oder einseitig gefaßten Faktis, dann spähet er den dabey unmittel = und mittelbar zum Grunde liegenden Gesetzen, Ursachen und Zwecken nach, und ist gegen falsche, und willkührliche Systeme und Hypothesen, und gegen leeres Ansehen und Aufsehen auf der Huth. Jetzt erst sucht er seine Kenntniße zu organisiren, und systematisch zu verbinden.

Diese Erklärung der Philosophie setzt den Philosophirenden auf den rechten Standpunkt, wo ihm keine Philosophie mit Beynahmen insinuirt werden kann. Sie ergänzt die ursprüngliche, und wörtliche

Bedeutung, und verwahrt gegen die Hauptabwege bey dem philosophiren. Philosophie soll nämlich buchstäblich Lebensweisheit d. i. Lehrerin der Moralität und Glückseligkeit, also Lehrerin des höchsten Guts der Menschen, praktische Philosophie seyn. Allein um dieses zu seyn muß sie auch Naturweisheit, also theoretische Philosophie seyn, also beyde verbinden, und folglich Weltweisheit seyn. Philosophia est scientia rerum divinarum, & humanarum, & causarum quibus hæ res continentur. Wäre in der philosophischen Welt immer jener Begriff von der Philosophie mit den Winken, die er giebt, Leitungsbegriff, und Orientirungspunkt gewesen, so würde man darin nie bloße Logodädalien, nie die finstere und barbarische Microdoxie eines ältern, oder neuern Eleatikers, nie die der Moralität und Religion schädliche Heterodoxie eines ältern oder neuern Cyrenaikers behandelt, und Philosophie genannt haben.

Zweyter Abschnitt.

Allgemeine Verzeichnung und Abtheilung des Gebieths der Philosophie, und Bestimmung ihrer Lernordnung.

Es ist nicht willkührlich und gleichgültig, wie man das Gebieth der Philosophie abtheile, und die Ordnung ihrer Theile, und Hilfswissenschaften bey ihrem Studium bestimme. Beydes muß nach Grundsätzen

sätzen geschehen, und ist das Geschäft der philosophischen Encyclopädie und Methodologie, die also in die Einleitung zu dem Studium der Philosophie, aber nur als Grundriße, gehören.

I.

Grundlinien der philosophischen Encyclopädie.

Vorerinnerungen.

Die philosophische Encyclopädie ist eine nach Grundsätzen vorgenommene Bestimmung, Begrenzung und Darstellung, der Haupt = und Untertheile der wissenschaftlichen Philosophie. Sie zeigt aus dem Grundwesen der Philosophie deren Haupttheile, und bestimmt aus dem Inhalt dieser Haupttheile, die Zahl und den Charakter ihrer Untertheile.

Die Philosophie ist ihrem Grundwesen nach die Wissenschaft des Nothwendigen in der Welt, wie und warum es darin nothwendig ist. Sie ist also Wissenschaft entweder dessen, was unabhängig von dem freyen Willen nach gewissen Gesetzen, und aus gewissen Ursachen, oder aber Wissenschaft desjenigen, was abhängig von dem freyen Willen nach dessen Gesetzen d. i. nach Sittengesetzen nothwendig ist. Sie ist die Wissenschaft der letzten Principien alles menschlichen Erkennens und Wissens, also entweder des theoretischen, daß etwas ist, seyn muß, seyn kann,

oder des moralisch = praktischen, daß etwas durch den freyen Willen seyn soll, seyn darf.

Die Philosophie zerfällt also nothwendig in zwey Hauptttheile, welche man durch die charakteristischen Benennungen der theoretischen, kontemplativen, spekulativen, und der praktischen, moralischen, präceptiven unterscheidet und andeutet.

I.)

Verzeichnung des Umfangs, und Gebieths der theoretischen Philosophie.

Die theoretische Philosophie soll die gesammte menschliche theoretische Erkenntniß, auf ihre letzten Principien zurückführen, und die Vermögenheit der theoretischen Vernunft ausmessen. Sie ist also Erkenntniß aller Causalität, und Gesetzmäßigkeit in der Welt, die von der Causalität, und Gesetzmäßigkeit des freyen Willens verschieden ist. Alle Erkenntniß der Causalität, und Gesetzmäßigkeit setzt die Erkenntniß gewisser Faktorum voraus.

Die Fakta, die eine von der Causalität durch Willen verschiedene Causalität voraussetzen, sind fünferley: nämlich 1.) die Veränderungs = und Wirkungsarten der Seele, 2.) die Wirkungen des Schönen, und des mit diesem Verwandten auf das menschliche Gemüth. 3.) Die Veränderungs = und Wirkungsarten des Körperlichen überhaupt. 4.) Die Denkoperationen.

nen. 5.) Dinge, deren Daseyn nur relativ ist, und folglich auf andere hinweisen, deren Daseyn absolut ist. Die Erforschung der Gründe dieser fünf Gattungen von Faktis gründet fünf besondere philosophische Wissenschaften, welche die theoretische Philosophie als ihre Theile ganz erschöpfen.

1.)

Contemplative Theile der theoretischen Philosophie.

Um immer das vorauszuschicken, was bey dem Folgenden schon vielfältig vorausgesetzt wird, soll der theoretische Philosoph vor allem die Veränderungs- und Wirkungsarten der menschlichen Seele zum Gegenstand seiner Betrachtung machen, um die Naturgesetze, und Principien derselben zu erforschen, und so die Beschaffenheit der Seele sowohl überhaupt, als Subjekt des Bewußtseyns als auch insbesondere, als Subjekt erstlich des Erkenntnißvermögens, und dann des Gefühls- und Begehrungsvermögens zu bestimmen, folglich die empirische Seelenlehre, oder die Anthropologie als die Quelle der so wichtigen Selbst- und Menschenkenntniß zu Stande bringen.

Dann soll er die besondere Art der Lust, und des Wohlgefallens, welches das menschliche Gemüth an dem Schönen und Erhabenen, deren Formen und Beschaffenheiten hat, zum Gegenstand seiner Betrach-

tungen machen, um die Natur des Geschmacks, und des Schönen zu ergründen, und dadurch die Gewalt der Menschen über menschliche Gemüther zu vermehren. Auf diese Weise bringt er die Aesthetik zu Stande, die eine Kritik des Geschmacks, und Theorie der schönen Künste und Wissenschaften ist.

Weiter macht er die allgemeinern körperlichen Phänomene zum Gegenstand seiner Comtemplation, ist bemüht sie auf ihre Gesetze und Ursachen zurückzuführen, sie daraus zu erklären, bald zu verhindern, bald hervorzubringen, so eine Wissenschaft der körperlichen Wesen, und der körperlichen Natur überhaupt zu Stande zu bringen, und die menschliche Macht über diese bewunderungswürdig zu vermehren. Diese Wissenschaft heißt Physik, Naturlehre, und ist im Grunde, und eigentlich, allgemeine Körperlehre.

2.)

Spekulative Theile der theoretischen Philosophie.

Jetzt erst soll der theoretische Philosoph das bereits sehr angeregte und geübte Denkgeschäft, zum abgesonderten Gegenstand seiner Untersuchung, und so die Wissenschaft von der Natur, und rechten Gebrauche der Denkkraft, oder des Verstandes d. i. die Logik, die Verstandeslehre zu Stande bringen, ohne welche man nicht weiß, in wie fern bey jeder Art

Ge=

Gegenstände die Wahrheit erreichbar, und in wie fern sie wirklich erreicht sey.

Endlich unternimmt er die Untersuchung, ob bey dem vielen Wirklichen etwas Absolutes zum Grunde liege, und macht die Entdeckung absoluter Elemente, bey dem physisch zusammengesetzten, und absoluter Subjekte bey dem eigentlich Inhärirenden, dann eines absoluten Ganzen, und einer absoluten Ursache in dem Weltall und dem Welturheber, bringt auf diese Weise die Metaphysik als Wissenschaft des Absoluten bey dem Wirklichen zu Stande, und vollendet so die ganze menschliche theoretische Erkenntniß und Philosophie.

Logik und Metaphysik, enthalten die höchsten formalen und materialen Principien, und die äußersten Gegenstände alles unsers theoretischen Wissens. Allein da diese Principien erst in konkreto gedacht werden müssen, ehe sie in abstrakto gedacht werden können, und weil das relativ Wirkliche erst hinlänglich bekannt seyn muß, ehe das absolut Wirkliche als das Correlat erkannt werden kann, so müssen vor diesen reinern Theilen der theoretischen Philosophie, jene drey mehr empirischen bey dem Unterrichte vorausgehen.

II.)

Verzeichnung des Umfangs, und Gebieths der praktischen Philosophie.

Die praktische Philosophie soll die Erkenntniß

dessen,

dessen, was Menschen thun sollen und dürfen, auf ihre letzten Principien zurückführen. Diese Erkenntniß betrifft entweder die Moralität als den Grund, und die Bedingung der menschlichen Glückseligkeit überhaupt, oder insbesondere die Sittlichkeit des menschlichen Willens, und die Rechtlichkeit des äussern Verhaltens, endlich die Staatenverwaltung und Jugenderziehung. Daraus erhellet, daß auch die praktische Philosophie fünf philosophische Wissenschaften als eigenthümliche Theile enthält, und daß drey davon mehr rein, und zwey mehr gemischt sind.

I.)

Allgemeine praktische Philosophie.

Der Moralphilosoph muß vor allem von der Regierung des menschlichen Willens überhaupt handeln, und zu dieser Absicht nicht nur die in der menschlichen Vernunft liegende, auf den freyen Willen gerichtete Gesetzgebung entwickeln; sondern auch die Quellen und Bedingungen jener Glückseligkeit aufsuchen, die das Ziel des Willens ist, und ihm als Frucht oder Verdienst wegen seiner moralischen Güte angehöret. Dieses ist das Geschäft der allgemeinen praktischen Philosophie, die aus der Eleutheriono-mie, und der Eudämonologie besteht, und die gemein-

meinschaftliche Grundlage aller übrigen Theile seyn muß, wenn sie einander nicht Abbruch thun sollen.

2.)

Philosophische Tugend = und Rechtslehre.

Dann muß er die zwey Zweige der moralischen Gesetzgebung, nämlich die ethische oder innere, und die juridische oder äussere Gesetzgebung besonders erörtern. Auf diese Weise bringt er die Ethik, oder die philosophische Tugendlehre, und die philosophische Jurisprudenz, oder die allgemeine Rechtslehre zu Stande. Die erstere erörtert die Tugend erst objektiv als System aller Tugendpflichten, dann subjektiv als tugendhaften Charakter des Menschen, mit seinen Hindernissen und Mitteln. Die letztere schreibt vor, was die Menschen thun sollen, damit die äussere Ruhe und Sicherheit, als die Bedingung aller Cultur und Wohlfahrt unter ihnen herrsche, sie trägt also die äußern Rechte, also das allgemeine Privat = und öffentliche Recht vor.

3.)

Politik und Pädagogik.

Endlich muß er die wichtigen Geschäfte der Verwaltung der Staaten, und der Erziehung der Jugend

auf

auf ihre Grundsätze zurückführen, und diese in Systemen vortragen, damit erstere rechtlich und klug, und letztere zweckmäßig sey. Diese zwey gemischten Theile der praktischen Philosophie heissen Staatswissenschaft und Pädagogik, oder Philosophie des Erziehungswesens.

II.

Grundlinien der philosophischen Methodologie.

Die philosophische Methodologie, ist eine nach Grundsätzen vorgenommene Bestimmung, welche philosophische und andere Wissenschaften, zu dem akademischen philosophischen Studium gezogen, und in welcher Ordnung nach und nebeneinander sie erlernt werden sollen, damit jenes seiner ganzen Bestimmung entspreche; diese aber einander theils vorbereiten, gründen, theils stützen und erläutern.

I.)

Zweckmäßige Vollständigkeit des akademischen philosophischen Studiums.

Auf die zweckmäßige Vollständigkeit des philosophischen Studiums kommt es sehr an, damit es allen seinen Bestimmungen entspreche. Man muß also diese Bestimmungen vor Augen haben, wenn man

den

den Umfang des akademischen philosophischen Studiums verzeichnen will.

1.)

Zwecke des akademischen Studium der Philosophie.

Das akademische Studium der Philosophie, soll die Fundamentallehre der gesammten von Staaten abgezielten gelehrten Bildung seyn. Denn es ist das mittlere Glied der von ihnen angeordneten gelehrten Anstalten, zwischen der Elementarlehre der Gymnasien abwärts, und zwischen der vielzweigigen sogenannten Berufslehre der Akademien aufwärts. Es ist nach Bako's Ausdrucke: portio viæ communis, antequam altiores disciplinæ (nimirum theologicæ, politico-juridicæ, medicæ, œconomicæ, pædagogicæ, c.) se separent atque disjungant.

Darum muß das akademische Studium der Philosophie, aus dem ganzen oben gezeichneten Gebiethe der Philosophie so viel Theile enthalten, und diese müssen mit so viel mathematischen, historischen, und philologischen Wissenschaften verbunden werden, damit jeder seiner Zöglinge zu seinen weitern Berufswissenschaften, und nach diesen zu seinem Standorte im Staate so viel Kenntniße, und Geschicklichkeiten mitbringe, als jene zu ihrer gründlichen und fruchtbaren Erlernung, und dieser zur Führung seiner Geschäfte fordern.

2.)

2.)

Bestimmung des Umfangs des akademischen Studium der Philosophie.

In die Cyclopädie des akademischen philosophischen Studiums, gehören also nebst allen Theilen der theoretischen Philosophie, auch die allgemeine praktische Philosophie, und die allgemeine Tugend = und Rechtslehre, nebst der reinen und angewandten Mathematik, der Natur = und Weltgeschichte und dem Geiste, und der Geschichte der alten Philosophie des Wahren, des Guten, und des Schönen.

Die philosophische Rechtslehre enthält Kenntnisse, die jedem gebildeten Staatsbürger nothwendig sind, die nicht nur der künftige Rechts = und Staatsgelehrte, sondern auch der Geistliche, der Arzt, der Schulmann, Erzieher, Wirthschaftsbeamte inne haben muß, um seine unvermeidliche Urtheile, Belehrungen und Handlungen über Gegenstände des natürlichen Rechts, nicht nach Vorurtheilen und Convenienzen, sondern nach Rechtprincipien zu bestimmen. Sie gehört also ad portionem viæ communis an deren Ende sich die Berufswissenschaften eröfnen.

II.)

II.)

Ordnung und Zeit, in welcher die zum philoso-phischen Studium gehörigen Wissenschaften erlernt werden sollen.

Es ist nicht gleichgültig, welche Ordnung und Lernzeit dem akademischen philosophischen Studium angewiesen werde, wenn seine Zwecke dabey nicht leiden, sondern befördert werden sollten.

1.)

Grundsätze zur Bestimmung dieser Ordnung und Zeit.

Vermöge des Grundgesetzes alles Studierens müssen die einander vorbereitenden und gründenden Theile nach einander, die einander stützenden, erläuternden und anwendenden aber, neben einander getrieben werden.

Damit der Unterricht zweckmäßige Vollständigkeit habe, und hinlänglich verstanden, und behalten werde, muß er in so viele Jahrgänge und Semester abgetheilt werden, als diese zwey wichtigen Zwecke fordern.

2.)

2.)

Bestimmung der Lern-Ordnung und Zeit selbst.

Schlußanmerkung.

Bey dem akademischen philosophischen Studium sollen in drey Jahrgängen und sechs Semestern, folgende Wissenschaften als ordentliche und nothwendige Gegenstände vorgetragen werden: empirische Seelenlehre, Aesthetik, Physik, Logik, Metaphysik, allgemeine praktische Philosophie, philosophische Tugend- und Rechtslehre, begleitet von der Natur- und Weltgeschichte, von der reinen und angewandten Mathematik, und von der philosophischen Litteratur, d. i. von dem Geiste, und der Geschichte der alten Philosophie des Wahren, des Guten, und des Schönen nach Cicero.

Die vortheilhafteste Entwickelung und Erhöhung aller Seelenkräfte, in ihrem natürlichsten Verhältnisse, und nach ihrer ganzen Vermögenheit, in den Zöglingen des philosophischen Studium wären die schöne Frucht, wenn dieses obigen Umfang hätte, und in obiger Ordnung und Zeit, genau vorgetragen, und erlernt würde.

Dritter Abschnitt.

Werth der Philosophie. Geist ihrer Geschichte.

Auch die Beurtheilung des Werths der Philosophie, und ihres Studiums, und eine allgemeine

Uebersicht ihrer bisherigen Schicksale, sind theils ein unerlaßliches, theils ein sehr nützliches Lehrstück der allgemeinen Einleitung in ihr Studium.

I.

Würdigung der Philosophie, und ihres Studiums.

Die Philosophie und ihr Studium würdigen, heißt ihren Werth und dessen Bedingungen bestimmen. Von der Erkenntniß des Werths der Philosophie hängt der Eifer für ihre Pflege, und von der Befolgung der Erforderniße ihres Studiums, hängt die Wohlthätigkeit jener Pflege ab.

I.)

Bestimmung und Rechtfertigung des Werths der Philosophie.

Wenn man bedenkt, daß die Philosophie nach allen ihren theoretischen und praktischen Theilen, zur Erreichung der wichtigsten Zwecke der Menschheit tauglich ist, so kann man nicht umhin ihre sorgfältige Pflege für eine Sache von der größten Wichtigkeit anzusehen, und zu vermuthen, daß der Tadel nicht sie und ihre natürliche Wirkungen treffe, und durch Beobachtung des Maßes, und der Grenzen des Philosophirens vermieden werden könne.

A.

Die Philosophie hat absoluten und relativen Werth.

Der Werth von Etwas besteht in seiner Tauglichkeit zur Erreichung gewisser Zwecke. Je wichtiger diese sind, desto größer ist der Werth desselben. Darum muß man bey der Philosophie den absoluten und relativen Werth unterscheiden.

Der absolute Werth der Philosophie besteht darin, 1.) daß sie dem Menschen zum Selbstkenntniß und Selbstverständniß verhilft, und ihn dadurch von den peinlichen Widersprüchen mit sich selbst, und mit den allgemeinen Einrichtungen in der Welt frey macht, 2.) daß sie die Fragen zur vollkommenen Beruhigung auflöset, welche der Menschheit durch ihre vernünftige Natur unabweislich vorgelegt werden, nämlich die Fragen „was die Menschen durch die Vermögenheit ihrer Vernunft wissen können? wie sie nach deren Forderungen hienieden leben sollen? " was für Schicksale sie nach den Versicherungen derselben nach diesem Leben zu erwarten haben? 3.) daß unter ihrer Herrschaft sich gewisse sehr fruchtbare Quellen des menschlichen Elends sich nicht ansetzen, nicht halten können. Wo nämlich wahre Philosophie blüht, und die menschlichen Angelegenheiten leitet, dort wird jede Klasse von Menschen im Wahren und Guten, zweckmäßig aufgeklärt und geübt, dort herrscht Achtung für Pflich-

ten und Rechte, dort fallen also Unglauben und Aberglauben, Selbstsucht, Anmaßungs- und Empörungsgeist, mit ihrem schrecklichen Gefolge weg.

Der relative Werth der Philosophie besteht darinn, daß auf ihr nicht nur die Möglichkeit, die Wahrheit, sondern auch die Perfektibilität, die Brauchbarkeit aller andern Wissenschaften beruht. Sie enthält die letzten Principien aller wissenschaftlichen Einsicht. Jede andere Wissenschaft muß ihre Behauptungen, und Grundsätze an philosophische Grundlehren und Resultate anknüpfen, und ihren Ursprung unter diesen nachweisen. Die neuere Litterargeschichte bestättiget es hinlänglich, daß die übrigen Disciplinen in eben dem Grade an Bestimmtheit, Gründlichkeit, Vollständigkeit, Ordnung und Brauchbarkeit ihrer Lehren zugenommen haben, als sie ihre Stütze und Nahrung von der Philosophie haben, und von deren Vertrauten gelehrt, und gelernet werden. Die Philosophie bahnt, und erleuchtet den Weg nach allen Gegenden der Gelehrsamkeit. Wem Philosophie und deren Pflege gleichgültig ist, der kennt auch den Werth derjenigen Disciplinen nicht, die er erlernen und ausüben will. Ohne sich an der Philosophie zu orientiren, waren die Wissenschaften ein Gemisch von Wahrheit, Träumerey und Unvernunft.

B.

Was der Philosophie zur Last gelegt wird, trifft nicht sie, und ihre natürliche Wirkungen.

Indessen wird doch Philosophie auch getadelt, und vieles Unheils in der Welt beschuldigt. Es erhellet aber bald, daß dieser Tadel nicht wahre Philosophie, sondern falsche Systeme, und deren Wirkungen treffe. Nämlich was andern heilsamen und ehrwürdigen Dingen widerfährt, daß ihre Nahmen gemißbraucht werden, nichtswürdige und verächtliche Dinge zu bezeichnen, das widerfuhr auch den Nahmen der Philosophie, und des Philosophen. Sie wurden, und werden usurpirt, erstlich von Sophisten, und von ihren Abkömmlingen den unkritischen, sektarischen Dogmatikern, Skeptikern und Scholastikern, welche nicht die physische, und moralische Natur des Menschen erforschten und erklärten, sondern in einer unendlichen Entfernung von diesem Geschäfte elende Wortwebereyen, und falsche Subtilitäten für Philosophie ausgaben, wodurch der Verstand nicht geschärft, aufgeklärt und geordnet, sondern abgestumpft, verdunkelt, verwirrt, und an das Joch des leeren Ansehens, und falschen Systems gefeßelt wurden: zweytens von Pseudosophen, welche die Sinnlichkeit zur Gesetzgeberin erhoben, die Moralität und Religion, diese reinen Quellen der innern Ruhe und Zufriedenheit, und einzigen Schutzwehren der bürgerli-

chen

chen Ordnung vergifteten und untergruben. Allein mit welchem Rechte kann man die für sich ehrwürdigen, und schönen Nahmen der Philosophie, und des Philosophen zu diesen Bedeutungen herabwürdigen, oder wegen dieses Mißbrauchs der Nahmen, die Sache selbst verachten?

Wenn man sagt, daß aus der Philosophie die schädlichsten Irrthümer hervorgegangen sind, daß sie das Feld des ewigen Streits und Systemwechsels ist, daß sie Bayle selbst für ein verzehrendes Pulver hält, welches das faule, dann aber das gesunde Fleisch und Knochen und Mark anfrißt, so sind das Popanzen, wodurch nur Unwissende, Befangene, nicht aber denkende und vorurtheilsfreye Männer geschreckt werden. Welche menschliche Wissenschaft, Kunst und Anstalt würde dann wohl noch Schonung verdienen, wenn ihr das, was Zufall, oder Mißbrauch verursachte, zur Last gelegt werden könnte? Das Streiten, und wiederholte Systembauen in der philosophischen Welt, ist ein Beweis des dem menschlichen Geiste natürlichen Emporstrebens, und das einzige Mittel den Systemgeist einzuschränken, der das Streben nach bessern, und vielseitigern Kenntnißen tödtet. In sofern Bayle's Vergleichung der Philosophie treffend ist, ist sie wahres und rührendes Lob derselben, daß sie nämlich eine Vertilgerin des faulen Fleisches, d. i. der Barbarey und des Aberglaubens, und deren fürchterlichen Gefolges ist. Aber daß sie dann ihre Waf-

fen, ihre Grundsätze gegen Wahrheit, Moralität und Religion kehre und gebrauche ist unmöglich, weil Wahrheit gegen Wahrheit nicht gekehrt werden kann. Mit Hinsicht auf die Uebel, die ihr Daseyn begleiteten, verglich sie Search viel treffender mit dem Speere des Achilles, womit allein die Wunden geheilt werden konnten, die mit demselben gemacht wurden. Philosophie ward mißbraucht, aber nur sie that diesem Mißbrauche Einhalt, und heilte die Folgen desselben, so wie nur sie die falschen philosophischen Systeme widerlegte, und die übrigen Wissenschaften läuterte und verbesserte.

C.

Maß und Grenzen des Philosophirens.

Obschon aber der auf die Philosophie gerichtete Tadel nicht diese, und ihre natürliche Wirkungen trift, so ist doch Vorsicht und Maß bey dem philosophiren nothwendig, um die Umwege, die zu keinem Ziel, und die Abwege zu verhütten, die zum Verderben führen. Derohalben philosophire man so, damit Verstand und Wille mit Kenntnissen, Geschicklichkeiten und Gesinnungen bereichert werden, die bey den andern Theilen der Gelehrsamkeit, und bey den mancherley Angelegenheiten dieses Lebens brauchbar sind. Man sey bey dem philosophiren der Grenzen der Ver-

mö-

mögenheit der Vernunft ingedenk, damit man sich nicht mit einer Scheinwissenschaft täusche, und eine fremde, oder höhere Belehrung für unnöthig ansehe. Gleichweit entfernt von der Entscheidungs = und Zweifelsucht, welche Wissen und Zweifel heucheln, affektiren, oder erzwingen, stimme man jede Behauptung nach dem Gehalte, und Gewichte geprüfter Gründe, und würdige jede philosophische Lehre nicht nach ihrem Aufsehen, sondern nach ihrem Beytrage zur Moralität, und Wohlfahrt unter den Menschen.

II.)

Bestimmung, und Erörterung der Erfordernisse bey dem Studium der Philosophie.

Das Studium der Philosophie fordert, daß seine Zöglinge philosophisches Talent, und philosophischen Charakter besitzen, daß sie mit ihrem Hauptstudium gewisse Hülfsstudien verbinden, und verlangt nebst diesen auch Vorbereitung, Geistesreife und Privatfleiß.

A.

Talent und Charakter des Philosophen.

Das philosophische Talent, der philosophische Kopf, d. i. die Tauglichkeit zur wissenschaftlichen Philosophie fordert ungemeine Anlage, verbunden mit un-

gemeinen Trieb die Dinge genau zu beobachten, und überall nach Gründen, Regeln und Zusammenhang zu forschen, also ungemeinen Beobachtungs = und Erforschungsgeist. Der Besitzer desselben giebt sich dadurch zu erkennen, daß er überall den größern, oder geringern Aehnlichkeiten, den nähern, und entferntern Beziehungen der Dinge, als Ursachen und Wirkungen, als Anstalten und Zwecke, als Gründe und Folgen zu einander nachspürt, daß er Abneigung zeigt in Vernunftsachen etwas blos auf Ansehen anzunehmen, daß er sorgfältig ist in der Anordnung seiner Gedanken und Erkenntniße, indem er Vereinigungspunkte in dem Mannigfaltigen auffaßt, und das Besondere dem Allgemeinen unterordnet.

Der Charakter des Philosophen ist der Charakter des Tugendhaften, des Rechtschaffenen, bey welchem der Gedanke, daß etwas recht, und Pflicht sey immer der Haupt = und entscheidende Bestimmungsgrund seines Wollens und Verhaltens ist. Ein solcher Charakter hat den günstigsten Einfluß auf den besten Gebrauch des Verstandes, theils durch die Unschuld des Herzens, theils durch Achtung für Wahrheit und Menschen. In einem Gemüthe, welches von niedrigen Neigungen, und verzehrenden Leidenschaften frey ist, findet die Denkkraft leichtes Spiel, sie bringt leicht Ueberzeugung hervor. Wo Wahrheits = und Menschenliebe herrscht, dort wird der Wahrheit alles aufgeopfert, dort wird sie auch bey Schwierigkeiten unver=

dro=

droßen gesucht, da werden anders Denkende darum nicht verachtet und verfolgt. Quare non ingenium solum, sed quam maxime pectus est, quod philosophos facit.

B.

Hülfsstudien des Philosophen.

Das Studium, welches auf die Erlernung und Untersuchung der Sprachen, hauptsächlich der Gelehrten, die das Vehikel, und Behältniß der menschlichen Erkentniße sind, sich beziehen, heißt Philologie. Der Philosoph muß also diese sich angelegen seyn lassen, damit er die Erfahrungen, und Einsichten der alten, und neuen berühmten Historiker und Philosophen sich zu Nutzen mache, und sich selbst einen vollkommenen Stil bilde. Denn Cultur des Geistes und der Sprache, stehen in einem genauen Verhältniße.

Die Geschichte ist die Grundlage, und der Grundstoff der Philosophie, indem sie dieser die Fakta liefert, woran sich der Untersuchungsgeist zur Bildung der Wissenschaft, die praktische Vernunft zur Bildung der Weisheit, und der pragmatische Geist, zur Bildung der Klugheit entwickelt. Die Geschichte, die die Menschen in verschiedenen Arten und Graden, der Ausbildung und Verwilderung ihrer Fähigkeiten und Triebe aufstellt, die allgemeine Naturgeschichte,

und die Geschichte der Philosophie selbst, die uns mit den Quellen, Umwegen und Abwegen der philosophirenden Vernunft, und mit dem Ursprung, und den Schicksalen der mancherley Philosopheme bekannt macht, ist vorzüglich dem Philosophen zu empfehlen.

Das Studium der klassischen Werke der Rede- und Dichtkunst, setzt den Philosophen durch den Reichthum, den er aus ihnen schöpft, in den Stand, seinen Philosophemen wo es nöthig ist einen Reitz zu geben, wodurch das Wahre und Gute, gleichsam eine sichtbar gefallende Form erhält, und Geist und Herz, Ueberzeugung und Verhalten des Menschen, in eine wohlthätige Harmonie gebracht werden. Dadurch ahmt er die Natur nach, welche über ihre nützlichen Werke auch mannigfaltige Reitze verbreitet hat. Gründlich und mit Geschmack geschriebene Schriften, oder gehaltene Reden geben der Wahrheit, der Moralität, und der Religion den größten Vorschub.

C.

Vorbereitung, Geistesreife, Privatfleiß.

Das Geschäft des Unterrichts in der Philosophie ist es nicht in den jungen Köpfen ohne deren Antheil, und Zuthun ein System von Kenntnissen der Kräfte,

Gesetze und Zwecke der Dinge in der Welt entstehen zu machen, auf diese Weise würde höchstens ein unverstandenes Gedächtnißwerk entstehen, sondern die Absicht dabey ist nur diese, in dem jungen Geiste aus dem Stoffe schon vorräthiger aber noch unentwickelter, und ungeordneter empirischer, und rationaler Kenntniße, durch eigene also schon etwas entwickelte Kräfte nach deren Gesetzen ein Ganzes zu bilden, in welchem Licht, Ordnung und Zusammenhang herrsche, und bis auf die letzten Principien gedrungen werde.

Soll dieses nur einigermassen gelingen, so wird folgendes erfordert, erstlich eine zweckmäßige Vorbereitung, damit der künftige Zögling der Philosophie den erforderlichen Vorrath von Elementarkenntnißen mitbringe, und über einzelne Gegenstände nachzudenken angeleitet, und gewöhnt werde. Zweytens eine gewisse Geistesreife, damit der angehende Philosoph der festen Beybehaltung desselben Gesichtspunktes, der geschlossenen langen Gedankenreihe, und der beständig gegenwärtigen Uebersicht eines ganzen Lehrbegriffs fähig sey, welches unerlaßliche Forderungen eines guten philosophischen Unterrichts sind. Drittens Privatfleiß, damit der Zögling durch wiederhohltes Nachdenken über das Vorgetragene, und dessen Vergleichung mit demjenigen, was andere Denker darüber mitgetheilt haben, die Fertigkeit in Philo-

sophiren erhalte, und die Einsichten Anderer zu seinem Eigenthume mache.

II.

Allgemeine Uebersicht der bisherigen Schicksale der Philosophie.

Es befördert gewiß das liberale Studium der Philosophie sehr, wenn man weiß, von welchem Anfange, durch welchen Umtrieb die Philosophie zu ihrer gegenwärtigen Größe, Abtheilung und Artikulation gelangt sey. Diese Erkenntniß verschaft die Geschichte der Philosophie. Dadurch ist man bey deren Studium nicht so leicht in Gefahr von Alterthum, oder Neuheit der Lehren überrascht, und irre geführt zu werden. Aber der Zweck der allgemeinen Einleitung, zu dem Studium der Philosophie fordert, und die Beschaffenheit seiner Anfänger erlaubt nur die allererstен Grundlinien einer solchen Geschichte, worinn der Zustand der Philosophie, in den ältesten, mittlern und neuesten Zeiten im Allgemeinen beschrieben wird.

I.)

Zustand der Philosophie in den älteren Zeiten.

Das Bedürfniß zu beobachten, und zu erforschen, zu billigen, und zu mißbilligen ist dem mensch-

lichen Geiste und Gemüthe so natürlich, als ihm das Vermögen dazu wesentlich ist. Schon am Kinde verräth sich dieses Bedürfniß, ehe es noch den vollkommenen Gebrauch der Sprache hat. Anfangs ist bey Menschen ihre Erkenntniß auf die Eindrücke des Gesichts und Gehörs eingeschränkt. Aber nach und nach tritt eine grössere Bekanntschaft mit den Gegenständen, und mit sich selbst, eine genauere Beobachtung der sie umgebenden, und sich in ihnen regenden Natur ein. Hieraus entwickelt sich Erfahrung, und Erwartung ähnlicher Fälle.

Einige von Natur, und Umständen begünstigte Menschen sammeln absichtlich solche Erfahrungen, und Analogien von mehrern Menschen, mehrern Lebens- und Zeitaltern. So bildet sich der gemeine, der gesunde Menschenverstand, der Begriffe und Regeln inne hat, und unter sie subsumirt, und daraus folgert ohne noch diese Akte zu unterscheiden, und zu sondern. Bey weitern Nachdenken entwickelt sich die philosophirende Vernunft, wodurch die Erkenntniß der Ursachen und Gesetze, warum etwas seyn müsse, oder gethan werden solle, zu Stande gebracht wird.

Diese Erkenntniß so unvollkommen sie anfänglich gewesen seyn mag, war doch Philosophie. Es ist also grundlos, ja grundwidrig alle Anfänge des Philosophirens, und der Philosophie auf Griechen einzuschränken, und den vorgriechischen Nationen al-

len Beobachtungs = und Erforschungsgeist abzusprechen. Indessen ist es doch ausser Zweifel, daß Philosophie erst in Griechenland ihre Selbstständigkeit, und gesonderte Theile erhielt, und daß die ersten Pfleger der Philosophie, deren Schriften, oder wenigstens Philosopheme auf uns gekommen sind, Griechen waren.

I.)

Philosophische Kenntniße der sogenannten barbarischen Völker.

Die Griechen nannten alle Völker Barbaren, die nicht das eigentliche Griechenland bewohnten, und mit dessen Bewohnern weder Sprache noch auch Sitten, und Religion gemein hatten. Zu den Nationen, die in diesem Sinne barbarisch waren, gehören also auch die Chaldäer, Phoenicier, Aethiopier, Scythen, Perser, Egyptier, Celten. Obschon aber die Griechen auf die Ehre der Erfindung der Künste und Wissenschaften, ausschließlichen Anspruch machen, so wagen sie es doch nicht zu leugnen, daß diese Nationen schon vor ihnen Anfänge in der Astronomie, Geometrie, in der Gottes = Sitten = und Staatslehre gemacht hatten, und daß in diesen Elementen die Philosophie lag. Mögen immer die Gelehrten dieser Nationen ihre Lehren in Mythen eingekleidet, und in

Hie=

Hieroglyphen aufgezeichnet haben, so folgt doch daraus nicht, daß jene noch gar nicht philosophirt, und letztere keine Philosopheme enthalten haben.

2.)

Griechische Philosophie von Orpheus bis auf die Ptolomäer.

Nach der bewährtesten Geschichte leidet es keinen Zweifel, daß die Geburtsstette einer für sich bestehenden, und in einige wichtige Theile gesonderten Philosophie Griechenland, und die ersten Philosophen von einiger Bedeutung Griechen waren. Sechshundert Jahr v. Chr. wurde der philosophische Geist von den Dichtern und Gnomikern geweckt, dann von Thales, Pythagoras, Zeno dem Eleatiker, und deren Gesellschaften der jonischen, pythagorischen und eleatischen Schule genährt, bis er nach und nach bestimmtere Richtungen nahm, und bessere Früchte brachte.

Von Orpheus bis auf Lykurg, äusserte sich der philosophische Geist in Gedichten und Mythen, und ward als solcher von Orpheus, Musäus, Hesiodus und Homer angeregt und genährt.

Von Lykurg bis auf Thales, bewies sich der philosophische Geist hauptsächlich durch Gesetzgebung, und Regierung thätig um häusliche und bürgerliche Gesellschaften zu organisiren, und zu beglücken.

Von

Von Thales bis auf Sokrates spielte der philosophische Geist, theils den Physiker und Metaphysiker, in der jonischen, theils den Dialektiker, und Sophisten in der elatischen Schule.

Von Sokrates bis auf Epikur machte er Untersuchungen über das höchste Gut, und erklärte durch den Aristipp die Wollust, durch den Plato die Wissenschaft, und durch Zeno den Stoiker die Tugend dafür.

In der Folge verfuhr er, theils dogmatisch und systematisch durch die Peripatetiker, theils skeptisch durch die Pyrrhonier und Akademiker, theils eclectisch und syncretistisch durch die Alexandriner und Neuplatoniker, 300 n. Chr.

II.)

Zustand der Philosophie in den mittlern Zeiten.

I.)

Philosophie unter den Christen bis zu dem zehnten Jahrhundert.

Das Christenthum recht verstanden geht unstreitig dahin, der philosophirenden Vernunft die wahre Richtung zu geben. Es geht dahin ihrer Sehekraft zu Hülfe zu kommen, sie zur Selbstkenntniß zu bringen,

gen, sie von der Sklaverey der Sinnlichkeit, des falschen Systems und Ansehens zu befreyen.

Da schon sehr frühe einige anfiengen die heidnischen Philosophieen mit dem Christenthum zu vereinigen, oder das Christenthum in denselben enthalten, oder übertroffen zu finden vermeinten, so entstand der Haß christlicher Lehrer gegen die damaligen falschen Philosophieen und Philosophen. Dieser traff also nicht die philosophirende Vernunft, und das Philosophiren überhaupt, denn philosophischer Geist und Christenthum können nach H. Paulus, und Augustinus Lehre und Beyspiel mit einander bestehen, sondern die falschen Systemen ergebene Vernunft, und das davon ausgehende Philosophiren.

Die Philosophie blieb in diesem Zeitraum ohne eigenthümliche Pfleger, die entweder die vorhandene gereinigt, geordnet, oder eine neue gegründet hätten, ungeachtet es Männer gegeben hat, die philosophischen Geist, und mehrere schätzbare Kenntniße besaßen, worunter Boetius und Cassiodorus die letzten waren.

2.)

Philosophie unter den Arabern.

Muhamed, und einige seiner Nachfolger ungeachtet sie alle Wissenschaften die nicht in Koran stän-

den,

den, verwarfen, und die herrliche Bibliothek zu Alexandria verbrennen ließen, konnten doch nicht verhindern, daß nicht in der Folge ihre Moslemin durch die Griechen, die ihre Nachbarn und Ueberwundenen waren, allmählig für die Philosophie Sinn bekamen. Die Califen All-Mansor und All-Mamon fachten die Lernbegierde der Araber noch mehr an, indem sie Gelehrte ohne Unterschied der Religion nach Bagdad zogen, mathematische und philosophische Werke der Griechen ins Arabische übersetzen ließen. Zu diesen letztern gehörten hauptsächlich die logischen und metaphysischen Werke des Aristoteles. Darum wurde dessen Logik und Metaphysik ausschließlich Philosophie der Araber. Da in der Folge ihre berühmtesten Männer Avicena und Averroes, sich besonders mit der Medicin beschäftigten, die hauptsächlich dem Beobachtungs- und Erforschungsgeiste die beste Richtung und Nahrung geben kann, so waren sie dadurch wirklich auf dem Wege des ächten Philosophirens. Allein ihre Befangenheit war zu groß um ihn zu sehen, und zu verfolgen. Und darum blieb es bey ihnen immer bey dem schlecht übersetzten Aristoteles.

3.)

Philosophie unter den Scholastikern.

Den Gelehrten, welche im 12. 13. und 14. Jahrhundert in Europa in öffentlichen Schulen die

Wis-

Wissenschaften lehrten, und darum Scholastiker hießen im Gegensatz der bloßen Klosterdocenten, war das, was sie Philosophie nannten, sapientia sæcularis, scientia profana, und doch ancilla ihrer Theologie. Sie bestand in einer schreyenden Dialektik, und in einer spitzfindigen Metaphysik, die sie nicht aus dem griechischen, sondern aus dem arabischen Aristoteles schöpften, und in einer barbarischen Terminologie vortrugen. Dieses war die Wirkung des Geistes, ihrer und der vorhergegangenen Zeiten, und brachte viele geheime Skeptiker und Atheisten hervor. Jedoch gab es unter den Scholastikern Männer die große Köpfe waren, und viele für ihre Zeiten schätzbare, und bewundernswürdige Einsichten besassen.

III.)

Zustand der Philosophie in den neuesten Zeiten bis 1800.

1.)

Vorbereitungen die Philosophie zu reformiren.

In der zweyten Hälfte des 15. Jahrhunderts fieng man an in Italien, England und Deutschland,

die

die alten griechischen und römischen Schriftsteller zu studieren. Den dadurch gebildeten Geschmack empörte die damalige Philosophie, d. i. die Scholastik, und dieser machte auf die fehlerhafte Beschaffenheit derselben aufmerksam. Dadurch, und durch andere Anläße wurden vortreffliche Köpfe zum liberalen Philosophiren geweckt, und versuchten die Philosophie zu reformiren.

Zwar waren die ersten Versuche einer Reform die im 16. Jahrhundert Brunus, Campanella, Cardanus u. a. vornahmen, höchstens nur einzelne Lichtstralen in dem finstern Gewölke der Scholastik. Jedoch war man dabey einen Weg gewahr, nämlich den Weg des Beobachtungs- und Erforschungsgeistes, und des Kalkels, den in der Folge große Köpfe zeigten, einschlugen und bahnten. Darum wiederfuhr der Physik und Logik die erste Verbesserung.

2.)

Glücklichere Versuche die Philosophie zu verbessern. Wolf, Hume, Eclectiker.

Erst im 17. Jahrhundert folgten schnell glücklichere Versuche die Philosophie zu verbessern, von Bako, Newton, Loke, Cartesius, Leibnitz aufeinander,

ber, neben welchen aber auch die alten Philosophieen in etwas veränderter Gestalt wieder hervorgiengen. Dadurch wurden die Uneinigkeiten unter den Philosophen vermehrt, und die Angriffe der Skeptiker heftiger.

Im 18. Jahrhundert tratt die Wolfische Philosophie auf, schien alle Forderungen und Wünsche zu befriedigen, und half die übrigen Wissenschaften zu verbessern. Aber man fieng an des Systems müde zu werden. Eine Zeit ohne System machten die Philosophen entweder Eclectiker, oder lagen der Verbesserung einzelner philosophischer, und anderer Wissenschaften ob.

Durch Hume's Behauptung, daß ausser der regelmäßigen Coexistenz, und Succeßion der Erscheinungen, und Dinge kein Grund da sey Eines für die Ursache des Andern anzusehen, mußte die theoretische Vernunft und Philosophie, welche auf die Erforschung der Ursachen, und auf die Erklärung des Daseyns geht, ganz vernichtet scheinen. Dieses empörte scharfsinnige Männer unter seinen Landsleuten. Allein er blieb unwiderlegt, und sein Angriff wurde nicht einmahl von ihnen recht verstanden.

3.)

Revolution in der Philosophie.

Kant war der erste, der den Sinn, die Stärke, und die Folgen des Humischen Angriffs, wenn er nicht widerlegt werden könnte, auf menschliche Vernunft und Wissenschaft einsah, und ihn durch dogmatische Philosophie für wirklich unwiderleglich ansah. Er glaubte den Grund davon darin zu finden, daß die dogmatischen Philosophen, und Hume mit ihnen die Vermögenheit der Vernunft verkennen und mißkennen, weil sie falsch voraussetzen, daß sich das menschliche Erkenntnißvermögen nach den Gegenständen richte, indem vielmehr diese nach jenem sich richten müßten.

Darum glaubte er, daß die Philosophie von der vorläufigen Ergründung, Prüfung und Ausmessung, der gesammten Vermögenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens heraus und hervorgehen müsse. Das Geschäft und Werk, wodurch er dieselbe unternahm, und wovon er 1770. die Idee, 1781. aber die Vollendung der Welt bekannt machte, nannte er die Kritik der reinen Vernunft, weßwegen nur die Philosophie, die auf diese Weise zu Stande gebracht wird, die kritische im Gegensatz der

unkritischen heißt. Die ohne Kritik nämlich ohne Kantische Kritik zu Stande gebrachte Philosophie nennt er spottweise die dogmatische.

Durch seine ganz neue Vernunftkritik glaubt Kant zu den Resultaten berechtigt zu seyn, daß die theoretische Vernunft und Philosophie, welcher die Erforschung, und Erklärung der Natur im Gegensatz der Moralität, und Freyheit des menschlichen Willens angehört, blos auf die Erfahrung eingeschränkt sey, die praktische Vernunft aber, als Gesetzgeberin und Regiererin des Willens, durch ihre Forderung eines allgemeingültigen Verhaltens unter Menschen nicht nur die Freyheit des Willens, sondern auch das Daseyn eines Weltschöpfers, und der Unsterblichkeit moralischer Wesen vollkommen verbürge, und gegen alle theoretische Angriffe sichere.

Ungeachtet aber die kritischen Philosophen einmüthig erklärten, wahre Philosophie sey von dem königsbergischen Philosophen nicht nur erst gegründet, sondern auch ganz vollendet worden, so war doch leicht abzusehen, daß sie in dieser selbst, und in ihrem Eifer für dieselbe Veranlassung finden werden, bald zu erklären, und zu beweisen, daß noch immer etwas, und zwar Wesentliches in der kritischen Philosophie zu thun übrig sey. Reinhold's Neue Theorie des Vorstellungsvermögens, Beck's Einzig möglicher

Standpunkt, aus welchen die kritische Philosophie beurtheilt werden muß, hauptsächlich aber Fichte's Wissenschaftslehre ꝛc. und die sich diesem einigermassen in den Weg stellt, Bouterweck's Apodiktik, sind die Belege davon.

Lehrbegriff

der

theoretischen Philosophie.

Erster Theil

empirische Psychologie

oder

Anthropologie.

Vorbericht

zur

empirischen Psychologie.

1.)

Begriff von dieser Wissenschaft.

Wenn die menschliche Seele (das menschliche Ich, der innere Mensch) ein Wesen ist, welches seine eigenthümliche Aeusserungsarten und Gesetze, und dabey zum Grunde liegende Eigenschaften und Kräfte, und also seine eigene Natur hat, wenn sich von dieser eine erfahrungsmäßige Erkenntniß erwerben, diese auf Grundsätze zurückführen, und methodisch verfaßt in einem System darstellen läßt, so ist eine Naturlehre von der menschlichen Seele möglich. Diese heißt

empi-

empirische Psychologie, und kann auch Anthropologie heissen.

2.)

Ihr Abtheilung und Behandlungsart.

Das Innere am Menschen die Seele, das Ich, welches von seinem Aeußern afficirt, geformt, und zu erkennen gegeben wird, muß in der Anthropologie erfahrungsmäßig bestimmt werden, erstlich überhaupt als Subjekt des Bewußtseyns, als Seele, dieß giebt eine Generalpsychologie, dann aber insbesondere als Geist und Gemüth, d. i. als Sitz und Subjekt des Erkenntniß- und des Gefühls- und Begehrungs-Geschäftes und Vermögens, dieß giebt eine Specialpsychologie, die entweder Dianoiologie, oder Thelematologie ist.

Die empirische Psychologie oder Anthropologie, darf aber nicht blos physiologisch, sondern sie muß möglichst pragmatisch behandelt werden, d. h. sie darf nicht blos zeigen, was die Natur aus dem Menschen als Naturwesen durch ihre Anlagen und Ursachen mache, sondern hauptsächlich lehren, was er als freyhandelndes Wesen durch moralische Ursachen aus sich selbst mache, oder machen könne.

Der empirischen Psychologie erste Abtheilung

Generalpsychologie,

oder

von der menschlichen Seele überhaupt.

Vorbericht.

Durch die Lehren von der Natur der menschlichen Seele überhaupt, werden die bestimmtern Lehren von der Natur derselben, als Geist und Gemüth, vorbereitet.

Sie werden nach der Idee einer Generalpsychologie bestimmt, und betreffen den Grundbegriff von der menschlichen Seele, ihr Verhältniß zu ihrem Körper, und ihr Grundwesen.

Nur nach diesen Kenntnissen, von der menschlichen Seele im ganzen, kann man die Zuverläßigkeit, und Wichtigkeit dieser Wissenschaft, und die verschiedenen psychologischen Theorieen und Methoden beurtheilen.

Erster Abschnitt.

Grundlegung eines allgemein gültigen, erfahrungsmäßigen Grundbegriffs von der menschlichen Seele.

Wichtigkeit dieses Lehrstücks.

Nach der Beschaffenheit des Grundbegriffs, den man von einem Gegenstande heget, richtet man sich bey der Bestimmung des Uebrigen an denselben. Derohalben kommt es hauptsächlich bey der menschlichen Seele sehr auf einen richtigen Grundbegriff von ihr an.

Nur aus der Verschiedenheit, der Falschheit, oder Unbestimmtheit, oder dem Mangel des Grundbegriffs von der menschlichen Seele, lassen sich einigermassen die äusserst verschiedenen Meinungen, und Lehrbegriffe von der menschlichen Seele begreifen.

I.

Bestimmung der ausgemachtesten Unterscheidungsmerkmale von dem, was man bey dem Menschen Seele nennt.

Das Gewisseste alles Gewissen, und die Bedingung, die Quelle aller andern Gewißheit ist das Bewußtseyn, und dessen absolute Einheit und Identität. Das Bewußtseyn schließt alle Vertheiltheit, alle Abwech-

wechselung aus, es ist bey aller Verschiedenheit, bey allem Wechsel der äussern und innern Gegenstände, und Zustände nur eins, und der Zahl nach immer dasselbe. Was für gewiß gehalten werden soll, muß entweder Thatsache des Bewußtseyns, oder etwas aus einer solchen Thatsache geschlossenes seyn, was, als bey derselben, in oder auser dem Subjekte des Bewußtseyns zum Grunde liegend, vorausgesetzt werden muß.

Das Bewußtseyn ist unverkennbar verschieden, erstlich von den verschiedenen Modifikationen, die in ihm vorkommen, zweytens von den innern Principien dieser wesentlich verschiedenen Modifikationen, drittens von seinem Subjekte, welches zugleich auch das Subjekt jener Modifikationen, und ihrer innern Principien ist, dem Ich. Der Mensch macht diese Unterscheidung sehr frühe, denkt sich schon als Ich, ehe er noch sprechen kann. Dadurch ist er Person (ich, du, er) und zwar immer dieselbe psychologische Person. Das giebt ihm Rang, und Würde über alles auf der Erde, er ist Person, Selbstzweck, alles Uebrige sind Sachen.

Im menschlichen Bewußtseyn kommen dreyerley wesentlich verschiedne Modifikationen als Veränderungen seines Subjekts vor, nämlich erstlich: Vorstellungen, die entweder einzelne unmittelbare, d. i. Anschauungen, oder allgemeine mittelbare d. i. Begriffe sind, zweytens: Affektionen des Gemüths, die entwe-

der Gefühle (Lust, oder Unlust) oder Strebungen (Begierden, oder Verabscheuungen) sind, drittens: Selbstbestimmungen des Willens, wohin Maximen, Entschlüsse, Wahl und Handlungen gehören.

II.

Ableitung eines allgemeingeltenden Grundbegriffs von der menschlichen Seele.

Das Bewußtseyn, die in ihm vorkommenden Modifikationen, und deren Principien sind Qualitäten, Accidenzen. Sie können also nicht ohne ein reales, substanziales Subjekt seyn, dem sie als Modifikationen, als Eigenschaften, inhäriren. Dieses reale, für sich bestehende (nicht logische) Subjekt heißt, und ist, Seele, Ich. Beyde (Seele, Ich) sind das, was sich bewußt ist, Anschauungen, Gedanken, Gefühle, Begierden zu haben, bleibende, und vorübergehende Entschlüße zu fassen, und unwillkührliche Handlungen und Bewegungen hervorzubringen. Sie sind also eins und dasselbe (idem ipsum). Seele du bist Ich, Seele ich bin Du!

Unsere Vorstellungen, Anschauungen, Gedanken sind wirklich, wir sind uns derselben bewußt, sie afficiren uns innerlich, erzeugen Gefühle, und Strebungen, Beyfall, und Billigung, veranlassen dadurch Entschliessungen und Handlungen, folglich sind auch die innern Principien dieser Modifikationen, und das

Sub-

Subjekt von beyden die Seele, das Ich, wirklich, und weil ungeachtet des unaufhörlichen Wechsels jener Modifikationen das Bewußtseyn nicht wechselt, nicht übergeht, so kann auch sein Subjekt nicht mit einem andern verwechselt werden. Das Bewußte, das Denkende, das Fühlende kann schlechterdings keine Bestimmung von etwas andern, kein Aggregat von Modifikationen, von Elementen seyn. Es ist also etwas Beharrliches, es ist Substanz.

Weil Ich und Seele in Menschen eins und dasselbe ist, so ist es ungereimt zu behaupten, daß ein Mensch mehr als eine Seele habe. Er müßte ein mehrfaches Ich seyn, welches mit der absoluten Einheit des Bewußtseyns streitet. Der Streit der Urtheile, und Begierden im Menschen ist wohl ein Grund in seiner Seele, zwey Eigenschaften nämlich Sinnlichkeit, und Vernunft, aber nicht zwey Seelen eine sinnliche, und eine vernünftige anzunehmen. Denn jener Streit geht nach dem Zeugniße des Bewußtseyns in demselben Subjekte vor sich, welches Seele ist. Aliudque cupido, mens aliud suadet, video meliora proboque, deteriora sequor.

III.

Verschiedenheit der Seele, und der Organisation im Menschen.

Der Mensch ist nicht blos Ich, Seele, sondern er besteht auch aus einer bewunderungswürdigen Or-

ganisation, welche die nächste Quelle der passiven Veränderungen, und der Standort der Seele in der Welt gleichsam ihre Perspektive in diese ist, die Vehikel, und Organe enthält, wodurch sie Einwirkungen von aussen empfängt, und auswärts ertheilt. Seele ist das Inwendige, der Bewohner, der Meister, der Körper ist das Auswendige, die Wohnstette, das Werkzeug.

Das Ich ist im Menschen etwas Anderes als sein Körper. Keins von diesen kann für das Subjekt, oder für die Bestimmung des Andern angesehen werden. Jedes davon hat seine eigenthümliche Wirkungsarten, Gesetze und Eigenschaften. Das Gewahrnehmen, Reflektiren, Vergleichen, Erforschen, Beurtheilen, wodurch die Erkenntniß der Dinge erworben wird, dann die mancherley Gefühle der Lust, die Begierden, und Entschliessungen mit ihren Principien, und Gesetzen sind von dem Knochengebäude, von dem Systeme der Erhaltungs = Empfindungs = Bewegungs = und anderer Organe, und deren Eigenschaften, Funktionen, und Wirkungen zu auffallend verschieden, als daß man das Ich, und den sichtbaren Körper für eins und dasselbe, oder Eins für die Bestimmung des Andern, als seines Subjekts, ansehen könnte.

Aber wie tief geht dieser Unterschied im Menschen, ist er ein Unterschied der Grundursachen dieser so verschiedenen Wirkungen und Eigenschaften, oder ist das Bewußtseyn, mit dem, was in ihm vor-

kommt,

kommt, und mit dessen Principien, eine Eigenheit und Wirkung, des innersten und feinsten Organensystems im menschlichen Körper, und dieses also im Grunde Subjekt, und Sitz des Bewußtseyns? Das Subjekt des Bewußtseyns ist absolut eins, und jederzeit, in jeder Lage dasselbe, ist Noumenon, die innerste Organisation ist aber etwas vielfältiges, ist im beständigen Fluße, und nach allen ihren Theilen, Eigenschaften und Wirkungsarten, Phänomenon. Die Veränderungen und Zustände der Seele, werden durch den innern Sinn wahrgenommen, schließen mit den dabey zum Grunde liegenden Eigenschaften alles Räumliche aus, und sind eigentliche Qualitäten, die ihrem Subjekte inhäriren. Die Eigenschaften, und Modifikationen der Organisation aber werden nur durch den äussern Sinn erkannt, und sind Resultate, die aus der Verbindung aussereinander befindlicher Stoffe entspringen.

Zweyter Abschnitt.

Betrachtung der Harmonie zwischen Seele und Leib.

I.

Begriff von der Harmonie zwischen Seele und Leib.

Obschon aber im Menschen Seele und Leib ihre von einander ganz verschiedene Natur und Bestand-

heit

heit haben, so waltet doch unter diesen zwey wesentlich verschiedenen Bestandtheilen eine bewunderungswürdige Harmonie ob, wodurch das Wesen von vermischter Natur, der Mensch, besteht.

Die Beobachtung und Erfahrung lehret, daß Seele und Körper im Menschen auf eine bewunderungswürdige Weise in ihren Veränderungen, Anlagen, Eigenschaften und Zuständen übereinstimmen, und sich in diesen Stücken nacheinander richten. Diese Uebereinstimmung, uud Correspondenz der Seele, und des Körpers im Menschen, in Ansehung ihrer bleibenden Beschaffenheit, und ihres vorübergehenden Zustandes heißt Harmonie, oder Vereinigung zwischen denselben.

Die Harmonie zwischen Seele und Leib beruht auf Naturgesetzen, deren Kenntniß nicht nur dem Psychologen zur Erklärung, sondern auch dem Mediker, und Moralisten zur Abhaltung, oder Beförderung anthropologischer Phänomene nothwendig ist. Die Formeln dieser Gesetze deuten die Art und Weise an, wie Seele und Leib harmoniren.

II.

Gesetze der Harmonie zwischen Seele und Leib.

Aus der Vergleichung, der die Harmonie zwischen Seele und Leib betreffenden Phänomene, offenbaren sich drey Gesetze derselben.

1.)

Erstes Gesetz. Thatsachen aus deren Vergleichung es sich offenbaret.

So wie gewisse Veränderungen in der Seele nehmlich gewisse Vorstellungen und Gefühle derselben regelmäßig auf gewisse Veränderungen des Körpers folgen, und sich nach diesen richten; so folgen hinwiederum gewisse Veränderungen und Bewegungen des Körpers regelmäßig auf gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begierden, Entschließungen der Seele, und sind Zeichen derselben, geben sie zu erkennen.

Solche Vorstellungen und Gefühle, die auf Veränderungen des Körpers erfolgen, und die hinwiederum Veränderungen und Bewegungen des Körpers hervorbringen, sind die Vital- und organischen Empfindungen und Gefühle im Menschen. Die Vorstellungen wirken mehr auf das Gehirn, auf die Empfindungs- und Sprachorgane, die Gefühle aber mehr auf die Lebens- und Stimmorgane.

2.)

Zweytes Gesetz. Thatsachen aus deren Vergleichung es sich ergiebt.

So wie die Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens bey einem Menschen, die Vorzüge, oder

Schwächen desselben, dann seine Gemüthsart, sein Naturell, seine Sinnesart merklich nach der Beschaffenheit seines Körpers, und dessen was diesen alternächst als Seelenorgan bestimmt, sich richtet, so giebt sich hinwiederum jenes Innere des Menschen in seinem Aeußern durch Gesichtszüge, Mienen, Blick, durch Geberden, Stellung, Stimme, und deren Veränderung zu erkennen.

Jedes Temperament, jedes Klima prädisponirt seine Subjekte und Bewohner zu einer gewissen Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit, und bringt diese nach und nach hervor, in so fern es die noch übrigen Ursachen zulassen. Einzelne Menschen und ganze Nationen, die sich in Ansehung des Temperaments und Klimas gleichen oder unterscheiden, sind auch in Ansehung der Beschaffenheit des Kopfs und Naturells gleich oder verschieden, wenn nicht andere Ursachen im Wege stehen. Wirklich sind die Wirkungsarten der verschiedenen Temperamente und Klimate von Diansiologen und Thelematologen schon auf Gesetze zurückgebracht.

Aber auch sowohl einzelne Menschen als auch ganze Stände und Nationen sind eben so sehr in Ansehung ihres Aeußern, ihrer Physionomieen, unterschieden, als sie sich in Ansehung ihrer natürlichen und erworbenen Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit unterscheiden. Jede Geistes- und Gemüthsform hat ihre Physiognomie, und jeder Geistes- und Gemüthszu-

ständ hat seine Sprache, ungeachtet sich erstere weniger als die letztere deuten läßt.

3.)

Drittes Gesetz. Thatsachen, die es bestättigen.

So wie der Körper vermittels seiner Zustände, und vermittels der jedesmaligen Witterung auf die Seele bald vortheilhafte, bald nachtheilige Einflüße hat, die Aeußerungen ihrer Kräfte und Triebe bald befördert, bald hindert und verkehrt, so sind hinwiederum gewisse Geistes- und Gemüthszustände den zweckmäßigen Verrichtungen des Körpers bald zuträglich bald nachtheilig.

Ein gesunder Körper, güte Witterung und Verdauung, ein leichter Umlauf des Geblüts und anderer Säfte, ein mäßiger Genuß der Nahrungsmittel und des Schlafs machen den Geist heiter aufgelegt zur Thätigkeit und ausdaurend in derselben; Stumpfheit, Trägheit des Geistes, Uebersspannung der Phantasie, Verdroßenheit, Furchtsamkeit des Gemüths sind der natürliche Erfolg gewißer fehlerhafter Zustände des Körpers.

Eben so hat auch angemeßene Beschäftigung der Seele, und ihre Heiterkeit wohlthätige Wirkungen auf die Verrichtungen des Körpers. Freude über gewisse Ereignisse, über edle Thaten, über Einsicht wichtiger Wahrheiten theilt auch dem Körper eine ge-

wisse Lebhaftigkeit mit, befördert seine Verrichtungen, giebt ihm ein anmuthiges Aussehen. Ueberspannte, einseitige Geistesanstrengung, heftige Gemüthsbewegungen bringen in dem Körper große Wirkungen hervor.

III.

Vorläufige Anzeige der Erklärungsarten der Harmonie zwischen Seele und Leib. Sitz der Seele im Körper.

Obschon aber vermöge dieser Gesetze der Harmonie kein Zweifel seyn kann, daß Seele und Leib in einander wirken, und von einander leiden, und also im Causalverhältnisse, in Gemeinschaft stehen, welches man den physikalischen Einfluß nennt, so können wir doch keineswegs einsehen, und erklären, wie durch Bewegungen in dem Körper Vorstellungen, und Gefühle in der Seele, und wie durch Vorstellungen, Gefühle, Begierden, und Entschließungen in dem Körper Bewegungen entstehen. Weil über dieß einige Philosophen die reale Gemeinschaft zwischen Seele und Leib für unmöglich d. i. mit der Natur der Seele streitend, ansahen, so glaubten sie die Gottheit für die unmittelbare Ursache der Harmonie zwischen Seele, und Leib ansehen zu müssen, weßwegen sie behaupteten, daß diese Harmonie entweder vermöge der beständigen gelegenheitlichen Mitwirkung der Gottheit, oder vermöge der ursprünglichen Einstim-

stimmigkeit der Dispositionen, und Oekonomieen dieser zwey Substanzen, um deren Willen sie Gott für einander bestimmt habe, erfolge. Darum nennt man das Erste die göttliche Assistenz, und das Zweyte die göttliche Prästabilition.

Eine allgemeine Vorstellung dieser drey Gründe, und Erklärungsarten der Harmonie kann schon hier nicht zwecklos scheinen, weil sich nach diesen die psychologischen Systeme unterscheiden. Ungeachtet es aber unbekannt bleibt, wie Seele und Leib in ihrer Wirklichkeits- nnd Wirkungsart einander bestimmen, wie sie einander formen, und bezeichnen, so ist doch dieses gewiß, daß die Eindrücke, auf die Empfindungsorgane vermittels der Nerven zum Gehirn als ihrem gemeinschaftlichen Ursprung gebracht werden müssen, wenn äußere Empfindungen und Gefühle in der Seele entstehen sollen, und daß Bewegungen, welche auf gewisse Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen der Seele im Körper erfolgen vom Gehirn herab ihren Anfang nehmen. Weßwegen man das Gehirn (sensorium & motorium commune) für den Sitz der Seele d. i. für den Ort des Ursprungs aller äußern Empfindungen und aller willkürlichen Bewegungen ansehen muß. Weil die Abhängigkeit des Geistes, und Gemüths von der Beschaffenheit, und dem Zustande des Körpers ausser Zweifel ist, so muß vermittels der Diät gesorgt werden, damit die Bildung und Thätigkeit der Vernunft befördert werde,

und nicht die Sinnlichkeit über Geist und Gemüth herrsche.

Dritter Abschnitt.

Bestimmung des Grundwesens der menschlichen Seele.

I.

Reduktion aller Seelenmodifikationen auf ihre Klassen und Principien.

Alle Seelenmodifikationen machen drey Klassen aus. Zu der ersten Klasse gehören die Vorstellungen, welche entweder einzelne Vorstellungen der Gegenstände durch ihre Eindrücke, oder Bilder, d. i. Anschauungen oder aber allgemeine Vorstellungen durch abgesonderte Merkmale d. i. Begriffe sind. Zu der zweyten Klasse gehören die Affektionen des Gemüths, die entweder Gefühle der Lust und Unlust, oder Strebungen des Begehrens und Verabscheuens sind, diese gehen auf die Bewirkung, oder Entfernung einer vorausgesehenen Lust oder Unlust, beyde aber sind entweder sinnliche oder vernünftige. Zu der dritten Klasse gehören die Selbstbestimmungen, die entweder bleibende, und vorübergehende Entschlüsse, oder willkührliche Handlungen und Bewegungen sind. Das Bewußtseyn lehret, daß sich die Seele bey einigen ihrer Mo-

difikationen leidend, bey andern aber selbstthätig verhält, jenachdem sie in ihr entweder durch Eindrücke, und bloße Absociationen, oder aber nach gewissen Regeln und leitenden Absichten erfolgen. Auser Zweifel ist es, daß sich die Seele zur Aufmerksamkeit, zum Nachdenken, zur Fortsetzung der Gefühle, zur Befriedigung der Begierden, und zu dem dazu erforderlichen Gebrauche ihrer Vermögen und Organe bestimmt. Sie ist also kein blos leidendes Wesen, kein geistiges Automat, sondern selbstthätig, und besitzt Willen und Selbstmacht.

Die wesentliche Verschiedenheit der Seelenmodifikationen setzt mehrere nächste Principien, oder Grundeigenschaften in der menschlichen Seele voraus, nämlich das Princip der Vorstellungen und Erkenntnisse, oder das Erkenntnißvermögen, das Princip der Gefühle und der Begierden oder das Gefühls- und Begehrungsvermögen, und das Princip der Entschließungen, und Handlungen oder die Willkühr, und Freyheit. Die Seele als Subjekt des Erkenntnißvermögens, und seiner Aeußerungen heißt Geist, (mens) an welchem man Sinnlichkeit und Denkkraft unterscheidet. Als Subjekt des Gefühls- und Begehrungsvermögens heißt sie Gemüth, Herz, (animus) an welchem man die Neigungen und Triebe, und die Affekten und Leidenschaften unterscheidet. Als Sitz des Willens und seiner Willkühr und Freyheit heißt sie Person. Auf diese beziehen sich die Sitten und Thaten, und

die

die praktischen Regeln, die entweder Sittengesetze oder Klugheitregeln sind, jenachdem sie entweder die objektive oder blos die subjektive Nothwendigkeit eines gewissen Verhaltens anzeigen.

II.

Bestimmung der Grundkraft der menschlichen Seele. Vorläufige Anzeige der streitigsten Punkte in der Psychologie.

Alle Aeußerungen der Seele sind im Grunde bloße Modifikationen eines und desselben bald leidend- bald selbst-thätigen, bald auf Gegenstände der Vorstellungen, bald auf die Zustände seines Subjekts bezogenen Bewußtseyns, und durch dessen Einheit auf das genaueste verbunden. Derohalben ist die Kraft des Bewußtseyns die Grundkraft der Seele, oder vielmehr die Seele selbst, und jene Principien nehmlich der Vorstellungen und Erkenntnisse, der Gefühle und Begierden, und der Entschließungen und Handlungen sind ihre Grundeigenschaften, und machen also ihr Grundwesen aus.

Ob die menschliche Seele ein leidendthätiges Wesen etwa eine bloße Zuschauerinn des jedesmaligen Fiberspiels, oder ob sie auch ein selbstthätiges freyes Wesen sey, welches Einiges ohne Antheil und Zwang äußerer Einwirkungen und bloßer Naturgesetze selbst-

thä-

thätig verrichtet; ob sie als Geist oder als Gemüth der Sitz der Selbstthätigkeit sey; ob alle ihre Vorstellungen, Strebungen, und Zustände bloß Enthüllung, und Entwikelung dessen seyen, was schon ursprünglich in ihr lag, oder ob sie dabey durch die Beschaffenheit und Lage des Körpers, als ihres Standorts und Organs bestimmt werde, und auch diese bestimme; ob dem menschlichen Geiste und Gemüthe ursprüngliche Formen inwohnen, nach welchen sich die Gegenstände richten müssen, so daß die allgemeinen Bestimmungen, mit welchen alles erkannt und gewollt werden müße, bloße subjektive Bestimmungen und Gesetze des Geistes, Gemüths und Willens seyen; ob der menschliche Geist mit aller seiner realen Erkenntniß nur auf Erfahrung, und Erscheinungen eingeschränkt sey, oder ob jene sich einigermassen auch auf Dinge an sich erstrecken könne, sind unter Philosophen sehr streitige Punkte.

Diese Punkte müssen schon hier angezeigt werden, um auf die Schwierigkeiten der Sache, und auf die Nothwendigkeit einer ungemeinen Genauigkeit und Anstrengung bey dem Seelen-Beobachtungs- und Erforschungs-Geschäfte, und weiter auf die Gründe der Verschiedenheit, und auf die Klippen der psychologischen Systeme aufmerksam zu machen.

III.

III.

Fortsetzung des Vorberichts zur empirischen Psychologie.

Nur nach diesen Grundlehren von der menschlichen Seele können die Schwierigkeiten und der Werth der Psychologie gezeigt, und die verschiedenen psychologischen Theorieen und Methoden beurtheilt werden, welche Punkte gewöhnlich in der Einleitung selbst berührt werden.

I.)

Anzeige der Schwierigkeiten bey dem Studium der menschlichen Seele. Werth der Psychologie.

Es ist nothwendig die Schwierigkeiten zu kennen, die bey dem Studium der menschlichen Seele obwalten, um dabey Vorsicht sich zur Maxime zu machen, damit man nicht durch vermeinte Leichtigkeit, oberflächliche Beobachtungen und übereilte Schlüsse die Wahrheit verfehle. Die Hauptschwierigkeiten sind folgende:

1.) Es ist schwer Seelenphänomene genau zu beobachten, weil sie schnell abwechseln und sich verändern und sich nicht beliebig hervorbringen, wiederholen und Andern vorzeigen lassen. Bald Gewohn-

heit,

heit, bald Stärke der äußern Eindrücke, bald die mit ihnen verbundenen Gemüthsbewegungen vermindern oder erschweren unsere Aufmerksamkeit auf sie, sie fordern einen ungemeinen Beobachtungsgeist.

2.) Es ist schwer die Gesetze und Ursachen der Phänomene des innern Sinnes zu erforschen, und diese aus jenen zu erklären, weil sie gewöhnlich das Resultat von mehrern innern und oft auch äußern Ursachen sind, die in sehr verwickelter Ordnung einander und ihre gemeinschaftliche Wirkungen bestimmen. Es wird dazu Unbefangenheit und ungemeine, unverdroßene Zergliederungs- und Prüfungsgabe erfordert.

3.) Und diejenigen, die entweder viel Anlage oder viel Gelegenheit haben die Erkenntniß der Seelenphänomene und ihrer Ursachen an sich, oder an Andern zu erwerben, zu verbessern, zu erweitern, benutzen ihr Talent und die Anläße nicht, oder sammeln die gemachten Bemerkungen nicht, weil sie deren Werth nicht kennen.

Doch alle diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, sie machen eine ausgebreitete und zuverläßige Erkenntniß von der menschlichen Seele nicht unmöglich, sie beweisen nur die Nothwendigkeit einer ungemeinen Genauigkeit, und Anstrengung bey dem Seelen-Beobachtungs- und Erforschungs-Geschäfte, welche um so weniger zu scheuen ist, weil nicht nur das Seelenstudium für sich sehr angenehm und unterhaltend ist, und der psychologische Beobachtungs-

geist durch Uebung bewunderungswürdig geschärft und verfeinert werden kann, sondern auch die psychologischen Kenntnisse zu den gemeinnützigsten und wichtigsten gehören, welches aus folgenden Betrachtungen erhellet:

1.) Durch das systematische Studium der menschlichen Seele wird die Erkenntniß aller niedern und höhern Geisteskräfte und Willenstriebe nach ihren Wirkungen, Gesetzen und Vollkommenheiten erworben, dadurch aber nicht nur die Behandlung aller übrigen Wissenschaften psychologisch, und so fort angenehmer und anwendbarer gemacht, sondern auch die Selbstkenntniß, die Herrschaft der höheren Kräfte und Triebe über die niedern, die harmonische Thätigkeit von beyden, richtige Beurtheilung der menschlichen Vorzüge und Fehler, also wahre Selbst- und Menschen-Achtung und Liebe, Rechtverhalten und Zufriedenheit befördert.

2.) Viele Wissenschaften und Geschäfte setzen eine systematische Kenntniß der menschlichen Seele voraus, diejenigen ohne Zweifel, die darauf abzwecken eine Art Gesetzgebung für Geist oder Gemüth zu erforschen, zu entwerfen, oder zu handhaben, die Denk- und Handlungsart der Menschen zu lenken, zu beurtheilen, zu verbessern, also Logik, philosophische Sprachlehre, Aesthetik und die praktische Philosophie nach allen ihren Theilen. So wie aber die Jugenderzieher und Volkslehrer um in der Bildung

und

und Heilung der Gemüther geschickt zu seyn, bey der Psychologie in die Schule gehen müssen, so sollen sie durch genaue und räsonirende Beschreibungen ihres Verfahrens diese dankbar bereichern.

3.) Das Studium der Zeitgeschichte, der Sprachen, der Religionen, der Sitten der Völker, der klassischen Schriften des Alterthums wird dadurch anziehend und lehrreich, daß es Gelegenheit giebt, eigene psychologische Bemerkungen zu machen, und die in den Schriften vorkommenden zu sammeln, zu ordnen. Unter der Anleitung eines Lehrers, oder bey einem Leser, der eine nach Grundsätzen geordnete Kenntniß der menschlichen Seele besitzt, geht dieses am vortheilhaftesten vor sich. Die Aerzte, welche allernächst die Herstellung des innern Wohlstandes des menschlichen Körpers zum Gegenstand haben, würden, wenn sie endlich nach der nachdrücklichen Forderung einiger ihrer Fürsten die empirische Seelenlehre nach ihren ganzen Umfang zu ihrem Studium machten, nicht nur ihre eigenen Wissenschaften, sondern auch die Seelenkunde sehr bereichern und verbessern.

II.)

Würdigung der psychologischen Theorieen und Methoden.

Die ächte Methode der Erfahrungsseelenlehre ist die empirischlogische (die analytische). Man sammle

durch

durch genaue Beobachtung die Phänomene des innern Sinnes, die Veränderungs = und Wirkungsarten der Seele; man bringe sie durch genaue Vergleichung nach feststehenden Merkmalen auf Begriffe; man bemerke die regelmäßige und erforsche die nothwendige Koexistenz und Succession derselben mit einander und mit den Phänomenen des äussern Sinnes, und bestimme darnach die Eigenschaften und das Grundwesen ihres Subjekts d. i. der menschlichen Seele. Cherchons les faits, voyons ce qu'en resulte, voila nore philosophie de l'ame.

Bey der Vergleichung der bisher aufgestellten psychologischen Theorieen bemerkt man bald zwey Hauptabweichungen, die man als eben so viele Abwege bey dem Studium der Psychologie und der psychologischen Systeme zu vermeiden, und als Folgen der Vernachläßigung der wahren psychologischen Methode anzusehen hat. Man hält sich nämlich entweder mit Hindansetzung der Beobachtung und Zergliederung der psychologischen Faktorum an vorgefaßte Begriffe von der Seele und ihren Vermögen, und an willkührliche Bestimmungen, oder man bleibt bey den einzelnen Thatsachen, ihren nächsten Aehnlichkeiten, Gesetzen und Ursachen stehen, ohne von diesen zu allgemeinern und höhern, und von diesen in ununterbrochener Ordnung bis zu den Grundgesetzen und Grundursachen, bis zu den Grundeigenschaften und der Grundkraft der Seele zurückzugehen.

Sieht man auf die von den Psychologen befolgte Methode, so bemerkt man bald, daß sie bey ihrem Verfahren vielmehr schon etwas Vorausgesetztes zu bestättigen, als das Wahre erst zu entdecken bemüht sind, und darnach sich bey ihren Bestimmungen und Erklärungen der Seelenphänomene richten, daß sie nur darauf bedacht sind zu bestimmen, was das Subjekt des Empfindens, Denkens, Fühlens, Begehrens und Wollens sey. Diejenigen, denen hauptsächlich der Einfluß körperlicher Ursachen auf die Beschaffenheit dieser Seelenakte auffiel, glaubten dieses Subjekt für körperlich ansehen zu müssen. Diejenigen aber, denen hauptsächlich die absolute Einheit und Identität des Bewußtseyns, in welchen alle jene Akte als seine Modifikationen vor sich gehen, auffiel, sahen das Subjekt von diesen für unmateriel, für Geist, an. Daß aus dem materialistischen Standpunkte alle Seelenmodifikationen falsch oder einseitig gefaßt werden müssen ist unvermeidlich. Dieses ist bey dem Spiritualisten weniger zu besorgen, wenn er zwar die Unkörperlichkeit des Subjekts des Bewußtseyns voraussetzt, also die Seelenverrichtungen für kein Organenspiel ansieht, aber doch die Abhängigkeit des Ichs von der Organisation anerkennt.

Der empirischen Psychologie

Zweyte Abtheilung.

Specialpsychologie.

Vorbericht.

Die empirische Specialpsychologie betrachtet und erforscht die menschliche Seele als Geist und als Gemüth. Sie enthält also zwey Theile, nämlich die Dianoiologie, und die Thelematologie.

Der empirischen Specialpsychologie

erster Theil.

Dianoiologie.

Vorbericht.

Die Dianoiologie ist das System unserer Erkenntnisse über die Natur des menschlichen Geistes d. i. der menschlichen Seele, betrachtet als Sitz und Subjekt der Vorstellungen und Erkenntnisse, der dabey vorkommenden Thätigkeiten und zum Grunde liegenden Fähigkeiten und Vermögen, in welcher Hinsicht sie unter Natur-Gesetzen und Ursachen steht.

1.)

Begriff von dem Vorstellungs- und Erkenntniß-vermögen, seinen Aesten und Zweigen.

Das Bewußtseyn verbürgt es seinem Subjekte, daß es vielerley Vorstellungen besitzt, und einige derselben auf wirkliche Gegenstände bezieht. Solche Vorstellungen heissen auch Erkenntnisse in weiterer Bedeutung. Es muß also in dem Subjekte des Bewußtseyns, welches in dieser Hinsicht Geist heißt, ein Princip der Möglichkeit und Wirklichkeit seiner Vorstellungen und Erkenntnisse liegen, welches wir darum Vorstellungs- und Erkenntniß-Vermögen und Kraft nennen, und nur nach seinen Aeusserungs-Arten und Gesetzen kennen.

Der menschliche Geist bezieht seine Vorstellungen auf etwas Vorgestelltes auf eine zweyfache Weise, nämlich entweder vermittels seiner Eindrücke oder Bilder, oder vermittels seiner gemeinsamen und bereits abgesonderten Merkmahle. Die erstern sind unmittelbare und heissen Anschauungen, die letztern sind mittelbare und heissen Erkenntnisse in der engern Bedeutung, d. i. Vorstellungen der Gegenstände durch Merkmale oder Begriffe.

In Ansehung der unmittelbaren Vorstellungen verhält sich der menschliche Geist leidend, zeigt Fähigkeit; in Ansehung der mittelbaren verhält er sich

selbst thätig, zeigt Vermögenheit. Weßwegen man an seinem Erkenntnißvermögen eine zweyfache Beschaffenheit, nämlich seine Sensualität, und seine Intellektualität, und an beyden mehrere Zweige unterscheidet, welche man gleichsam als die Familie des Erkenntnißvermögens ansehen kann.

2.)

Nothwendigkeit einer genauern und vollständigern Erkenntniß des Erkenntnißvermögens, und der Vorsicht bey diesem Geschäfte. Abtheilung der Dianoiologie.

Eine genauere Untersuchung, und tiefere Erkenntniß der Familie und Oekonomie (Natur) des Erkenntnißvermögens, d. i. seiner Fähigkeiten und Vermögen, ihrer Wirkungsarten und Gesetze ist sehr wichtig. Sie ist nicht nur zur Einsicht der Vermögenheit des menschlichen Geistes, der Quellen, Arten und Grenzen der menschlichen Erkenntniß (Wissens) sondern auch zur Bildung, Verbesserung und Beurtheilung der Köpfe und Charaktere nothwendig. In dem Kopfe, d. i. in der Beschaffenheit der Geisteskräfte und der Erkenntniße die jemand besitzt, liegen die nähern Gründe der Art, wie er die Dinge beurtheilt, würdigt, wie er will und handelt.

Aber dieses Geschäft hat Schwierigkeiten und Gefahren. Es ist Vorsicht und Unbefangenheit nothwendig, damit man nicht durch willkührliche Bestimmungen die natürlichen Begriffe von den Aeusserungen, Vermögen und Gesetzen des Erkenntnißvermögens entstelle, und Gründe zu vorgefaßten Meinungen erschleiche. Die mancherley Geisteskräfte müssen in jener Ordnung erforscht werden, wie sie einander bey dem Erkenntnißgeschäfte und bey der Geistesbildung voraussetzen und unterstützen. Bey jeder muß ihre eigenthümliche Wirkungsart, ihr Antheil bey der menschlichen Erkenntniß, ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten gezeigt, und die Regeln sie zu verbessern angegeben werden.

Daraus erhellet die Wichtigkeit und der Umfang der Dianoiologie (der Naturlehre, der Kritik des Erkenntnißvermögens.) Sie ist theils Analytik, theils Charakteristik des menschlichen Geistes. Die erstere ist pragmatische Geschichte und Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt, die letztere hat es mit den verschiedenen Beschaffenheiten des Erkenntnißvermögens bey verschiedenen Subjekten, also mit dem Unterschiede der Köpfe und mit den Ursachen desselben zu thun.

Der Dianoiologie

erster Theil.

Analytik des menschlichen Geistes.

Vorbericht.

Die Analytik des menschlichen Geistes, oder die dianoiologische Didaktik beobachtet, beschreibt, erforscht, erklärt dasjenige, was sich in dem Menschen auf die Sinnlichkeit und die Intellektualität seines Geistes bezieht, sie zergliedert das niedere und höhere Erkenntnißvermögen, hauptsächlich in pragmatischer Hinsicht.

Erstes Hauptstück.

Von der Sinnlichkeit des menschlichen Geistes, oder von dem untern Erkenntnißvermögen.

Vorbericht.

1.)

Begriff und Zweige des sinnlichen Vorstellungsvermögens.

Der menschliche Geist hat unmittelbare einzelne Vorstellungen, die Anschauungen heissen, und in demselben, theils bey der Gegenwart gewisser Gegenstände vermittels ihrer Eindrücke, ihrer Einwirkungen,

gen, theils ohne Gegenwart von Gegenständen vermittels ihrer Bilder und Adsociationen entspringen. Die Fähigkeit solche Vorstellungen zu haben heißt sinnliches Vorstellungsvermögen, niederes Erkenntnißvermögen, ist im Grunde das Anschauungsvermögen, und enthält theils das Empfindungs = theils das Einbildungsvermögen mit ihren Zweigen, welche Fähigkeiten man auch niedere Geisteskräfte nennt.

2.)

Wichtigkeit der Theorie dieses Erkenntnißvermögens.

Dieses Vermögen heißt auch Sinnlichkeit, im Gegensatz der Denkkraft, welches Wort aber auch im Gegensatz des vernünftigen Willens und seiner allgemeingültigen Bestimmungsgründe gebraucht wird, in welchem Verstande es das sinnliche Gefühls = und Begehrungsvermögen mit dessen Antrieben bezeichnet. In den niedern Geisteskräften liegen schätzbare Quellen der menschlichen Cultur und Verfeinerung. Nach der Beschaffenheit des durch die Sinne gleichsam eingegangenen, und durch die Einbildungskraft gleichsam in Reihen gebrachten Vorraths von Vorstellungen richtet sich die Sinnesart eines Subjekts. Sie enthalten auch Gründe der Fehler und Verirrungen des Geistes und Gemüths.

Erster Abschnitt.

Von dem Empfindungsvermögen und seinen Zweigen.

Vorbericht.

Die Fähigkeit des menschlichen Geistes, sich Gegenstände auf die Art und Weise vorzustellen, wie er von ihnen afficirt wird, heißt Empfindungsvermögen, Sinn. Er wird entweder von ausser ihm im Raume befindlichen Gegenständen vermittels der Empfindungsorgane und ihrer Eindrücke auf diese, oder von seinen eigenen in ihm wechselnden Modifikationen und Zuständen ohne alle Organen-Vermittelung afficirt. Darauf beruht die Unterscheidung des äussern und innern Empfindungsvermögens oder Sinnes, oder des Sinnes für das Aeussere und Innere.

I.

Von dem Sinne des menschlichen Geistes für das Aeusserliche.

I.)

Erörterung der Natur des äussern Sinnes.

1.)

Begriff und Arten der äussern Empfindungen und Sinne.

Wir empfinden äusserlich, insofern wir uns der Veränderungen in unserm Nervensystem bewußt sind.

sind. Solche Veränderungen gehen im Nervensystem oft vor sich, ohne daß ein Gewahrwerden derselben statt hat. Das Nervensystem ist also nicht das Empfindende, und seine Veränderungen sind für sich noch keine Empfindungen.

Die äussern Empfindungen sind Vital = und organische Empfindungen. Diese sind an bestimmte Theile des Körpers gebunden, und fünferley, nämlich: Betastungs =, Gesichts =, Gehörs =, Geruchs = und Geschmacks = Empfindungen, welchen eben so viele äussere Empfindungsorgane und Organensinne entsprechen.

2.)

Erörterung der fünf Organensinne.

a.)

Betastungssinn.

Das Organ dieses Sinnes liegt in der Hand, in den Fingerspitzen und Lippen.

Er ist der gröbste, aber der einzige der die unmittelbarsten und zuverläßigsten Belehrungen giebt.

Was der Gesichtssinn von den Gestalten der Körper lehret muß ursprünglich auf diesen Sinn bezogen werden, wenn es Begriff und Erfahrung davon seyn soll, wie es die Geschichte der sehend gewordenen Blinden bestättiget.

b.)

b.)

Sinn des Gehörs und Gesichts.

Die Organe und Mitteldinge dieser zwey edlen Sinne werden hier vorausgesetzt oder beschrieben. Sie gewähren nur mittelbare Gewahrnehmungen der äussern Gegenstände.

Der Gehörssinn macht als Organensinn der Rede, d. i. der Sprache durch Begriffe, ohne welche die Menschen nie zu mehr als einem Analogon der Vernunft und Wissenschaft gelangen, als Vitalsinn aber der Musik, als der Sprache der Empfindungen und Gefühle, fähig, wodurch Körper und Gemüth sehr gestärkt und bewegt werden können.

Der Gesichtssinn ist der edelste, weil er sich am meisten von der Betastung entfernt, seine Gewahrnehmungen im Großen und im Kleinen am weitesten gehen, seine Vorstellungen eigentliche Anschauungen sind, und die Materie zu den wichtigsten Begriffen liefern.

c.)

Geschmacks- und Geruchssinn.

Das Organ des Geschmackssinns ist die Zunge, der Gaum, der Schlund; das Organ des Geruchssinns ist die in der Nasenhöhle ausgebreitete schwammigte Membrane.

Beyde Organe stehen in genauer Verbindung. Das Subjekt, welchem der Geruch mangelt, hat in diesem Falle auch einen stumpfen Geschmack.

Beyde Organe sind nur für Salze nämlich fixe, die durch Flüßigkeit im Munde, und flüchtige, die durch die Luft aufgelößt werden, empfindlich.

Wirklich ist der Geruch gleichsam ein Geschmack in die Ferne.

3.)

Vergleichung dieser Sinne.

Die drey erstern Organensinne und ihre Empfindungen sind mehr objektiv, die zwey letztern sind mehr subjektiv, d. i. durch die drey erstern sind wir uns mehr der afficirenden Gegenstände, auf die sie instinktartig hinweisen, durch die zwey letztern aber mehr der Afficirung unserer Organe bewußt.

Man kann sagen, daß die Betastungs = Gehörs = und Gesichtsempfindungen mechanisch, die Geruchs = und Geschmacksempfindungen chemisch erzeugt werden.

Schärfe und Stumpfheit werden nur von Gesichts = Gehörs = und Betastungs = Sinne, Feinheit und Grobheit aber von allen fünf Organensinnen gesagt. Diese zwey Vollkommenheiten beruhen Anlagsweise auf der Vollkommenheit der Organe, die durch Mißbrauch aufgehoben, durch zweckmäßige Uebung aber verstärkt werden können.

II.)

II.)

Gesetze des äussern Sinnes.

I.)

Art der äussern Sinne das Aeussere anzuzeigen.

Um diese recht zu kennen, muß man die Ursachen der Entstehung und Abweichung äusserer Vorstellungen, und die Natur der auf ihnen beruhenden somatologischen Erkenntniß kennen.

Die äussern Vorstellungen sind Resultate mehrerer Hauptursachen nämlich; der äussern Gegenstände und der unmittelbaren oder mittelbaren Einwirkungen derselben; der natürlichen Empfindungswerkzeuge, die die äussern Eindrücke aufnehmen, und zum Gehirn als ihrem Ursprung fortpflanzen; und der Receptibilität, der Gewahrnehmungsfähigkeit des menschlichen Geistes für diese Eindrücke.

Die eigenthümliche Wirkungsart dieser drey Hauptursachen wird aber oft durch allerley Neben- und Zwischenursachen; durch die Lage der einwirkenden Gegenstände, durch Zufälligkeiten der Mitteldinge und der Empfindungswerkzeuge, und durch zufällige Geistes- und Gemüthszustände des Empfindenden abgeändert, woraus Abweichungen der äussern Empfindungen und optische, organische und psychologische

Schei-

Scheine entstehen, gegen deren Verleitungen man auf seiner Huth seyn muß.

Die Natur der äussern Vorstellungen, und unserer Erkenntniß, die wir von der Körperwelt haben, kennen, heißt den Antheil der Haupt = und Nebenursachen kennen, welche die Beschaffenheit derselben überhaupt und in besondern Fällen bestimmen. Ohne diese Kenntniß kann man nicht wissen, in welchem Verstande, und unter welchen Bedingungen die äussern Sinne wahrhaft, und deren Anzeigen richtig und zuverläßig sind.

2.)

Auktorität der äussern Sinne.

Allen einwirkenden äussern Gegenständen entsprechen, solang sie und die Mitteldinge, durch welche ihre Einwirkung geschieht, ihre natürliche Beschaffenheit behalten, und die entsprechenden Organe und die gewahrnehmende Seele im natürlichen Zustande sich befinden, solche Emfindungen, die richtig und zuverläßig sind, weil sie von bestimmten Gegenständen herrühren, sich nach ihrer Beschaffenheit richten, und insofern mit ihnen übereinstimmen, wenn man von der Statthaftigkeit jener Erfordernisse gewiß, und gegen Scheine auf seiner Huth ist.

Weßwegen erwogen werden muß, was der Gegenstand sey, wie er einwirke, ob unmittelbar = oder mittelbar, wie und was das Mittelding, das Empfindungsorgan und das Erkenntnißvermögen wirke, und ob die natürlichen Wirkungen dieser Stücke nicht durch dabey obwaltende Zufälligkeiten abgeändert worden. Die Auktorität der äussern Sinne besteht darinn, daß sie überhaupt wahrhaft, und ihre Anzeigen zuverläßig sind. Der wahre Gehalt dieses Urtheils erhellet aus dem eben gesagten, und wird in der Logik vollständig erörtert werden.

3.)

Bewahrung und Kultur der äussern Sinne.

Die Schärfe und Feinheit der äussern Sinne beruht urspünglich auf der Vollkomnenheit der Organe. Die Erfahrung lehret aber, daß die Organe des Gesichts und Gehörs auf verschiedene Weise geschwächt werden können. Derohalben ist Vorsicht, d. i. Aufmerksamkeit auf alles dasjenige nothwendig, wodurch eine solche Schwächung bewirkt werden kann. Sie geschieht hauptsächlich, wenn man sehr starke Eindrücke zu lange aufnimmt, wenn man sich bey sehr schwachen Eindrücken anhaltend sehr anstrengt, und wenn man Sinnenwaffen ohne Noth und unvorsichtig gebraucht. Derohalben muß alles dieses vor-

richtig vermieden werden, dieß heißt seine Sinne bewahren.

Weil die äußern Sinne die Quelle aller Erkenntniß der Körperwelt sind, so liegt es daran zu wissen, wie sie geübt und verbessert, d. i. geschärft und verfeinert werden können, damit durch ihre Hülfe auch dasjenige wahrgenohmen, und bemerkt werden könne, was sonst unbemerkt bleiben würde, damit also ihre Wirkungssphäre erweitert werde. Dieses geschieht durch Uebung der Organe und der Aufmerksamkeit, wodurch man sich gewöhnt dem Körper die rechte Stellung, dem Empfindungsorgane die gehörige Oeffnung und Richtung, und seiner Aufmerksamkeit die erforderliche Spannung zu geben, und folglich immer den wahren Empfindungspunkt zu fassen, dadurch aber weiter lernet man auf den ersten Anblick die Verschiedenheiten, Größen, Abstände und das Gewicht der sicht- und hörbaren Dinge zu bestimmen, in welcher Geschicklichkeit das richtige Augenmaß besteht.

III.)

Ob es eine bloße Eigenheit des äußern Sinnes sey, warum uns seine Objekte außer uns, und außer einander erscheinen?

Kant lehret ohne allen Vorgänger, es sey eine bloße subjektive Eingenheit des äußern Sinnes, warum

rum uns Objekte auſſer uns, und auſſer einander erſcheinen, ſo wie es eine bloße Eigenheit eines polyedriſchen Glaſes iſt, warum durch dasſelbe ein Körper vervielfältigt erſcheint. Er nennt dieſe Eigenheit Form, weil ſie ſo das Auſſereinanderſeyn der äußern Gegenſtände beſtimme, wie die Form des Models die Form deſſen beſtimmt, was in dasſelbe gegoſſen wird. Dieſe Eigenheit, dieſe Form des äußern Sinnes ſey eigentlich das, was wir Raum nennen, und folglich eine reine Anſchauung a priori d. i. eine aus den Anſchauungsvermögen hervorgehende unmittelbare Vorſtellung, weil der bloße Raum übrig bleibt, wenn auch alles aus demſelben weggedacht wird. Er behauptet, daß es nur aus dieſer Beſtimmung des bloßen Raums erklärbar ſey, warum die reine Geometrie ſynthetiſche Erkentniſſe a priori enthalte, und ſo vollkommen von der Körperwelt gelte.

Weil die äußern, außer der Seele und außereinander befindlichen Organe nicht Folgen ſondern Bedingungen ſind alles äußerlichen Anſchauens, und weil äußere Gegenſtände nicht blos als außer uns und außereinander, ſondern immer als in beſtimmten obſchon veränderlichen Abſtänden befindlich vorgeſtellt werden: ſo iſt die Vorſtellung des außer uns und außereinander Seyns Folge des Geſetzes der Empfindungsorgane und Gegenſtände, und keine bloße Eigenheit des äußern Sinnes. Denkt man die äußern Gegenſtände, und ſo mit das Auſſereinanderſeyn derſelben weg, ſo denkt

man

man doch dessen Möglichkeit nicht weg. Es bleibt ein unendliches Vacuum, welches alle Eigenschaften des bloßen Raums nämlich die Einzigkeit, vollkommene Stettigkeit und Gleichförmigkeit, Durchdringlichkeit, Unbeweglichkeit und dreyfache Dimension besitzt. Dieses Vacuum ist der eigentliche Gegenstand des Geometers in der reinen Geometrie. Die Beschaffenheit desselben macht nicht nur die Apodixis, die Anschaulichkeit, Gewißheit der reinen Geometrie, sondern auch ihre durchgängige Gültigkeit in Ansehung der Körperwelt begreiflich.

II.

Von dem Sinne des menschlichen Geistes für das Innerliche.

I.)

Erörterung der Natur des innern Sinnes.

I.)

Begriff und Funktion des innern Sinnes.

Die menschliche Seele stellt sich nach dem Zeugnisse ihres Bewußtseyns auch ihre eigenen Veränderungen und Zustände auf die Art und Weise vor, wie sie von ihnen afficirt wird d. i. sie empfindet innerlich. Der innere Sinn ist also die Fähigkeit des

menschlichen Geistes von den eigenen Veränderungen und Zuständen der Seele afficirt zu werden, und auf diese Weise unmittelbare Vorstellungen zu erhalten d. i. innere Empfindungen zu haben.

Der innere Sinn ist also so wenig als der äußere Bewußtseyn dessen, was wir thun, denn dieses denken wir; sondern Bewußtseyn dessen, was wir leiden, wie unser Geist oder Gemüth durch unsere eigenen Vorstellungen, durch unser Gedankenspiel afficirt wird; Bewußtseyn, ob es uns mit Lust oder Unlust, mit Begierde oder Abscheu, mit Hoffnung oder Furcht erfülle, ob es uns Beyfall, Billigung, Achtung, Wohlgefallen, oder das Widerspiel abzwinge.

2.)

Unterschied zwischen äußern und innern Empfindungen.

Beyde Arten von Empfindungen beziehen sich zwar nur auf das, was wir leiden, nicht auf das was wir thun, welches nur ein Gegenstand des Denkens ist, sonst aber sind sie auffallend verschieden.

Die Gegenstände der äußern Empfindungen sind ausser der Seele, werden dieser von außen gegeben, und führen nothwendig die Vorstellung des Raums mit sich; die Gegenstände der innern Empfindungen werden ihr von innen unmittelbar gegeben, und schließen allen Raum aus.

Die äußern Empfindungen werden durch Organe vermittelt, weßwegen sie immer auf eine Ursache außer der Seele hinweisen; die innern geschehen ohne alle Organenvermittelung, weil die Ursache des Afficirtwerdens in der Seele selbst ist.

3.)

Wichtigkeit des innern Sinnes.

Der innere Sinn liefert dem Beobachtungs- und Erforschungsgeiste den Stoff aller psychologischen und ästhetischen Erkenntnisse, und macht dadurch die Psychologie und Aesthetik möglich.

Der menschliche Geist schreitet von der genauen Beobachtung dessen, was ihm der innere Sinn vorhält, von den Seelen-Modifikationen und Zuständen zu Begriffen desselben und zur Erforschung der Gesetze und Ursachen der Seelenphänomene, wodurch er die Eigenschaften der Seele entdeckt, und auf diese Weise die Psychologie und Aesthetik u. s. w. zu Stande bringt.

Damit aber dieses geschehen könne, muß der menschliche Geist durch Einwirkung der äußern Gegenstände auf seine äußern Sinne geweckt werden, damit er seine höhern Kräfte auf das, was der äußere und in der Folge der innere Sinn lehret, verwende, und auf diese Weise alle seine Erkenntnisse zu Stande bringe. Woraus erhellet, daß, und warum vor dem

Gebrauche der Sinne keine menschliche Erkenntniß statt haben könne.

II.)

Erörterung der Wirkungsart des innern Sinnes.

1.)

Bedingungen wenn der innere Sinn etwas recht auffassen soll. Er läßt sich schärfen.

Wie bey den äußern, so auch bey den innern Empfindungen wird hinlängliche Stärke und Dauer der Afficirungen, und hinlängliche Schärfe und Aufgelegtheit des afficirten Sinnes und Subjekts erfordert, wenn der Eindruck recht aufgefaßt und sein Objektives bestimmt angeschaut werden soll.

Darum ist in der Kindheit, im Affekte, in der Zerstreuung und im Nachdenken der innere Sinn so schwach. Aber durch Anstrengung und Uebung kann seine Fassungskraft ungemein gestärkt werden, welches auch zu den Absichten der Psychologie und der Selbsterkenntniß unerlaßlich ist.

2.)

Selbstgefühl, Gefühl des Wahren, des sittlich Guten und des ästhetisch Schönen.

Dem innern Sinne verdankt die Seele einiges Bewußte

wußtseyn ihres jedesmaligen vollkommenen oder unvollkommenen Zustandes, und ihrer numerischen Identität bey allem Wechsel ihrer Gegenstände und Zustände. Dieses Bewußtseyn heißt Selbstgefühl.

Nach der Beschaffenheit der äußern Empfindungen werden die Eigenschaften der Gegenstände, von denen sie herrühren, benannt. Weil Beyfall, Billigung, Wohlgefallen, deren Nothwendigkeit wir innerlich empfinden, für Wirkungen des Wahren, Guten, und Schönen angesehen werden, so wird auch der innere Sinn nach diesen Gegenständen unterschieden und benannt.

3.)

Auktorität des innern Sinnes.

Der innere Sinn verbürgt für sich noch nicht die Wahrheit gewisser Urtheile, die moralische Güte gewisser Sitten und Thaten, und die Schönheit gewisser Natur- und Kunstwerke, sondern nur die Nothwendigkeit des Beyfalls, der Billigung und des Wohlgefallens bey der Vorstellung derselben.

Diese Nothwendigkeit ist aber nicht immer in den Gesetzen unserer Natur gegründet, sondern rührt oft blos von den Zufälligkeiten unsers Zustandes her, und wird oft von diesen auch entkräftet. Darum ist der innere Sinn nicht immer ein zuverlässiger Anzeiger jener Beschaffenheiten.

III.)

Ob es eine bloße Eigenheit des innern Sinnes sey, warum uns seine Gegenstände in der Zeit erscheinen?

Es ist eine der kritischen Philosophie ganz eigene Lehre, daß es eine bloße Eigenheit unsers innern Sinnes sey, warum wir uns gewisse Dinge als zugleich, oder nach einander vorhanden vorstellen, daß gerade diese Eigenheit dasjenige sey, was wir Zeit nennen, daß diese für sich eine reine Anschauung sey, die aus dem Gemüthe selbst hervorgehe, weil die Zeit übrig bleibe, wenn auch alles aus ihr weggedacht werde, daß diese Natur der Zeit die Möglichkeit und apodiktische Gewißheit derjenigen synthetischen Urtheile a priori gründe, welche unsere Zeitverhältnisse betreffen, und in der Arithmetik und Mechanik vorkommen.

Nach dieser Bestimmung wäre es also blos in der Form, in der Einrichtung unsers innern Sinnes gegründet, warum wir uns z. B. die Glocke und den Hammer als zugleich, die Schläge und Schälle aber als nach einander uns afficirend vorstellen, es würde also das zugleich und das nacheinander nicht dem Afficiren, sondern dem Afficirtwerden angehören. Es wäre eine bloße Folge jener Eigenheit des innern Sinnes, warum uns Einiges zu afficiren anfängt, fortführt,

fährt, aufhört, warum wir uns Einiges immer als zugleich, Anderes bald als zugleich, bald als nacheinander, und bald in dieser, bald in entgegengesetzter Ordnung, endlich warum wir uns Etwas als gegenwärtig oder als vergangen vorstellen müssen. Diese Folgen sind empörend. Aber sie fallen weg, sobald wir annehmen, daß es nicht eine bloße Eigenheit des innern Sinnes, sondern Gesetz der Veränderungen selbst in und außer uns ist, warum sie uns zugleich oder nacheinander erscheinen.

Es streitet mit der Natur einer Anschauung, daß sie unendlich sey, und eine Succession enthalte, zu welcher auch das Vergangene und Künftige gehört, wovon keine Anschauung möglich ist. Nach der Aufhebung der Dinge und der Veränderungen, von welchen wir sagen, daß sie in der Zeit sind d. i. daß sie aufeinander folgen, kann doch die Vorstellung der bloßen Succession ohne bestimmte succedirende Dinge bleiben. Da nun eine solche Succession vollkommen stätig, und einer graden Linie ähnlich ist, so ist daraus alles dasjenige vollkommen begreiflich, zu dessen Erklärung die neue Theorie von der Zeit erdacht worden ist.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Von dem Einbildungsvermögen und seinen Zweigen.

I.

Natur der Einbildungskraft.

1.)

Thatsachen, die auf den Begriff von der Einbildungskraft und ihren Zweigen führen.

Wir haben vielfältig einzelne, unmittelbare Vorstellungen, also Anschauungen, ohne daß ihnen gegenwärtig ein die Sinne afficirender Gegenstand entspricht. Solche Vorstelluugen nennen wir überhaupt Einbildungen, imaginarische Anschauungen, und dasjenige was sie repräsentiren, nennen wir wegen seiner Aehnlichkeit mit den Vorstellungen sichtbarer Gegenstände, Bilder. (imagines)

Wir bilden uns also vielfältig allerley ein, und sind sogar oft ein unwillkührliches Spiel unserer Einbildungskraft, die dann Phantasie heißt. Die Sinnlichkeit unsers Erkenntnißvermögens, als das Vermögen der Anschauungen, enthält also nebst dem Empfindungsvermögen d. i. dem Vermögen der empirischen Anschauungen, deren Gegenstände Phänomene heißen, auch das Einbildungsvermögen d. i. das Vermögen

der

der imaginarischen Anschauungen, deren Inhalt nur Bilder und Schemate sind.

Durch die Einbildungskraft stellen wir uns theils blos abwesende Gegenstände einzeln, ganz oder nur theil- und umrißweise vor, theils verbinden und reihen wir mehrere Bilder zu einem Ganzen zusammen. Darum sagen wir, daß unsere Einbildungskraft entweder bloß zurückruffend, reproduktiv; oder dichtend, produktiv ist, in welcher Eigenschaft sie idealische Wesen bildet.

2.)

Grund der Reproduktion. Ob sie blos darin bestehe, daß die Einbildungskraft die vorigen Vorstellungen aus ihrem Schlummer wecke?

Ohne Reproduktion würde auch keine Produktion, keine Dichtung statt haben können. Weßwegen gefragt und bestimmt werden muß, wie es geschehe, daß wir Vorstellungen, die wir als empirische Anschauungen zu haben aufgehört haben, als imaginarische Anschauungen wieder zu haben anfangen. Die materiellen Ideen des Cartesius, die Spuren (vestigia) des Haller, wenn man sie auch nicht mit diesem für Abdrücke der Gegenstände in den innersten Organen, sondern mit Ullrich und Plattner für blosse Bewegfertigkeien derselben ansehen würde, erklären nichts, wenigstens ist keine dieser Erklärungen prag-

ma-

matisch d. i. man kann sie zu keiner Kunstausübung gebrauchen.

Die Reproduktion geschieht bald willkührlich, bald unwillkührlich. Hier sind ohne Zweifel die gegenwärtigen Vorstellungen der Grund, warum uns abwesende Gegenstände einfallen. In beyden Fällen ist die Reproduktion nicht eine Renovation, Restauration dessen, was aufbewahrt, aber dunkel im dem Boden des Geistes lag, keine Enthüllung eingewikelter, eingehüllter; sondern nur Repetition, Iteration, Wiederholung schon sonst gehabter Vorstellungen, so wie durch abermahlige Berührung derselben Saite der vorige Ton nicht eigentlich erneuert, sondern neuerdings hervorgebracht wird. Die Einbildungskraft wird zur Wiederholung der ehemahligen Vorstellungen veranlaßt und angewöhnt kraft ihrer Verbindung mit willkührlichen Zeichen, und kraft ihrer Coexistenz, Succession, Analogie und ihres Contrastes mit den gegenwärtigen Vorstellungen.

II.

Wirkungsart oder Gesetze der Einbildungskraft.

1.)

Die Einbildungskraft ist in ihren Wirkungen an die Vorstellungen der Sinne als an ihren Stoff gebunden.

Durch die Einbildungskraft kann nichts vorgestellt,

stellt, nichts gebildet werden, was nicht entweder ganz, oder theilweis schon wahrgenommen worden, und was nicht mit den jedesmaligen Vorstellungen durch sonstige Gleichzeitigkeit und Succession, oder durch Analogie und Contrast verbunden ist. Darum kommen bey blind und taub Gebohrnen keine Einbildungen und Dichtungen vor, die sich auf sicht- und hörbare Gegenstände bezögen. Darum können die Südländer vieles von dem sich nicht einbilden, was die Nordländer durch äußere Empfindungen kennen.

Jedoch ist der menschliche Geist durch die Einbildungskraft nicht auf die bloße Wiederholung sonst gehabter sinnlicher Vorstellungen eingeschränkt, sondern er macht auch durch sie Trennungen, Aussonderungen, gleichsam Extrakte, nach welchen Aeußerungen sie sinnliches Absonderungsvermögen heißt, ja er macht auch durch sie neue Zusammensetzungen und Anreihungen, woraus Produktionen entstehen, die auch ohne Interesse gefallen, also schön sind. In dieser Eigenschaft heißt sie Dichtungsvermögen. Sie dichtet, theils durch Bildung im räumlichen Künstler, theils durch Absociation nach Verwandschaft und Contrast im Dichter und Tonkünstler.

Die Einbildungskraft ist gewiß eine große Künstlerinn, ja Zauberinn, wenn man einige ihrer Produktionen und deren Wirkungen betrachtet. Jedoch ist sie nicht Schöpferin, weil sie den Stoff zu ihren Werken von den Sinnen nehmen muß, wie ein mußiviſcher

Künstler bringt sie oft aus unbedeutenden Stoffen herrliche Gemälde hervor. Ist sie bey einem Menschen in ihren Produktionen original, nicht blos nachahmend, und stimmen dieselben sie zu Begriffen, zu schönen Werken zusammen, so heißt, ist er Genie in der genauesten Bedeutung dieses Worts.

2.)

Die Einbildungskraft kann überhaupt die Vorstellungen aller Sinne erneuern, jedoch nicht alle, und nicht immer mit gleicher Lebhaftigkeit.

Wir können uns alles, was wir durch irgend einen äußern, oder durch den innern Sinn wahrgenommen haben, in der Abwesenheit desselben wieder einbilden. Jedoch sind die Gegenstände des Gesichts- Gehörs - und Betastungs - Sinnes am geschicktesten dazu, weil nur sie eigentliche Anschauungen gewehren.

Gewöhnlich sind die imaginarischen Anschauungen schwächer als die empirischen. Jedoch geschieht es verschiedentlich, daß die Einbildungen sehr lebhaft werden, wovon verschiedene merkwürdige Geisteszustände herrühren. Dieses kann so weit gehen, daß ein Mensch nichts von dem bemerkt, was sonst um ihn her vorgeht, sondern allein mit seinen Einbildungen beschäftigt, auch alle seine Handlungen so einrichtet, als wären sie Erfahrungen, und er es nicht mit

ei-

einer ideellen sondern reellen Gegenwart zu thun hätte.

Der Grad der Lebhaftigkeit bey den Einbildungen ist verschieden. Das was wir vor Kurzem, was wir oft, was wir mit vieler Aufmerksamkeit, und mit Antheil empfunden haben, das bilden wir uns leicht und sehr lebhaft ein. Die Dunkelheit, die Einsamkeit befördern am meisten die Wirksamkeit, die Spiele und die Täuschungen der Einbildungskraft.

3.)

Die Zustände des Körpers und der Einbildungskraft bestimmen einander wechselweise.

Der Zustand des Körpers hat einen unverkennbaren Einfluß auf die Beschaffenheit und Wirkungsart der Einbildungskraft. Darum richtet sie sich so merklich nach der Beschaffenheit des Temperaments, des Lebensalters, des Klima, der Nahrungsart und des Gesundheitszustandes. Eine lebhaftere Bewegung des Geblüts, ein erhöheter Nervenreitz belebt und befördert das Spiel der Phantasie, gewisse körperliche Mittel erregen und besänftigen die Einbildungskraft. In vino disertus. Catonis virtus mero incaluit &c.

Auch die Einbildungskraft wirkt vielfältig und merkwürdig auf den Körper. Sie wirkt auf die Lebensorgane, verursacht Erbrechen, Schauer, Ohnmacht,

macht, Convulsionen und plötzlichen Tod. Sie bringt direkt und indirekt Krankheiten hervor, sie verändert die Wirksamkeit der Heilmittel. Aber sie beweiset auch vortheilhafte Einflüsse auf die Verrichtungen der Lebensorgane, und sie trägt auch direkt und indirekt zur Heilung der Krankheiten bey.

III.

Wichtigkeit der Einbildungskraft.

Auf der Beschaffenheit der Einbildungskraft bey einem Menschen können viele Vorzüge und Fehler seines Kopfs, und seiner Gemüthsart beruhen. Darum ist sie ein wichtiges Vermögen des menschlichen Geistes. Darum muß man die Vollkommenheit, den Werth, und die Verbesserungsart derselben kennen.

1.)

Vorzüge und Fehler der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft kann bey einem Menschen vollkommen oder unvollkommen seyn. Sie ist vollkommen.

a) Wenn sie reitzbar, fruchtbar, original ist, ohne überspannt und ungeheuer zu seyn.

b) Wenn sie biegsam, stark, lebhaft, warm ist, ohne regellos und schwärmerisch zu seyn.

c) Wenn sie liberal, architektonisch, und nicht sklavisch und zügellos ist.

2.)

2.)

Werth einer vollkommenen Einbildungskraft.

Eine vollkommene Einbildungskraft ist in Wissenschaften und im Leben von großem Werthe.

Durch die Vergleichungen und Entgegensetzungen, welche die Einbildungskraft nach ihren Gesetzen der Aehnlichkeit und des Contrastes veranlaßt, setzt sie den menschlichen Geist in den Stand Metaphern, Allegorien, Gleichnisse, Antithesen, und allerley nützliche und schöne Werke zu erfinden, und ist dadurch Mutter der schönen Künste, ist die Quelle des mannigfaltigsten und wohlfeilsten Vergnügens.

Sie giebt den Vorstellungen und Gründen, wodurch der Verstand belehrt und überzeugt, und der Wille bewegt und regiert werden soll, ein Gewand, wodurch die Kraft derselben ungemein verstärkt wird. Aber sie hindert auch durch ihre Gauckeleyen die Wirksamkeit derselben, und bringt ihre Geschöpfe und das Wetterleuchten des Verstandes als Wahrheiten auf.

Durch Bewegungen und Neigungen, die sie im menschlichen Gemüthe veranlaßt, verstärkt und unterhält, ist sie der Moralität und Zufriedenheit ihres Subjekts bald vortheilhaft, bald nachtheilig, wie die Beyspiele der Menschen von herrschenden Froh = oder Trübsinn, und der mancherley Enthusiasten und Schwärmer es bestättigen.

3.)

Weise die Einbildungskraft zu verbessern.

Die Einbildungskraft fordert Disciplin und Kultur. Disciplin, damit keine solche Vorstellungen und Verbindungen von Vorstellungen, und keine solche Geistesbeschaffenheiten entstehen, welche der Erkenntniß und der Uebung des Wahren und Guten im Wege stehen. Kultur, damit sie die zu logischen und moralischen Zwecken erforderliche Reitzbarkeit und Stärke erhalte, und die dazu günstigen Gemüthsbeschaffenheiten unterhalte. Ersteres geschieht durch Verhütung, und Letzteres durch gewisse psychologische Uebungen hauptsächlich in der Jugend.

Ueberhaupt übet der psychologische Erzieher die Einbildungskraft dadurch, daß er ihr Anläße, Reitze und Mittel verschaft, den durch die Sinne, hauptsächlich durch die edlern Sinne eingegangenen Vorrath von Vorstellungen zweckmäßig zu erneuern und zu reihen. In logischer Hinsicht gewöhne er, das recht Beobachtete einzeln nach seinen Merkmalen und Umständen, im Verhältniß gegen etwas Anderes aber nach seinen Aehnlichkeiten und Analogieen oder Oppositionen und Disparitäten zu beschreiben und zu erzählen. In moralischer Hinsicht wähle er vorsichtig die Gegenstände für die Sinne, damit die Phantasie des Jünglings rein und edel erhalten, und

die

die schlimmen Eindrücke, die nicht verhüttet werden konnten, durch associrte Vorstellungen entkräftet, und so die Verdorbenheit und Ueberspannung derselben verhüthet werde.

Zweytes Hauptstück.

Von der Intellektualität des menschlichen Geistes, oder den obern Erkenntnißvermögen.

Vorbericht

I.)

Resultat. Uebergang.

Die Sinnlichkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens, die wir nach ihren Zweigen, Wirkungs- und Verbesserungsarten erfahrungsmäßig bestimmt haben, liefert für sich nur Anschauungen, die ursprünglich blind, d. i. merkmallos, und nur durch Gleichzeitigkeit und Aehnlichkeit der Eindrücke verbunden sind. In dieser Einschränkung ist der Mensch ein bloßes Naturwesen.

Aber er wird bald anderer, von bloßen Anschauungen verschiedener, Vorstellungen theilhaft, nämlich solcher, die auf ganze Klassen von Gegenständen passen, und darum Begriffe, Regeln, heissen, weil sie das Gemeinsame und Nothwendige derselben zu ihrem Inhalt haben, und darum unmittelbar oder mittelbar

auf-

aufeinander, und auf das Wirkliche sich beziehen. In dieser Hinsicht ist er Person.

2.)

Begriff vom Denken, der höheren Erkenntniß und dem Verstand.

Der Mensch stellt sich nämlich die innere Beschaffenheit der Verstandes- und Willens Gegenstände, ihr Wesen und ihre Eigenschaften, und den Zusammenhang derselben als Gründe und Folgen voneinander vor. In dieser Vorstellungsart, die durch Begriffe und Regeln, durch Assumtionen unter sie, und durch Conklusionen aus ihnen geschieht, und ganz andere, an andere Gesetze gebundene Verknüpfungen von Vorstellungen giebt, besteht das Denken und die höhere Erkenntniß.

Derohalben besitzt der menschliche Geist nebst der Sinnlichkeit seines Vorstellungsvermögens, d. i. der Fähigkeit des Anschauens, und des Associrens der Anschauungen, auch die Intellektualität desselben, oder das höhere, das eigentliche Erkenntnißvermögen, welches auch Denkkraft (Verstand, Vernunft in weiterer Bedeutung), heißt, d. i. das Vermögen das Gemeinsame, das Wesentliche, abgesondert von dem Eigenthümlichen und Zufälligen, sich vorzustellen, und das Besondere als unmittel- oder mittelbar unter dem Allgemeinen enthalten zu denken.

3.)

3.)

Umfang dieser Lehre.

Bey dem Denk = und Erkenntnißgeschäfte, nach seinem ganzen Umfange genommen, muß man dreyerley Geistesthätigkeiten unterscheiden; erstlich, diejenigen, die das Denken selbst als seine eigenthümlichen Funktionen ausmachen; zweytens, diejenigen, die den Uebergang vom Schauen zu Denken dadurch bewirken, daß sie die Bildung der Begriffe und Regeln, und deren immerwährende Bereitschaft und Anwendung, im menschlichen Geiste vermitteln; drittens, diejenigen, die aus der Verbindung mehrerer der vorigen bestehen, wie das Reden und Vorhersehen. Darum müssen in dem höhern Erkenntnißvermögen dreyerley bestimmtere Vermögen, nämlich die Haupt = die vermittelnden und die zusammengesetzten Vermögen unterschieden werden. Diese Lehre zerfällt also in drey Abschnitte.

Erster Abschnitt.

Von den Hauptvermögen des obern Erkenntnißvermögens.

Vorbericht.

Das menschliche Denken und Erkennen wird durch drey Funktionen, nämlich durch Begriffe, Re-

geln, worunter die höchsten Kategorieen und Principien heissen, und durch Urtheile und Schlüße vollbracht; denen in der Rede Wörter, Sätze und Argumentationen entsprechen. Diese drey Geistesverrichtungen (operationes mentis) sind wesentlich verschieden, jede derselben hat nebst gewissen gemeinsamen Gesetzen auch einige eigenthümliche. Sie setzen also drey wesentlich verschiedene Vermögen, die man Hauptvermögen nennen muß, in dem obern Erkenntnißvermögen voraus. Die Grundgesetze alles Denkens, die auch Gesetze der Dinge selbst sind, ohne und gegen welche nichts gedacht werden, nichts seyn, kein Begriff, Urtheil und Schluß bestehen kann, sind: nichts kann ohne alle, nichts mit streitenden, nichts mit grundlosen und grundwidrigen Bestimmungen seyn und gedacht werden.

I.

Verstand in strenger Bedeutung.

Verstand in dieser Bedeutung wird dem menschlichen Geiste beygelegt wegen dem Vermögen und der Inhabung der Begriffe und Regeln, worunter die höchsten Stammbegriffe (Categorien) und Grundsätze (Principien) heissen. Begriffe und Regeln, sind Vorstellungen und Ausdrücke des abgesondert (in abstracto), oder als in einzelnen Fällen (in concreto)

ent-

enthalten gedachten Gemeinsamen; also sind sie Vorstellungen und Ausdrücke entweder einer gemeinsamen Beschaffenheit mehrerer Objekte, oder einer gemeinsamen Bedingung mehrerer Folgen.

1.)

Funktion des Verstandes, Bedingung und Gesetz derselben.

Der menschliche Geist ist nicht vermögend die Gegenstände nach ihrer ganzen Individualität zu fassen und zu behalten. Darum entspringen in ihm sehr frühe Vorstellungen von unbestimmter Allgemeinheit und Nothwendigkeit ihrer Beschaffenheit und ihres Seyns, die nach und nach einen mehr und mehr gesonderten und bestimmten Inhalt und Umfang erhalten. Diese Vorstellungen sind die Funktion des Verstandes, und heissen Begriffe und Regeln, sie sind Repräsentanten einer großen Anzahl von Gegenständen, deren gemeinsame Beschaffenheit oder Bedingung sie zu ihrem Inhalte haben.

Wegen der Eingeschränktheit unsers Geistes, und wegen der Stärke unserer jedesmaligen Empfindungen ist es nicht möglich, daß wir bey einer grössern Menge von Begriffen uns ihres bestimmten Inhalts und Umfangs immer unmittelbar bewußt bleiben, oder leicht wieder bewußt werden. Darum lernen wir,

durch die Einrichtung unserer Natur in den Stand gesetzt, sehr bald unserer Unvermögenheit dadurch zu Hilfe zu kommen, daß wir unsere Begriffe mit willkührlichen Zeichen und hauptsächlich mit Worten zu verbinden anfangen, unter welcher Hülle wir aber oft nichts denken, oder gar Widersprüche übersehen.

Das Gesetz der Funktion des Verstandes ist: ihrem Inhalte nach sind die Begriffe in den Anschauungen, und die höhern Begriffe in den niedern enthalten. Darum entstehen die Begriffe nach und nach nothwendig in dem menschlichen Geiste, also Vorstellungen von den Charakteren der Dinge, von deren Arten und Geschlechtern, und was diesen nothwendig zukommt oder widerspricht, das muß auch den zu ihnen gehörigen Gegenständen zukommen oder widersprechen, aber nicht umgekehrt. Nämlich alle einzelne Dinge, und ihre unmittelbare Vorstellungen kommen in verschiedenen Arten und Geschlechtern, die Geschlechter in Klassen, und diese in Stammbegriffen zusammen. Weßwegen man die gesammte menschliche Erkenntniß, und das Erkenntnißvermögen unter dem Bilde eines Baumes vorgestellt hat, dessen Spitzen, Sprößlinge, Zweige, Aeste in einem Stamme zusammenkommen.

2.)

Ob der menschliche Verstand ursprüngliche Bestimmungen alles Erkennbaren enthalte?

Kant lehret, daß dem menschlichen Verstande, als Vermögen zu Denken, gewisse angebohrne Formen, gewisse ursprüngliche Bestimmungen alles dessen, was ein Gegenstand der menschlichen Erkenntniß seyn soll, inwohnen, so wie nach ihm der menschlichen Sinnlichkeit gewisse Formen inwohnen sollen, nach welchen alles angeschaut werden müsse; daß sich also die Gegenstände nach dem Erkenntnißvermögen, dessen Aeste Sinnlichkeit und Verstand sind, und nicht dieses nach jenen richten müsse; daß so wie Raum und Zeit die Formen der Sinnlichkeit, so die Kategorien Formen des Verstandes seyen, wodurch wir das in die Sinne fallende denken und erkennen. Und so wie sich daraus offenbare, daß Raum und Zeit a priori sind, weil sie übrig bleiben, wenn alles was in Raum und Zeit ist, weggedacht wird: so offenbaren sich die Kategorieen aus den vier Momenten des Urtheilens, worin alles Denken bestehe, nämlich aus der Quantität der Urtheile offenbare sich die Einheit, Vielheit, Allheit; aus der Qualität die Realität, Negation und Limitation; aus der Relation die Substanz, Ursache und Gemeinschaft; endlich aus der Modalität die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

Aber aus der Natur des Verstandes als Vermögen zu denken folgen nur die Gesetze, daß wir nichts ohne alle, nichts mit streitenden, nichts mit grundlosen und grundwidrigen Bestimmungen denken können. Die Kategorieen sind nicht bloße subjektive Gesetze des Denkens, sondern nothwendige Bestimmungen alles Denkbaren; sie betreffen nicht die Art und Weise des Denkens, sondern dessen allgemeinste, abstrakteste Materie, und das Wesentliche der Gegenstände. Das Denken setzt höchste Begriffe d. i. die Kategorieen, so wie die Sprache Theile der Rede voraus. Aber die höchsten Begriffe sind ihrem Inhalte nach als Merkmale in den niedern Begriffen bis zu den niedrigsten enthalten, sie können also davon abstrahirt werden.

3.)

Vollkommenheiten des Verstandes.

Jedes einzelne Ding hat eigenthümliche, aber auch andere Merkmale, die es mit wenigern oder mehrern andern Dingen gemeinsam hat. Es giebt also allgemeine, weniger oder mehr allgemeine, endlich gewisse allgemeinste Merkmale und Begriffe. Je allgemeinere Merkmale der Verstand abziehen, und also je tiefer er in die Beschaffenheit der Gegenstände eindringen kann, je genauer seine Merkmale und Begriffe

griffe ihre Gegenstände charakterisiren, und je genauer er die Begriffe und Gegenstände einander unter- und beyordnen also klaßificiren kann, desto tiefdenkender, richtiger und systematischer ist er. Daher die Vorzüge des tiefdenkenden, richtigen und systematischen Kopfs.

II.

Urtheilskraft.

Sobald der menschliche Geist im Besitze von Begriffen ist, so fängt seine Urtheilskraft an sich thätig zu beweisen, indem er die vorkommenden Gegenstände unter seine vorräthigen Begriffe zu subsumiren d. i. zu urtheilen, die Fälle seiner Begriffe und Regeln zu bestimmen anfängt. Die Urtheilskraft ist also auch ein Zweig der Denkkraft, und von Verstande wie die Assumtion von der Proposition, der Regel, dem Begriffe verschieden.

I.)

Funktion der Urtheilskraft und Gesetz derselben.

Sobald wir der Begriffe theilhaftig sind, in deren niedrigsten die immer höhern bis zu den höchsten ihrem Inhalte nach enthalten, und umgekehrt unter diesen jene bis zu den einzelnen Vorstellungen demselben nach enthalten sind, so ist es natürlich,

daß

daß wir andere Vorstellungen nach ihrem Inhalte entweder als Partialvorstellungen oder als niedere Begriffe auf sie beziehen, d. i. in ihnen, oder unter ihnen enthalten, oder davon ausgeschlossen uns denken, daß wir etwas als den Fall einer Regel setzen. Denn nach den Denkgesetzen, daß nichts ohne alle, und nicht mit streitenden Bestimmungen gedacht werden kann, und daß in den niedern Vorstellungen die höhern bis zu den höchsten, und unter diesen die niedern bis zu den niedrigsten enthalten sind, muß alles Vorstellbare auf unsere Begriffe, als zu deren Inhalt oder Umfang gehörig oder nicht gehörig, bezogen werden.

2.)

Ob die von Kant sogenannten Reflexionsbegriffe, die bey dem Urtheilen vorkommen, a priori sind?

Nach Kant giebt es noch eine andere Art Begriffe a priori, die nicht wie die Kategorieen Bestimmungen a priori alles erkennbaren; sondern Regeln, Merkmale a priori für die Reflexion über die Begriffe sind, ehe sie in Urtheile verbunden werden. Weßwegen die Begriffe davon Reflexionsbegriffe genannt werden. Nach ihm müssen die Merkmale und Begriffe von Identität und Diversität, von Einstimmung und Streit, von Innern und Aeussern, von Materie und Form schon da und also a priori

seyn

seyn, um diese Verhältnisse zwischen Subjekt und Prädikat denken zu können.

Allein vergleichen, verknüpfen, und unterscheiden, trennen, heißt die Identität und Diversität der Gegenstände sich vorstellen, die also nicht im Verstande, sondern in den Gegenständen seyn müssen; indem jene in dem Inbegriffe der gemeinsamen und eigenthümlichen Merkmale bestehen, und die Uebereinstimmung und Repugnanz unter den Bestimmungen der Objekte beruht auf den höchsten Denk = und Sachengesetzen, daß nichts ohne alle, und nicht mit streitenden Bestimmungen gedacht werden, und seyn könne. Das Innerliche bey den Gegenständen sind ihr Wesen, ihre Grund = und Folgeeigenschaften, ihre Kräfte, Vermögen, und deren Gesetze; das Aeusserliche aber sind ihre Abhängigkeit in ihrer Wirklichkeits = und Wirkungsart. Die Materie ist das Besondere, die Form das Allgemeine. Alles dieses kann nicht für etwas blos in der Handlungsweise des Verstandes bestehendes angesehen werden.

3.)

Vollkommenheiten der Urtheilskraft.

Eine Vorstellung kann unter gewisse Begriffe nur vermittels des Bewußtseyns der Identität oder Diversität ihres Inhalts mit dem Inhalte dieser letztern subsumirt werden. Derohalben kann man nicht ur-

theilen, sondern nur Urtheile nachbethen gelehrt werden, und die Urtheilskraft enthält zwey bestimmtere Vermögen, nämlich das Vermögen die Aehnlichkeiten und Analogien, und das Vermögen die Verschiedenheiten und Disparitäten der Dinge und ihrer Verhältniße auszukennen, d. i. Witz und Scharfsinn in sich. Derohalben je verborgener, wichtiger, treffender die Uebereinstimmungen und Abweichungen, die Vergleichungen und Entgegensetzungen der Dinge sind, die die Urtheilskraft bemerkt, desto feiner, subtiler und penetranter ist sie.

III.

Vernunft.

Durch den Verstand stellt sich der menschliche Geist Merkmale der Dinge abgesondert vermittels der Wörter vor, d. i. er hat Begriffe. Durch die Urtheilskraft bestimmt er, ob etwas der Fall eines gewissen Begriffs, einer gewissen Regel sey, oder nicht, d. i. er subsumirt, er urtheilt. Er kann aber auch einsehen, was aus einer Regel vermittels der Assumtion folge, er kann den Zusammenhang einsehen (folgern, schließen). Dieses Vermögen heißt Vernunft, ist das dritte Hauptvermögen der Denkkraft, und von dem Verstande, und der Urtheilskraft, wie das Folgern von dem Begreifen und Subsumiren verschieden.

1.)

Funktion der Vernunft, Gesetz derselben.

Sobald der menschliche Geist einsieht, daß in einem Urtheile, welches aus Subjekt und Prädikat besteht, etwas mit einem von diesen, als positive oder negative Bestimmung oder Bedingung (nota, conditio) unmittelbar verbunden ist: so muß er nothwendig urtheilen, daß dieselbe auch mit dem andern verbunden ist, d. i. er muß schließen, folgern, welches die Funktion der Vernunft mit ihrem Gesetze ist.

2.)

Vollkommenheiten der Vernunft.

Die Vernunft entdeckt den Zusammenhang, welcher entweder zwischen dem Allgemeinen und Besondern, oder zwischen wirkenden Ursachen (Kräften) und ihren Wirkungen, oder zwischen Mitteln (Anstalten, Tauglichkeiten) und ihren Zwecken (Absichten) also überhaupt zwischen Gründen und Folgen obwaltet. Sie ist also, theils ein Erforschungs-, theils ein Ableitungsvermögen, und Gründlichkeit und Fruchtbarkeit der Erkenntniß sind ihre eigenthümlichen Vollkommenheiten. Als Untersuchungsvermögen erfindet sie Beweisgründe zu den mittelbaren Urtheilen, und

ent=

entdeckt oder vermuthet die Ursachen von den Thatsachen, von Ereignissen. Als Ableitungsvermögen, als Sagacität zieht sie aus Grundsätzen neue Conclusionen, und leitet von der Erkenntniß des Gegenwärtigen, als der Ursache, auf etwas Künftiges als seine gewisse oder wahrscheinliche Wirkung.

3.)

Gemeine gesunde Vernunft. Ob die theoretische Vernunft die Begriffe des Absoluten aus sich selbst schöpfe?

Die Menschen stellen sich früher und allgemeiner die Charaktere des Wahren, des Rechtmäßigen (recti) und Schönen dunkel und in konkreto vor, als sie sie auf bestimmte Begriffe und Formeln zurückführen. In dieser dunkeln und konkreten Vorstellung dieser Kennzeichen, in sofern ihre Fälle richtig bestimmt werden, besteht die gemeine Vernunft, der gesunde Verstand, welches Wort aber auch oft das Asyl einer faulen Philosophie war.

Es giebt drey Hauptarten der Vernunftschlüsse, nämlich kategorische, disjunktive und hypothetische. Kant behauptet, daß die Vernunft blos aus den Formen und Regeln dieser Schlüsse drey Ideen d. i. die Begriffe von einem absoluten Subjekte (Seele), von einem absoluten Ganzen (Weltall), und von einer absoluten Ursache (Welturheber), und also aus sich selbst schöpfe,

und

und dadurch obschon als durch bloße Regulative ihre theoretische Erkenntniß vollende.

Aber die Vernunft und theoretische Philosophie wird von dem Datum der Wirklichkeit des Relativen auf das Noumenon des Absoluten, und also von vier Arten des Relativwirklichen auf ein vierfaches Absolutum als das Correlat, nämlich von dem Körperlichen auf absolute Elemente desselben, von dem Bewußtseyn und dem darin Vorkommenden und bey diesem zum Grunde liegenden als etwas Inhärirenden auf absolute Subjekte, von Weltkörpern und deren Systemen auf ein absolutes Ganze, und von diesem All auf ein schlechthin absolutes Wesen geleitet.

Zweyter Abschnitt.

Von den Geistesvermögen, welche die Bildung und die Wiederholung der Begriffe vermitteln.

Durch welche Vermögen wird in dem menschlichen Geiste die Entstehung seiner Begriffe und die Bereitschaft derselben bewirkt, damit er zu der Erkenntniß der Dinge gelange, sie verbessere und gebrauche?

Erste Abtheilung.

Von den Geistesvermögen, wodurch die Begriffe und Regeln gebildet werden.

Von den einzelnen Vorstellungen der Sinne schreitet der menschliche Geist nicht unmittelbar zu den Begrif-

griffen und Regeln. Diesen Uebergang vermittelt das Aufmerken und Ueberlegen, das Vergleichen und Abstrahiren. Die diesen Geistesthätigkeiten entsprechenden Vermögen sind gleichsam die Unterhändler zwischen der Sinnlichkeit und der Denkkraft, indem sie den Uebergang von bloßen Anschauen zum Denken bewirken.

I.

Vermögen der Aufmerksamkeit und des Ueberlegens.

1.)

Thatsachen zur richtigen Erkenntniß dieser Geistes-Thätigkeiten und Vermögen.

Wir fassen mit unseren Bewußtseyn den Inhalt unserer Vorstellungen auf, bald nur im Ganzen d. i. wir merken blos auf, bald auch das Manigfaltige desselben d. i. wir überlegen, reflektiren. Dieses geschieht theils leidend und unwillkürlich blos durch die Stärke und den Reitz des Eindrucks, theils selbstthätig und willkührlich aus eigenem Antriebe, aus eigener Maxime. Durch den stärkern Eindruck werden die schwächern verdunkelt. Allein wir können machen, daß wir uns dessen ungeachtet des schwächer einwirkenden vollkommen bewußt sind, und unter zerstreuenden Umständen fortdenken.

2.)

2.)

Wichtigkeit, Vollkommenheiten der Aufmerksamkeit. Mittel sie zu unterhalten.

Es hängt von der Aufmerksamkeit ab, ob unsere Vorstellungen klar, deutlich entwickelt, oder von der entgegengesetzten Beschaffenheit sind. Es kann kein Zweifel seyn, daß dieses auf das Verstehen, Urtheilen und auf den Vortrag und das Verhalten eines Subjekts Einfluß habe. Die Aufmerksamkeit ist entweder reitzbar, lebhaft, anhaltend; oder träge, matt, flüchtig. Ueber dieß ist sie entweder stark, folgsam, figirt; oder schwach, unwillkührlich, zerstreut. Die Mittel sie zu reitzen, zu beleben und zu unterhalten sind Abwechselung, Contrast, neue auffallende Wendungen, und allmählige und merkliche Fortführung zur Vollendung als zum Ruhepunkt.

3.)

Ursachen der Unvermögenheit des Aufmerkens.

Steht das Aufmerken unter Naturgesetzen? Nach den Gesetzen der Sinnlichkeit wird das Bewußtseyn auf die stärkere Vorstellung gerichtet, wodurch die schwächern verdunkelt werden. Aber wir vermögen unser Bewußtseyn gegen die Antriebe der Sinnlichkeit auf beliebige Gegenstände zu lenken, und durch Uebung das Attentionsvermögen ungemein zu stärken,

uns

uns zum ausgedehnten, angestrengten, anhaltenden Aufmerken und zur Gegenwart des Geistes zu gewöhnen. Woraus erhellet, daß unser Erkenntnißvermögen keine blos Eindrücke recipirende und Bilder associrende Fähigkeit ist. Indessen können wir uns doch nie ganz den Gesetzen der Sinnlichkeit entziehen; weßwegen wir oft von starken Eindrücken und Bildern fortgerissen werden, und in Gefahr sind noch mehrmal ein Raub derselben zu werden, wenn wir nicht geläufige Grundsätze dagegen in Bereitschaft haben.

Es ist zu sehr wichtigen Zwecken nothwendig, die subjektiven Dispositionen (Förderniße) und Indispositionen (Hinderniße) des Aufmerkens und Nachdenkens zu kennen. Die Erfahrung lehret, daß die Aufmerksamkeit eines Subjekts von dem Zustande seines Körpers, Geistes und Gemüths abhängt. Der Zustand, in welchem er Vorstellungen überhaupt oder einer gewissen Art zu haben unvermögend, unaufgelegt ist, hindert insofern seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände derselben. Eine solche Unvermögenheit und Unaufgelegtheit hat statt; wenn die Organe, die bey der Aufnahme oder Wiederholung gewisser Vorstellungen thätig seyn müssen, etwa wegen Krankheit, Schwäche, Ermüdung, Erschöpfung und anderseitiger Verwendung zu diesem Dienste untauglich sind; wenn durch die eben regen Vorstellungen und Gemüthsbewegungen andere nothwendig verdunkelt werden; wenn der Vorrath von Vorstellungen mangelt, ohne welche

andere keine Haltung und Licht haben, wenn die Gegenstände zu einförmig, oder zu alltäglich, oder zu sehr abstehend sind.

II.

Vermögen der Vergleichung und des Absehens.

Durch Attention und Reflexion werden die Vorstellungen einzelner Gegenstände der Sinne klar und deutlich, aber noch keine Begriffe gebildet.

1.)

Welche Operationen allernächst vor der Bildung der Begriffe hergehen müssen?

Vor allem muß der Inhalt mehrerer einzelner Vorstellungen betrachtet werden, damit das Mannigfaltige ihrer Gegenstände genau bemerkt, und dann das Gemeinsame derselben entdeckt werde. Diese Handlungen heissen Analysis und Vergleichung. Bey den verglichenen Gegenständen muß absichtlich von dem, worin sie sich unterscheiden, abgesehen, und das Gemeinsame aller derselben, abgesondert von dem Eigenthümlichen eines jeden, zusammengefaßt und als Eins vorgestellt werden. Diese Handlungen heissen Abstraktion und Combination. Damit die Vorstellung des Gemeinsamen als einer Einheit sich nicht mit dem Eigenthümlichen vermische und auch ohne Anwesenheit der

Gegenstände klar bleibe, muß sie mit einem willkührlichen Zeichen, dergleichen hauptsächlich die Wörter sind, verbunden werden, damit sie immer in Bereitschaft sey.

2.)

Bildung der Begriffe selbst.

Die Begriffe bildet der menschliche Geist aus einem vorhandenen Stoffe vermittels bestimmter Thätigkeiten durch seinen Verstand und nach dessen Gesetzen.

Der ursprüngliche Stoff sind die vielen einzelnen Vorstellungen, die der menschliche Geist durch seine Sinne aufnimmt. Die Gegenstände, die seinen Sinnen vorschweben, reitzen seine Aufmerksamkeit, seine Beobachtung, wodurch er sie als besondere Gegenstände zu kennen, und das Mannigfaltige in ihnen zu bemerken anfängt. Die sinnlichen Gegenstände werden bey ihrer Gegenwart theils nach ihren Abweichungen und Diversitäten unterschieden, getrennt; theils nach ihren Uebereinstimmungen und Identitäten verbunden, vereinigt. Aber dieses geschieht anfänglich nur vorübergehend ohne wirkliche Scheidung des Eigenthümlichen und Gemeinsamen, weßwegen die Vorstellungen dieser Gegenstände immer einzelne und konkrete sind. Werden in der Folge die Gegenstände absichtlich zusammengehalten, um ihre Identität oder Diversität zu entdecken, so werden sie eigentlich verglichen oder

ent=

entgegengehalten. Diese Thätigkeiten sind um so vorzüglicher, je verstekter, ungemeiner, wichtiger, treffender, unerwarteter die Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten, die Vergleichungen oder Entgegensetzungen der Gegenstände sind.

Nach und nach wird bald die Verschiedenheit, bald die Identität gewisser Gegenstände mehr hervorgetrieben und bemerkt (Vielheit, Zahl); sie also in Gedanken von einander abgeschieden d. i. die Vorstellung der Identität von der Vorstellung der Diversität im Gedanken abgehalten; also bey der einen von der andern weggesehen, abstrahirt. Weil das Gemeinsame mehrmahl vorkommt, so bleiben die Vorstellungen desselben klärer. Werden sie über dieß mit willkürlichen Zeichen verbunden, bezeichnet, so bekommt man sie mehr in seine Gewalt, sie bleiben dadurch auch bey der Abwesenheit der Gegenstände klar, machen höhere Vergleichungen und Absonderungen und alles dasjenige möglich, was zum Denkgeschäfte erfordert wird. Die artikulirten Töne, die Wörter, sind die besten Zeichen für Begriffe, weil aus ihnen ausgesprochen oder geschrieben diese am klärsten und unvermischtesten durchscheinen, und sich leicht in den vielfältigsten Zusammensetzungen gebrauchen lassen. Die Abstraktion, oder das Absehen von Etwas ist nicht bloße Unterlassung der Aufmerksamkeit, sondern wo sie wahrhaft ist ein positiver Erkenntnißakt, wodurch eine Vorstellung, deren wir uns sonst sehr wohl bewußt sind, von der

Verbindung mit andern in einem Bewußtseyn abgehalten wird. Derohalben sagt man nicht etwas, sondern von etwas abstrahiren. Von gewissen Vorstellungen abstrahiren, von gewissen Gegenständen absehen, ihren Einfluß abhalten können, selbst wenn sie den Sinnen, oder in Bildern vorschweben, und dadurch das Bewußtseyn und die Wirksamkeit anderer Vorstellungen nicht hindern lassen (animus sui compos), beweist mehr Selbstthätigkeit des Denkvermögens, als das Attendiren und Betrachten selbst, und ist in logischer und moralischer Hinsicht wichtig.

Alle Begriffe sind erworben. Ihre Bildung ist entweder blos natürlich oder künstlich. Die erstern und ihre Produkte können da seyn, ungeachtet man sich ihrer nicht bewußt ist. Sobald Menschen denken, welches sie thun, ehe sie noch das Denkgeschäft logisch kennen; müssen sie alle jene Begriffe schon dunkel haben, ohne welche eigentlich nicht gedacht werden kann. Alle Begriffe setzen Vorstellungen als ihren Stoff oder ihre Grundlage voraus, woraus sie durch Abstraktion oder Räsonement entstehen. Alle sind entweder gemachte, willkührliche; oder gegebene es sey empirische oder intellektuale, die weiter entweder eigene oder analogische, und jene entweder Verstandes- oder Vernunftbegriffe sind. Die gemachten sind wahr, wenn sie nur widerspruchlos sind. Die gegebenen müssen entweder die durch Vergleichung entdeckte, oder durch Abstraktion gefaßte wesentliche Aehnlich-

lichkeit der Individuen, Arten, Gattungen enthalten; oder das Wesen, den nothwendigen Charakter eines blos intelligiblen Gegenstandes, als Correlats eines andern durch Erfahrung bekannten Gegenstandes, durch einen Schluß herausbringen.

Zweyte Abtheilung.

Von den Geistesvermögen, wodurch die Vorstellungen und Begriffe in Bereitschaft erhalten und wiederholt werden.

Es erhellet bald, daß zu diesen Vermögen die Vermögen der Adsociation und der Erinnerung gehören und daß diese sehr wichtige Gegenstände der psychologischen Betrachtungen sind.

I.

Vermögen der Adsociation der Vorstellungen und Begriffe.

In der Geschichte des menschlichen Geistes und Gemüths beruhen viele und wichtige Stücke auf jener Verbindung der Vorstellungen eines Menschen, die man zum Unterschiede von andern Arten ihrer Verbindungen mit dem charakteristischen Nahmen der Ideenadsociation bezeichnet. Es liegt also in vielen Hinsichten daran, daß man die Natur, die Gesetze und Folgen dieser Verbindung unter menschlichen Vorstel-

lun-

lungen kenne, auf welcher hauptsächlich die Bereitschaft und Wiederholung derselben beruht.

I.)

Grundbegriff von der Ideenadsociation, ihre Grundgesetze, und deren Antheil in der Geschichte des Erkenntnißvermögens.

Die Erfahrung lehret, daß durch die jedesmaligen Vorstellungen eines Menschen immer einige andere von den schon sonst gehabten ohne und oft auch wider seinen Willen in ihm geweckt werden d. i. sich zu den gegenwärtigen gesellen. Dieses unwillkührliche Einfallen von gewissen Gegenständen bey der Vorstellung anderer heißt Ideenadsociation. Der Schein, daß dabey keine bestimmten Gründe und Gesetze obwalten verschwindet, wenn man die Thatsachen der Ideenadsociation genauer beobachtet und vergleichet. Auf diese Weise offenbaret es sich, daß Vorstellungen im Grunde sich wechselweise wecken theils darum, weil sie schon sonst in der Seele zugleich vorhanden waren, theils darum weil ihre Gegenstände einander verwandt d. i. in Ansehung ihres Nahmens, ihrer Beschaffenheit, oder Verhältnisse zu andern Gegenständen einander ähnlich sind. Weil diese zwey Thatsachen und Gründe des Associrens aus keinen Bekanntern und höhern erklärt werden können, denn die physiologischen Erklärungen sind vergeblich, so sind sie selbst

Grund-

Grundgesetze alles Associrens und wechselseitigen Weckens unter den Vorstellungen.

(1.)

Erörterung des ersten Grundgesetzes.

Die allererſten Verbindungen unter den mancherley Vorstellungen eines Menschen, nach welchen sie sich in der Folge wechselweise wecken, sind diejenigen, die durch ihre vormalige Conxistenz in dem Bewußtseyn gestiftet worden sind. Weßwegen die Formel, welche aussagt, daß Vorstellungen, welche man zu gleicher Zeit ohne oder durch Veranstaltung gehabt hat, sich in der Folge wechselseitig wecken, das Gesetz der Gleichzeitigkeit genannt wird und das erste Gesetz der Ideenadsociation ist.

Von diesem Gesetze hängt es ab, nicht nur warum 1.) Vorstellungen von Dingen ihren, Beschaffenheiten, Theilen, 2.) von Thatsachen, Begebenheiten und ihren Umständen, 3.) von Zeichen jeder Art und ihren Bedeutungen sich wechselweise wecken, sondern auch a.) warum Ereigniſſe für Vorbedeutungen gehalten werden, die es nicht sind, b.) warum oft Fehler nachgeahmt und c.) oft unschädliche Dinge gefürchtet werden.

Die von der Gleichzeitigkeit herrührenden Adsociationen sind die ausgebreitetsten, die geläufigsten

und

und dauerhaftesten und der Grund verschiedener psychologischer Phänomene.

2.)

Erörterung des andern Grundgesetzes.

Die Affinität der Gegenstände d. i. die Aehnlichkeit ihrer Beschaffenheiten und Verhältnisse und ihre Abstammung von demselben Grunde ist der andere Hauptgrund, warum die Vorstellungen derselben aufeinander führen, weßwegen die Formel, welche ausdrückt, daß Vorstellungen von merklicher Inhaltsähnlichkeit sich wechselweise wecken, das Gesetz der Aehnlichkeit, der Verwandtschaft heißt und das andere Grundgesetz der Adsociativen unter den Vorstellungen ist. Auf ihm beruhen zwar nicht so viele aber sehr wichtige Adsociationen.

Von diesem Gesetze hängt ab nicht nur 1.) die Erinnerung und Erwartung ähnlicher Fälle, 2.) die Bildung und Anwendung empirischer Begriffe und Regeln, und 3.) die Erfindung und Wirksamkeit der Metaphern, Vergleichungen, Anspielungen u. dgl. sondern auch a.) die Vermengung ähnlicher Dinge, schiefe Vergleichungen b.) analogische Fehlschlüße, Einfälle für Gründe c.) die Prädilektion und Präaversion gewisser Gegenstände oder die sogenannte Antipathie und Sympathie her.

II.)

Folgegesetze der Ideenadsociation, deren Stärke und allgemeinere Folgen.

Die Erfahrung lehret, daß auch Vorstellungen, die man in einer gewissen Zeitfolge nacheinander gehabt hat, und auch Vorstellungen von einander widerwärtigem Inhalte aufeinander führen. Succession und Contrast der Vorstellungen sind also auch Gründe ihrer wechselseitigen Adsociation. Allein weil von succedirenden Vorstellungen die allernächst an einander grenzenden immer zugleich im Bewußtseyn vorkommen, und der Contrast in der Nebeneinanderstellung einander widerwärtiger Dinge unter denselben höhern Begriffe besteht, so ist auch hier Gleichzeitigkeit und Aehnlichkeit der letzte Grund des Associrens. Auf dem Gesetze der Succession beruht 1.) das Verbal=und Local=Gedächtniß, und 2.) jede Fertigkeit, die aus der Wiederholung von einerley Vorstellungen uud Handlungen entspringt. Dem Gesetze des Contrastes aber verdanken wir 1.) die Antithesen, Ironieen, u. d. und 2.) die Erfindung der Definitionen, Divisionen, Hypothesen. u. d.

1.)

1.)

Worauf die jedesmalige größere Erwecklichkeit gewisser Vorstellungen beruhe?

Weil jede bestimmte Vorstellung a mit unzähligen andern durch Coexistenz und Aehnlichkeit verbunden seyn kann; so geben diese für sich noch keine Auskunft, warum die Vorstellung a jetzt die Vorstellungen b, c. u. s. f. einandermahl aber vielmehr die Vorstellungen m, n, und in einem dritten Fall noch andere erwecke? Bey genauerer Vergleichung der wirklichen Erweckung bestimmter Vorstellungen durch bestimmte andere offenbaren sich einige nähere Gründe dieser Thatsache, auf welchen also der Grad der weckenden Kraft und der Erwecklichkeit bey den vergesellschafteten Vorstellungen beruht. Zu den jedesmaligen Vorstellungen eines Menschen gesellen sich jedesmahl gewisse Vorstellungen 1.) weil die letztern entweder mit der gegenwärtigen Geistes- und Gemüthsstimmung, mit den herrschenden Gesinnungen am meisten harmoniren und ihnen die zuträglichste Nahrung gewähren, oder 2.) weil sie die gewöhnlichsten, interessantesten oder neuesten Gefährtinnen der erstern sind, oder zu denjenigen gehören die am wenigsten schlumern, und auf die ein Mensch alles das Uebrige zu beziehen pflegt, oder endlich 3.) weil der Inhalt der geweckten mit jenen der weckenden entweder überhaupt,

haupt, oder in der gegenwärtigen Beziehung, die eben den Geist beschäftiget, am auffallendsten übereinstimmt, oder kontrastirt.

2.)

Einige Hauptwirkungen der Ideenadsociation.

Auf der Adsociation der Vorstellungen und ihrer Geläufigkeit beruht es, warum Thiere und Menschen ohne Grundsätze Einiges fertig verrichten; (abgerichtet werden) warum derselbe Gegenstand bey verschiedenen Menschen, und auch bey demselben Menschen in verschiedenen Zeiten und Lagen so verschiedene Gedanken, Gefühle und Begierden veranlaßt; warum man in Gesprächen so leicht und gewöhnlich auf sich selbst und das Seinige geleitet wird; warum gedankenreiche, dem Denken ergebene Menschen dasjenige nicht, oder weniger geschickt verrichten, was sonst sehr leicht verrichtet wird.

Das Spiel der Phantasie mit Menschen im Schlaffe macht das aus, was man Träume nennt, und unverkennbar auf den Gesetzen der Ideenadsociation beruht. Sie werden durch dunkle Empfindungen und Gefühle, deren auch die Schlaffenden theilhaft sind, erzeugt und abgeändert. Sie sind den Zuständen, in welchen man einschläft, und den Geschäften, die man treibt analog. Der Somnambulism kann nur dadurch begreiflich gemacht werden, wenn man annimmt, daß einem

Schlaf-

Schlaffenden seine Einbildungskraft das, was er unter Tags sieht und verrichtet, so lebhaft und unverändert vorhält, daß er dadurch bestimmt wird aufzustehen und die gewohnten Geschäfte zu verrichten.

In einigen Menschen entsteht eine sehr peinliche Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, wenn sie in andere Länder versetzt werden; man nennt sie das Heimwehe. Dieses entsteht dadurch, daß ihre Einbildungskraft ihnen die angenehmen Scenen ihrer jugendlichen Lebensfreuden vorhält, und durch das Unbehagliche der neuen Lebensart die Vorstellung derselben erhöht. Auch bemerkt man bey Kindern und einigen Erwachsenen, daß bey ihren Erzählungen die Begebenheiten und die vorgeblichen Abentheuer, wie eine herabrollende Schneelavine, wachsend aus ihrer produktiven Einbildungskraft hervorgehen, ohne daß sie dabey etwas anderes beabsichtigen, als blos sich wichtig zu machen. Dieser arglose Hang zum Lügen hängt also unverkennbar auch von der Ideenadsociation ab.

II.

Gedächtniß und Erinnerungsvermögen.

I.)

Natur des Gedächtnißes.

Wir besinnen uns vielfältig in der Folge auf das, was wir schon sonst empfunden oder gedacht ha-

haben d. i. wir fangen an uns die Gegenstände wieder vorzustellen und uns ihrer wieder bewußt zu werden, die wir uns vorzustellen, deren wir Bewußt zu seyn aufgehört hatten. Man sagt, daß solche Vorstellungen indessen behalten und aufbewahrt waren, und jetzt nur wieder erneuert und erkannt werden, schreibt dieses einem besondern Vermögen zu, welches man Gedächtniß, Erinnerungs = Besinnungsvermögen nennt und sieht es für einen Zweig des Erkenntnißvermögens an. Ein solches Vermögen ist nothwendig, wenn der Vorrath der Vorstellungen durch Vergleichungen und Anwendungen vermehrt werden, und Erfahrung, Wissenschaft und Kunstgeschicklichkeit entstehen soll. Man glaubt oft etwas im Gedächtnisse zu haben, was man aber nicht zum Bewußtseyn bringen kann. Oft besinnt man sich bald darauf, oft aber kann man es gar nicht entsinnen. Die Bemühung ist, wenn man doch nachsinnt, für den Kopf sehr peinlich. Weßwegen man am beßten thut, wenn man eine Zeit sich durch andere Gedanken zerstreut, und von Zeit zu Zeit nur auf das Gewünschte zurückblickt, dann geräth man gemeiniglich auf eine von den associrten Vorstellungen, durch welche die gesuchte hervorgezogen wird. Das Gedächtniß ist von der Einbildungskraft verschieden, weil es ein Vermögen ist Vorstellungen von aller Art und selbe willkührlich zu reproduciren.

II.)

II.)

Wirkungsart und Vollkommenheit des Gedächtnisses.

Ob solche Vorstellungen vor ihrer Reproduktion als behalten in dem menschlichen Geiste eingewickelt, wie in einem Behältnisse aufbewahrt, blos wieder hervorgezogen, und gleichsam aus dem Boden der Seele aus ihrem Schlummer geweckt hervorspringen, und zum Bewußtseyn gebracht: oder ob sie vielmehr blos wiederholt, d. i. wie Töne nur wieder hervorgebracht, wieder gebildet werden, und blos den vorigen ganz ähnlich sind, dieß kann durch das bloße Bewußtseyn nicht ausgemacht werden. Aber die schwierigen Hypothesen, wie die erworbenen Vorstellungen durch Zurücklassung und Erneuerung gewisser Spuren im Gehirn und in der Seele behalten und erneuert werden, und wie die Seele nach dem Tode des Körpers das Andenken an das irrdische Leben behalten könne, würden ganz überflüßig werden, wenn das Gedächtniß im Grunde und am bestimmtesten gedacht nichts anderes wäre, als das Vermögen die vorigen Vorstellungen blos zu wiederholen, und sich bewußt zu seyn, daß sie die vorigen und blos wie die Töne wiederholt worden sind.

Wir sind uns bewußt, daß wir bey der Wiederholung der Vorstellungen bald unwillkührlich bald willkühr-

führlich verfahren, indem wir die Wiederholung beliebig, und absichtlich vornehmen. Die unwillkührliche Wiederholung der Vorstellungen von einem Organenspiel ableiten, heißt nichts erklären, wenigstens ist die Erklärung nicht pragmatisch. Gewiß aber liegt der Grund davon in den Gesetzen der Ideenadsociation, indem die Seele bey Gelegenheit und kraft ihrer jedesmaligen Vorstellungen andere als gleichzeitige, ähnliche, succedirende, kontrastirende associrt und wiederholt. Der Grund der willkührlichen Wiederholung der Vorstellungen beruht hauptsächlich auf ihrer Verbindung mit willkührlichen Zeichen. Durch Vorstellungen und ihre Wiederholungen entstehen natürlich in dem menschlichen Geiste gewisse Dispositionen und Fertigkeiten, wodurch sie leichter wiederholt werden. Je leichter nun eine solche Fertigkeit erworben wird, je dauerhafter sie ist, je leichter und genauer durch sie die Vorstellungen wiederholt und wiedererkannt werden; desto vorzüglicher ist das Gedächtniß bey einem Subjekte, indem dieses viel und bald ins Gedächtniß faßt, sich leicht und genau worauf besinnt, und es lange behält.

III.)

Gründe eines guten Gedächtnißes. Gedächtnißkunst.

Ein gutes Geständniß ist in Wissenschaften und in Leben und Geschäften von großem Werth. Bey

den

den Alten war Mnemosine die Mutter der Musen, und ein gutes Gedächtniß ein Zeichen eines guten Kopfs. Die ältere und neuere Geschichte liefert Beyspiele von Männern, die ein ausserordentliches Gedächtniß besaßen. Man sagt, daß die Vollkommenheit des Gedächtnisses, theils von der ursprünglichen Fähigkeit seines Subjekts, theils von der Uebung, theils von gewissen Kunstgriffen abhängig sey, weßwegen man von einem natürlichen, erworbenen und künstlichen Gedächtniße redet. Die Erfahrung lehret, daß wir dasjenige, was wir mit Vorbereitung, Begierde, Anstrengung vernohmen; mit Einsicht, und also in aufeinander führender Ordnung erkannt; was wir in deutlicher Anwendung, und mit hinlänglicher Wiederholung erlernt haben, am besten behalten und erneuern können.

Die einzige Uebungsart des Gedächtnißes, wodurch dessen Verbesserung bald verspürt wird, ist diese, daß man kontinuirlich etwas memorirt, worin Verständlichkeit, Zusammenhang und Ordnung herrscht. Auf diese Weise werden Wort = und Sachgedächtniß, Gedächtniß und Verstand geübt, die sich dann immer wechselweise unterstützen. Vieles muß nun freylich nur mechanisch memorirt werden, z. B. das Einmahleins u. dgl. Mehrere alte Schriftsteller reden, von einer Gedächtnißkunst (ars memoriæ) für deren Erfinder sie den Simonides halten. Wahrscheinlich bestand die alte Mnemonik in nichts andern, als in gewissen Kunstgrif-

griffen, sich an die Theile einer Rede zu erinnern, in einem gewissen ingeniösen Memoriren. Unsere systematisch-tabellarischen Uebersichten dessen, was man aus dem Kopfe vortragen soll, machen sie ganz entbehrlich und ersetzen sie unendlich; nach diesen geschieht das judiciöse Memoriren.

Dritter Abschnitt.

Von dem, was der menschliche Geist durch die Verbindung mehrerer dieser Vermögen vermag.

Auf der bloßen Verbindung der höhern, mittlern und niedern Vermögen beruht es, warum wir unsere Gedanken bezeichnen, und Einiges voraussehen können. Das Bezeichnungs- und das Vorhersehungsvermögen sind also keine besondere aber doch sehr merkwürdige Geistesvermögen.

I.

Bezeichnungsvermögen oder Sprache.

I.)

Von der Bezeichnung der Vorstellungen überhaupt.

1.)

Nächster Grund der Bezeichnung unserer Vorstellungen.

Es geschieht allernächst durch Vermittelung der Association unserer Vorstellungen, daß einige sicht-

und hörbare Dinge nebst der Vorstellung von sich selbst auch die Vorstellungen anderer Dinge hervorruffen, und also die Eigenschaft von Zeichen annehmen, insbesondere aber, daß mit artikulirten Tönen, es sey ausgesprochen oder geschrieben, Vorstellungen und Gedanken verbunden, sie also bedeutend d. i. Wörter und Ausdrücke werden. Darauf beruht die Wort = und Schriftsprache, wodurch wir einer viel vollkommnern Erkenntniß fähig und theilhaft sind, die man symbolische und diskursive Erkenntniß nennt, im Gegensatz der anschauenden, wobey man nicht die Gegenstände vermittels allgemeiner Merkmale und Ausdrücke denkt, sondern das in die Sinne fallende entweder vermittels dieser anschaut, oder vermittels der Einbildungskraft zurückruft.

2.)

Begriff und Arten der Sprache.

Menschen haben Sprache, heißt überhaupt sie drücken ihr Inneres d. i. ihre Vorstellungen, Gefühle, Begierden, Absichten auf eine einander vernehmliche und verständliche Weise aus; theils durch natürliche Zeichen, welche Instinkt und Erfahrung deuten lehren, dergleichen Blick, Mienen, Stellung und Bewegung des Körpers, Intension der Stimme u. d. gl. sind, und auf welchen die Mimik beruht, wel-

che der verstärkende Mitausdruck des Redners und Schauspielers ist; theils willkührlich und absichtlich, durch konvenzionelle Zeichen, die mit dem was sie zu erkennen geben, in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, und worunter diejenigen die wichtigsten sind, welche die Wort- und Schriftsprache ausmachen.

Eigentliche Sprache wird theils subjektiv, theils objektiv genohmen. Subjektiv genohmen ist sie das Vermögen des Menschen Töne durch seine Gehörsorgane zu vernehmen, sie nachzuahmen, selbst hervorzubringen, zu artikuliren vermittels seiner Sprachorgane, mit ihnen absichtlich seine Vorstellungen zu associren, diese dadurch in seine Gewalt zu bringen, zu bearbeiten, Andern mitzutheilen, und die von ihnen mitgetheilten zu verstehen. Objektiv genohmen aber ist sie eine nach Regeln zusammenstimmende Mannigfaltigkeit von ausgesprochenen oder geschriebenen artikulirten Tönen, als Zeichen für die mancherley Begriffe und ihre Verhältnisse.

3.)

Nothwendigkeit der Wortsprache zum Denken.

Die zwey Thatsachen, daß sich der Verstand ohne Sprache, und vor dem Gebrauch derselben entweder

gar nicht oder auf eine sehr eingeschränkte Weise äussert, und daß die Kultur des Geistes und der Sprache bey den alten und jetzigen Nationen gleiche Schritte gehalten haben, erzeugen die Vermuthung, daß Sprache zum Gebrauche und zur Bildung des Verstandes unentbehrlich sey. Aber aus der Natur der willkührlichen Bezeichnung und des Denkgeschäftes läßt es sich völlig einsehen, warum es so seyn müsse. Dadurch daß wir unsere Vorstellungen mit willkührlichen Zeichen, und hauptsächlich mit ausgesprochenen und geschriebenen Wörtern verbinden, die wir so sehr in unserer Gewalt haben, und sie auch ohne sie auszusprechen uns vorstellen können, machen wir jene vernehmlicher, und bringen sie in unsere Gewalt; wodurch wir dann alles dasjenige mit ihnen vornehmen können, was zu dem Gebrauche des Verstandes, und zu dessen Entwickelung und Bildung erfordert wird. Wir können sie nämlich leicht erneuern, vergleichen, zu Begriffen, Urtheilen und Schlüßen verbinden, Andern mittheilen, wodurch menschliche Erkenntniße erzeugt, aufbewahrt, leichter vermehrt und berichtigt, und auf Mit- und Nachwelt gebracht werden.

II.)

Von dem Verhältnisse der Sprache zu dem Denkgeschäfte.

I.)

Erforderniſſe einer logiſch-vollkommenen Sprache, Einfluß derjenigen, in der man denkt und lernt, auf dieſe Geſchäfte.

Zur Entwickelung der Denkkraft, und zur Mittheilung des Gedachten iſt alſo Sprache nothwendig. Iſt ſie zugleich dazu tauglich, ſo iſt ſie logiſch vollkommen, und folglich um ſo vollkommener je tauglicher ſie zu dieſen Zwecken iſt. Derohalben muß eine logiſch vollkommene Sprache reich, fruchtbar, perfektibel, charakteriſtiſch und leicht ſeyn, d. i. ſie muß Ausdrücke für alles von menſchlichen Verſtande Erkennbare enthalten, ſie muß neue Ableitungen, Zuſammenſetzungen und Wendungen derſelben zulaſſen, ſie muß dem Wachsthume, und der Verbeſſerung der menſchlichen Erkenntniß nicht hinderlich ſondern beförderlich ſeyn, alle ihre Ausdrücke, deren Ableitungen und Verbindungen müſſen bedeutend, beſtimmt bedeutend ſeyn, und ihre Bedeutung rein und unvermiſcht durchſcheinen laſſen, ihr Gebrauch, ihre Erlernung und Anwendung muß den möglichſt kleinſten Kräftenaufwand erfordern, und in den möglichſt mei-

sten Fällen statt haben können, die Gesetze ihrer Zeichenbildung (Etymologie) und ihrer Zeichenfügung (Syntax) müssen möglichst einfach und anwendbar seyn.

Die Sprache ist das Modell, das Triebwerk, und Vehikel des Denkens, Mittheilens, Verstehens. Daraus wird begreiflich, wie ihre Unvollkommenheiten Gründe des unrichtigen Denkens und Verstehens werden. Eine logisch unvollkommene Sprache hindert und verkehrt den Gebrauch des Verstandes, weil ihr entweder an Ausdrücken für Begriffe und deren Beziehungen gebricht, oder weil ihn Syntax mit der logischen Gedankenfolge nicht harmonirt, diese vielmehr hemmt, ihr eine falsche Richtung giebt, oder endlich weil die unbestimmte, schwankende, falsche Bedeutung, oder verführerische Etymologie ihrer Ausdrücke den Verstand mißleitet. Sprache ist also ein wichtiger Gegenstand des Philosophen, das Studium derselben ist im Grunde Studium des Erkenntnißvermögens, und die Sorgfalt für ihre Verbesserung im Grunde Sorge für die Verbesserung des Erkennens. Dabey kommt es darauf an, daß man den innern Bau einer Sprache studire, daß man sich ihres ganzen Reichthums bemächtige, um überall die passendsten Ausdrücke zu wählen, daß man ihren Vorrath verbessere, es sey, daß man schickliche neue Wörter bilde, oder fremde einführe, oder die dunkeln und

scheinbar synonymischen aufhellet und scharf unterscheidet.

2.)

Würdigung unserer Bezeichnungsarten nach dem Ideal der logisch vollkommensten.

Dem Ideale einer logisch vollkommenen Bezeichnung unserer Gedanken nähert sich am meisten die Wort = und Schriftsprache. So wie die erstere in einer unendlichen Menge von artikulirten Tönen oder Wörtern besteht, die sich im Grunde in etliche und zwanzig Laute auflösen lassen; so besteht die Letztere aus so viel Buchstaben, wodurch jene unendliche Mannigfaltigkeit von Wörtern bezeichnet werden kann. Der Redende associrt seine Gedanken absichtlich mit Wörtern, d. i. artikulirten Tönen, die er vermittels seiner Sprachorgane unendlich vermannichfaltigen, auf das leichteste überall wiederholen, durch sein Gehör und Bewußtseyn in jeder Veränderung und Abwechselung unterscheiden, durch sein Gedächtniß behalten, durch den Verstand für Begriffe selbst gebrauchen, in wenige einfache Laute auflösen, und diese durch sichtbare Züge, d. i. durch das Alphabet darstellen kann.

Ausser der Rede und der alphabetischen Schrift kommt auch Mimik und Bildersprache unter den

menschen

menschlichen Bezeichnungsarten vor. Daß Mienen, Geberden, Bilder d. i. Figuren und Zeichnungen, eine große Mannigfaltigkeit zulassen, und diese Ausdrücke wegen der Sympathie und wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Gegenständen sehr charakteristisch sind, indessen die Wortsprache sehr wenige Onomatopoetika hat, erhellet aus den pantomimischen Spielen der Alten, aus der egyptischen und chinesischen Hieroglyphik, und aus der Charakteristik unserer Algebra und Geometrie. Allein jene Mannigfaltigkeit, Abwechselung, Kürze, Sparsamkeit, Leichtigkeit, Allgemeinheit, Bestimmtheit haben sie nicht, die das so weitläufige, schnelle, verwickelte Denkgeschäft erfordert. Auch sind sie zum Selbstdenken im Dunkeln und in größern Entfernungen nicht brauchbar.

Die philosophische Welt hat Gedanken und Versuche von einer allgemeinen Schriftsprache oder Charakteristik aufzuweisen, durch deren Hülfe alle Nationen des Erdbodens einander ihre Gedanken sollen mittheilen können, ohne daß sie wechselseitig ihre Sprachen zu erlernen brauchten. Eine solche Sprache müßte entweder eine Art chinesischer Hieroglyphik, oder eine Art algebraischer Charakteristik seyn. In der ersten Eigenschaft ist sie nicht erwünschlich, in der andern aber nicht möglich.

3.)

Bestimmung des Allgemeinen und Nothwendigen in allen Sprachen. Möglichkeit der Dechifrirkunst.

Das Allgemeine und Nothwendige aller Sprachen aufzusuchen, ist das Geschäft der allgemeinen Sprachlehre. Es besteht in demjenigen, was dem Allgemeinen und Nothwendigen alles menschlichen Denkens in allen Sprachen entspricht. Denn der Verstand ist das Vermögen zu denken, und jede Wortsprache ist ein Vermögen das Gedachte durch artikulirte Töne d. i. durch Wörter zu bezeichnen. So wie aber das Denken, welches durch Begriffe geschieht, ohne gewisse höchste Gattungen derselben, ohne Categorieen, und ohne eine gewisse allgemeine Ordnung in der Gedankenfolge nicht seyn kann; so kann auch die Rede, die durch Wörter und Sätze geschieht, nicht ohne gewisse höchste Klassen von Wörtern, die man partes orationis nennt, und ohne eine gewisse allgemeine Ordnung und Fügung seyn, die syntaxis heißt.

Das gesammte Denken besteht im Grunde aus Begriffen von Subjekten und deren Bestimmungen; aus Begriffen von Handlungen, Leiden und Zuständen der Subjekte, die in der Zeit vor sich gehen; endlich aus den Begriffen von den nähern Bestimmungen aller dieser Stücke. Derohalben muß auch die

Re-

Rede überhaupt aus drey Klassen von Wörtern bestehen, die den drey höchsten Gattungen von Begriffen entsprechen, also aus Nenn = Zeit = und Bestimmungswörtern, die darum Theile der Rede heissen, bestehen. Die Nennwörter (nomina) sind mit ihren Stellvertretern (pronomina) entweder Substantive, Hauptwörter, oder Adjektive, Beywörter. Die Zeitwörter (verba) sind entweder activa oder passiva oder neutra. Die Bestimmungswörter (particulæ) sind entweder Adverbien, oder Präpositionen, oder Conjunktionen. Alle zu diesen Redetheilen gehörige Wörter sind entweder Wurzel = oder Stammwörter, oder abgeleitete, zusammengesetzte Wörter; jene bezeichnen die frühern, die letztern aber die spätern Begriffe. Die Nenn = und Zeitwörter erhalten allerley Biegungen, die Deklinationen und Conjugationen heissen, wodurch bey den erstern das Verhältniß, die Zahl, und das Geschlecht der Gegenstände; bey den letztern aber die Zeit und Zahl der thätigen und leidenden Subjekte angedeutet wird. Unter den mehrern Begriffen, in deren Verhältnissen und Verbindungen das Denken besteht, waltet jedesmahl eine bestimmte Abstuffung der Klarheit ob. Durch diese Abstuffung wird die Gedankenfolge, und durch diese die Wortfolge bestimmt. Das klärer Vorgestellte wird eher gedacht, und folglich auch eher bezeichnet.

Die Deschifrirkunst ist die Geschicklichkeit, eine mit einem geheimen Alphabet geschriebene Schrif recht

zu lesen, und so ihren Sinn zu entdecken. Weil ein solches verborgenes Alphabet im Grunde doch keine andere Laute bezeichnen kann, als diejenigen, in welche die Rede, in welcher der Geheimschreiber gedacht hat, aufgelößt wird, und weil nach der Erfahrung einige Laute häufiger vorkommen, als andere: so kann durch Versuche die wahre Gültigkeit der geheimen Charaktere bestimmt, und so die Schrift dechifrirt werden. Aber aus den Elementen der mehrern Stammsprachen und ihrer unmittelbaren Abkömmlinge eine menschliche Ursprache entdecken wollen, ist ein kühnes vergebliches Unternehmen.

III.)

Von dem Ursprunge und der großen Verschiedenheit der Wortsprache unter den Menschen.

Ueber den Ursprung oder das Aufkommen der Wortsprache unter den Menschen sind die ältern und neuern Philosophen nicht einig. Einigen scheint sie vielmehr ein Geschenk Gottes als eine Erfindung der Menschen zu seyn, weil sie vielmehr Spuren eines Werkes der Willkühr und des Verstandes, als eines Produkts der Natur und des Instinkts an sich trage, und folglich keine Erfindung noch sprachloser, roher Menschen seyn könne, die ohne Sprache nicht denken, und ohne zu denken keine Sprache erfinden könnten.

An=

Andern hingegen ist es überhaupt sehr begreiflich, wie sprachlose, ungebildere Menschen von der natürlichen, instinktartigen Bezeichnung ihres Innern durch Mienen, Geberden und ungegliederte Laute, durch Abbildungen und Hieroglyphen nach und nach zu jener willkührlichen und absichtlichen durch artikulirte Töne, und so fort zur Rede, und alphabetischen Schrift den Uebergang machen könnten. In der menschlichen Natur liegen Anlagen genug dazu, und ausser ihr sind überall treibende Anläße genug, jene Anlagen in Thätigkeit zu setzen und geltend zu machen. Gesunde Gehörs = und Sprachorgane des in Gesellschaft mit andern lebenden Menschen, dann theils die ihm durch starke Gefühle ausgepreßten, theils die von ihm von aussen vernohmenen Naturtöne, endlich deren Reitz für seine Gehörs = und Sprachorgane, für seinen Nachahmungstrieb und für sein Abstraktions = und Adsociationsvermögen machen den Ursprung einer rohen Logomimik, und die dadurch erweckten und beförderten Geisteskräfte und Willenstriebe machen den unaufhaltbaren Fortschritt derselben zur grössern Vollkommenheit überhaupt dem Psychologen hinlänglich begreiflich. Nachgeahmte Naturtöne waren die ersten Ausdrücke, womit die Menschen entweder die sinnlichen Subjekte und ihre Eigenschaften (Nennwörter), oder ihre Wirkungen und Veränderungen (Zeitwörter), oder endlich, ihren veränderlichen Zustand (Partikeln), bezeichneten. Das Angenehme und Vortheilhafte dieser

ser Bezeichnungsart der Vorstellungen und Gefühle ist auffallend, weßwegen es die Menschen bestimmte diese Bezeichnung zu verbessern, und ihre ungeschlachte Logomimik nach und nach zu einer eigentlichen Rede zu erheben, so wie sie es auch mit den Sicherheits = und Bequemlichkeits = Werkzeugen und Künsten gethan haben.

Ungeachtet die Gründe des Vermögens und der Erfindung der Wortsprache bey den Menschen überhaupt überall dieselben sind, so kann doch die große Verschiedenheit derselben auf der Erde den Nachdenkenden nicht befremden. Diese mußte nothwendig entstehen theils wegen der Verschiedenheit der Eindrücke und der Ansicht derselben Sache bey verschiedenen Menschen, theils wegen der Verschiedenheit des Klima und der Nahrung, die einen so großen Einfluß auf die Organe und Modulation der Stimme, auf die Aussprache der einfachen Laute und der Wörter haben. Diese Ursachen mußten bey größern Entfernungen und bey abgeschnittenem Umgange derjenigen, die sonst eine Familie oder Nation ausmachten, dann bey weiterer Fortbildung und durch Vermischung der Nationen die verschiedensten Sprachen hervorbringen.

II.

II.

Vorhersehungsvermögen.

I.)

Begriff, Arten und Gründe des natürlichen Vorausseh ens und Vorhersagens.

Wir stellen uns vielfältig auch etwas Künftiges, etwas Bevorstehendes vor, weßwegen wir sagen, daß wir es in der ersten Hinsicht vorhersehen, und in der andern erwarten, und zwar entweder blos vermuthen ahnden, oder gar vorherwissen und vorhersagen, je nachdem unsere Vorstellung desselben entweder durch einen unentwickelten, wahrscheinlichen, oder ganz entwickelten und apodiktischen Schluß erzeugt wird.

Das Vorausseh en geht im Allgemeinen so vor sich. So wie durch die Vorstellung des Gegenwärtigen der menschliche Geist vielfältig bestimmt wird, nach den Gesetzen der Ideenadsociation sich an Einiges in der Vergangenheit zu erinnern, es darin wegen seinen noch vorhandenen Wirkungen vorauszusetzen; so wird er auch durch solche Vorstellungen bestimmt Einiges aus der Zukunft, entweder wegen der Analogie, d. i. vermöge der Aehnlichkeit der gegenwärtigen Umstände mit den sonstigen, oder wegen des ausgemachten Daseyns seiner Bedingungen und Ursachen zu erwarten.

Alles natürliche Vorausſehen und Vorherſagen beruht alſo auf der Vorſtellung von etwas Gegenwärtigen, und wird entweder nach der Regel, daß ähnliche Umſtände ähnliche Erfolge nach ſich ziehen, oder nach dem Grundſatze, daß wo die Urſach da iſt, der Effekt nicht ausbleiben kann, ſobald ſie ihre Vollſtändigkeit erreicht hat, zu Stande gebracht, und iſt alſo entweder eine bloße empiriſche Erwartung ähnlicher Fälle oder ein eigentliches Vorherwiſſen.

II.)

Warum die Vorſtellungen vor der Zukunft gewöhnlich dunkel ſind. Begriff und Wichtigkeit des Vorherſehungsvermögens.

Weil Wenige dasjenige, was in der Gegenwart Vorbothe, Keim, Prognoſtikon des Künftigen iſt, und die Regeln nach welchen aus Jenem dieſes geſchloſſen wird, ſich beſtimmt vorſtellen, über dieß Wenige entwickelte Schlüſſe machen; ſo erhellet, warum ſo Wenige beſtimmte Blicke in die Zukunft thun, und warum es bey den meiſten bey der völligen Unwiſſenheit der Zukunft, oder bey dunkeln, unbeſtimmten Erwartungen und Ahndungen bleibt.

Das Vorherſehungsvermögen iſt alſo das Vermögen ſich etwas Künftiges, etwas Bevorſtehendes dadurch vorzuſtellen, daß man von dem Gegenwärti-

gen

gen nach den Regeln analogischer oder hypothetischer Schlüsse auf das Künftige geleitet wird. Es ist also kein besonderes Geistesvermögen. Alle natürliche Vorhersehungen sind Resultate der Beobachtung, der Erinnerung und des Räsonements. Ein Subjekt, welches Beobachtungsgeist, Gedächtniß und Vernunft besitzt, muß auch Blicke in die Zukunft thun können und folglich Vorhersehungsvermögen besitzen. Die Vollkommenheit dieses Vermögens richtet sich wirklich in jedem Menschen nach dem Umfange und der Beschaffenheit seiner Erfahrung und seines Beobachtungs- und Erforschungsgeistes.

Vorhersehungen sind für das menschliche Leben von grossen Werth. Sie sind Bedingungen menschlicher Bemühungen um künftige Güter. Sie setzen in den Stand etwas klug zu beschließen und auf allerley Fälle gefaßt zu seyn. Sie machen, daß man nicht in den Tag hinein sondern vorsichtig und unter weisen Besorgnissen lebt, ohne sich mit trüben Aussichten die Lust am Leben zu verkümmern.

III.)

Wahrsagergabe. Würdigung derselben.

Wahrsagen ist entweder ein Vorhersagen nach Erfahrungs- und Vernunftgesetzen und folglich natürlich: oder ein Wahrsagern gegen jene Gesetze, und folglich widernatürlich; oder ein Weissagen durch

wirk-

wirkliche oder vorgebliche Eingebung d. i. Divination.

Die Wahrsagerey und der Glaube an dieselbe wähnt, daß dem Geiste einiger Menschen die Zukunft, wie die Gegenwart ihrem Auge, offen stehe. Das Daseyn einer solchen Wahrsagergabe kann nicht gerechtfertigt werden durch die Thatsachen, daß Vorhersagungen künftiger zufälliger Begebenheiten in Erfüllung gegangen sind. Denn im Durchschnitte waren sie entweder bloße Einbildungen, denen aber bald zufällig bald durch ihre eigene Wirksamkeit auf den Körper und den Geist des Wahrsagers der eingebildete Erfolg entsprach; oder sie waren ganz natürliche Erwartungen gewisser Begebenheiten, deren Vorbothen, Vorbereitungen, Ursachen man aber entweder nicht deutlich dachte, oder sie andern absichtlich verbarg, um seine Vorhersagungen wunderbar zu machen.

Die Unvermögenheit den Ursprung gewisser in Erfüllung gegangener Vorhersagungen, die man für übernatürlich anzusehen keinen Grund hat, zu erklären, ist leicht zu begreifen, und es ist kein gültiger Grund, ein von der auf Erkenntniß der Naturordnung und des Naturlaufs sich stützenden Vernunft verschiedenes Vorhersehungsvermögen anzunehmen. Der Glaube an solche Wahrsagereyen und eine solche Wahrsagergabe ist Frucht und Quelle des Aberglaubens, und er ist sehr schädlich.

Der Dianoiologie

zweyter Theil.

Charakteristik des menschlichen Geistes.

Vorbericht.

Obschon alle Menschen das Erkenntnißvermögen besitzen, so unterscheiden sie sich doch durch Vorzüge d. i. durch Naturgaben und erworbene Geschicklichkeiten, und durch Fehler d. i. Schwächen und Krankheiten desselben oft auffallend von einander. Man bezeichnet die eigenthümliche Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens bey einzelnen Menschen und Nationen mit dem Nahmen Geist, Kopf; und nennt darum den hieher gehörigen Unterschied unter denselben den Unterschied der Geistes-Beschaffenheitten, der Köpfe. Es dient aber zu wichtigen Zwecken die individuellen Beschaffenheiten des Erkenntnißvermögens und der mancherley Zustände desselben bey gewissen Subjekten (den Unterschied der Köpfe und die allgemeinen Ursachen desselben) zu kennen. Weßwegen diese Philosophie der Naturgeschichte der Geistesbeschaffenheiten unter Menschen in die eigentliche Charakteristik der Geistesbeschaffenheiten, in die Aetiologie und in die Semiotik und Gymnastik der Köpfe zerfällt.

Erstes Hauptstück.

Charakteristik der Geistesbeschaffenheiten.

Die merkwürdigen Geistesverschiedenheiten unter den Menschen betreffen theils Vorzüge, theils Fehler ihres Erkenntnißvermögens.

Erster Abschnitt.

Charakteristik der Geistesvorzüge unter den Menschen.

Die Vorzüge in Ansehung des Erkenntnißvermögens unter den Menschen hängen entweder mehr von natürlichen Anlagen, oder mehr von Uebungen und Anleitungen ab. Nur die erstern heissen eigentlich Talente und Naturgaben.

I.

Charakteristik der Geistesvorzüge überhaupt.

Man klassificirt die Vorzüge der Menschen in Ansehung ihres Erkenntnißvermögens am natürlichsten aus dem Standpunkte des niedern, mittlern und höhern Erkenntnißvermögens. Mittlere Vollkommenheit ist hier Regel, und Mangel derselben ist seltene Ausnahme.

I.)

Geistesvorzüge unter den Menschen in Ansehung des niedern Erkenntnißvermögens.

Mit Hinsicht auf das niedere Erkenntnißvermögen finden sich unter Menschen a.) solche, die sich durch Schärfe und Feinheit der Sinne und des Beobachtungsgeistes auszeichnen, b.) solche, die eine lebhafte, fruchtbare, architektonische, originale Einbildungskraft besitzen, indessen andere eine zügel- oder gar regellose Phantasie beweisen c.) solche, die schnell und viel ins Gedächtniß fassen, es lange behalten und sich leicht auf allerley besinnen, indessen andere wenig fassen und sehr vergeßlich sind, weil sie ohne Vorkenntnisse und Vorbereitung lernen, oder Geistes-Zerstreutheit, oder Abwesenheit bey dem Unterrichte beweisen. Durch jene Vorzüge sind ihre Besitzer zu gewissen Wissenschaften und Geschäften hauptsächlich aufgelegt.

II.)

Geistesvorzüge unter den Menschen in Ansehung des mittlern Erkenntnißvermögens.

In Hinsicht auf die mittlern Geisteskräfte finden sich unter Menschen a.) solche, die überall hinlängliche Gegenwart des Geistes und Bewußtseyn des Gegenwärtigen beweisen, die sich bey zufälligen Zerstreu-

un-

ungen leicht wieder sammeln, indessen andere auch da wo es nicht seyn soll, Zerstreutheit und Abwesenheit des Geistes beweisen. b.) Solche, die die Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten der Eigenschaften (Aehnlichkeiten, Differenzen) und der Verhältnisse (Analogieen, Disparitäten) der Dinge, oder beyde leicht bemerken, weßwegen sie witzige, scharfsinnige und penetrante Köpfe heissen. c.) Solche, die leicht, viel und recht fassen, indessen andere wenig und hart lernen und unrecht verstehen.

III.

Geistesvorzüge unter den Menschen in Ansehung des höhern Erkenntnißvermögens.

In Hinsicht auf die höhern Geisteskräfte finden sich unter Menschen a.) solche, die das Einzelne, (Concrete) oder das Allgemeine (das Abstrakte) gut behandeln. Praktische, historische, mathematische, philosophische Köpfe. b.) Solche, die ohne Muster und Anleitung Werke wagen (Köpfe), die selbst vieles ausdenken, was man sonst von andern lernt (Autodidakti), indessen andere sich nur abrichten lassen (Pinsel). c.) Solche, die zu allen Geistesgeschäften taugen, sehr viele und verschiedene Wissenschaften inne haben (Universalköpfe), und in dem, was sie durch Geist vornehmen, Originalität beweisen (Genie).

II.

II.

Charakteristik der Talente insbesondere.

Die Talente beweisen sich entweder frühe, (ingenia præcocia) oder spät, wenn sie lange nicht in günstige Verhältnisse gesetzt werden. Die eigentlichen Talente des Erkenntnißvermögens sind Witz, Sagacität, oder die Ausspähungsgabe und die Originalität.

I.)

Das Talent des Witzes und Scharfsinns.

Das Talent des Witzes und des Scharfsinns besteht in der Gabe feine, wichtige, unerwartete, sehr abliegende, treffende, anschauliche Verknüpfungs- und Unterscheidungs-Merkmale und Punkte bey verschieden oder gleichartigen Gegenständen ungesucht hervorzutreiben. Die Grundlage dieses Talents ist das Vergleichungs- und Unterscheidungsvermögen und die Urtheilskraft.

II.)

Das Talent der Sagacität.

Das Talent der Sagacität ist die Gabe im voraus zu vermuthen, wo und wie das Gesuchte zu fin-

finden seyn dürfte; durch geringe Anläſſe und entfernte Verwandtſchaft dem auf die Spur zu kommen, was man zu entdecken oder zu erfinden wünſcht. Es giebt Köpfe, die gleichſam mit der Wünſchelruthe in der Hand den verborgenen Schätzen der Erkenntniß auf die Spur kommen, ſie auswittern ohne dabey Leitung gehabt zu haben oder ſie geben zu können. Die Grundlage dieſes Talents iſt die Vernunft und der Erforſchungsgeiſt.

III.)

Das Talent der Originalität (Genie).

Das Talent der Originalität oder das Genie iſt das Talent zu Erfindungen. Genie geht auf Erfinden, Sagacität auf Entdecken. Erfinden aber beſteht darinn, daß etwas urſprünglich hervorgebracht wird, was muſterhaft iſt d. i. nachgeahmt zu werden verdient. Das eigentliche Feld des Genie's iſt die Einbildungskraft, weil dieſe gleichſam ſchöpferiſch iſt, und in ihren Produkten weniger unter dem Zwange beſtimmter Regeln und Zwecke ſteht. Originalität und Muſterhaftigkeit der Produkte iſt das Zeichen des Genie's, und dieſes kann auch ſehr vaſt ſeyn.

III.

Charakteriſtik der Stuffenunterſchiede bey den Geiſtesvorzügen.

Sieht man auf die Menge und Mannigfaltigkeit

der

der Geistes-Geschäfte und Produkte, auf die Beschaffenheit, Menge und den Grad der Geisteskräfte, womit jene verrichtet, und auf die Zeit, in welcher sie zu Stande gebracht werden, so offenbaren sich daraus die Gradual-Unterschiede der Größe, der Stärke und der Behendigkeit des Geistes. Magnitudo, robur, velocitas, ingenii.

I.)

Größe des Geistes.

Das Wort Größe des Geistes deutet den größern Umfang dessen an, was durch einzelne Geistesvermögen ausschließlich, oder durch mehrere derselben gemeinschaftlich hervorgebracht wird. Sie wird hauptsächlich auf das Beobachten, auf das Behalten der Vorstellungen, und das Dichten und Denken angewendet. Darum redet man von der Größe des Beobachtungsgeistes, des Gedächtnißes, der Dichtungsgabe und des Verstandes; von großen Beobachtern, Historikern und Philologen, Dichtern und Künstlern, Mathematikern und Philosophen. Die Güte aller dieser Geistesgeschäfte richtet sich merklich nach der Größe des Nachdenkens, weßwegen man durch Geistesgröße hauptsächlich die Größe und Vollkommenheit des Denkens versteht. Der große Geist und große Denker umfaßt vieles, dringt in das Verborgene, faßt vollständig und spähet die feineren Verhältnisse aus.

II.)

Stärke des Geistes.

Stärke des Geistes bezeichnet den Grad der Kraft und Thätigkeit, womit man bey den mancherley Geistesgeschäften wirkt, und die vorkommenden Hindernisse besiegt. Die Beobachtung psychologischer Gegenstände fordert mehr Anstrengung als der somatologischen, und unter beyden giebt es noch große Unterschiede. Der Beobachter der Wirkungen der Spontaneität beweist mehr Stärke des Geistes als der Beobachter der Wirkungen der Sinnlichkeit, so wie der Physiolog mehr als der Anatom. Es läßt sich leicht beurtheilen, welche Art des Fassens und Behaltens, welche Dichtungsarten, welche Wissenschaften mehr Stärke des Gedächtnisses, der Dichtungsgabe und des Verstandes fordern. Der starke Geist wirkt mit Leichtigkeit auch bey schwerern Gegenständen, hält aus, wird auch bey sehr ineinander laufenden Gegenständen und Verhältnissen nicht verwirrt, und erfindet eigene Wege und Methoden.

III.)

Geschwindigkeit des Geistes.

Die Behendigkeit des Geistes (promtitudo ingenii) bezieht sich auf die komparative Kürze der Zeit,

in

in welcher der Beobachter, der schöne Geist, der wissenschaftliche Kopf sein Werk zu Stande bringt. Der lebhafte, der feurige Kopf umfaßt und bringt in kürzerer Zeit die weitläufigsten, die verwickeltsten Reihen von Vorstellungen hervor. Der träge Kopf ist kaum im Stande die nächsten Glieder einer Ideenreihe zu übersehen, und verliert bald den Faden. Der flüchtige Kopf faßt alles mangelhaft, prägt seine Vorstellungen zu wenig aus, kettet sie nicht fest aneinander.

Zweyter Abschnitt.

Charakteristik der Geistesfehler.

Die Geistesfehler sind theils auffallende Geistesschwächen, theils Geistes-Krankheiten und Verderbnisse.

I.

Charakteristik der Geistesschwächen.

Man muß bey den Geistesschwächen Arten- und Stuffen-Unterschiede bemerken.

I.)

Artenunterschiede der Geistesschwächen.

Dem es an Witz und Lernfähigkeit merklich mangelt, ist der stumpfe Kopf (caput obtusum). Aber man

man kann zu einer Art Kenntnisse merklich unfähig seyn, ohne deßwegen stumpf zu seyn, und ein Kopf von langsamer Begreifung ist darum noch kein schwacher Kopf, so wie der von behenden Begriffen nicht immer ein gründlicher, sondern oft ein seichter Kopf ist. Einfältig, bornirt (hebes) ist der, der nicht viel mit seinem Verstande ausrichten kann, dem es merklich an Begriffen und Regeln mangelt, der also das Vorkommende nicht auskennen und beurtheilen kann. Unmündig und ohnmächtig ist derjenige, der unvermögend ist in wichtigen Angelegenheiten seiner Einsicht und seinem Urtheile zu folgen, der am Aeussern und Unbedeutenden hängt, einseitig und eingeschränkt sieht.

II.)

Stuffenunterschiede der Geistesschwächen.

Dumm (stupidus) ist derjenige, dessen Unvermögenheit, auffallendere Fälle der Begriffe und Regeln zu bestimmen, merklich ist. Dummheit ist also merklicher Mangel der Urtheilskraft, also Mangel des gesunden Menschenverstandes. Ein Thor ist derjenige, welcher wahre Güter den Scheingütern aufopfert, lieber glänzt als zufrieden lebt. Die Thorheit, die mit Beleidigungen anderer verbunden ist, heißt Narrheit, z. B. in dem Ehrgeizigen, Habsüchtigen u. d. gl. Narr heißt auch der, welcher verrückt ist, aber damit Munterkeit und Witz verbindet, und also lachen erweckt.

II.

Charakteristik der Geistes-Krankheiten und Verderbnisse.

Die Krankheiten und Verderbnisse der Seele, in Ansehung des Erkenntnißvermögens, lassen sich auf zwey Hauptkrankheiten zurückführen, nämlich die sogenannte Grillenkrankheit, Hypochondrie und den gestöhrten Geist, Delirium, Manie.

I.)

Grillenkrankheit, Hypochondrie, Tiefsinnigkeit, Melancholie.

Grillenkrankheit, Hypochondrie besteht darin, daß jemand bey körperlichen Schmerzen eingebildete Ursachen voraussetzt, und eingebildete Folgen erwartet. Der Hypochondrist übergeht plötzlich von der tiefsten Niedergeschlagenheit, zu der lebhaftesten Lustigkeit wegen der plötzlichen Abwechselung der körperlichen Zustände. Die Hebung der körperlichen Ursachen dieser Krankheit z. B. der Verstopfung im Unterleibe, der trägen Bewegung des Nervengeistes Zerstreuung, d. i. Abwendung der Aufmerksamkeit von den beunruhigenden Vorstellungen, und ein standhafter Kampf gegen die Spiele der Phantasie können dieses fürchterliche Uebel, wenn es noch nicht zu sehr überhand genohmen hat, aufheben.

Tief-

Tiefsinnigkeit und Melancholie besteht darin, daß das Bewußtseyn anhaltend und ausschliessend den niederschlagenden und schwächenden Vorstellungen von einem eingebildeten oder durch die Einbildung vergrößerten Elende nachhängt. Tiefsinnige sind dem sogenannten Raptus unterworfen, welcher in einem plötzlichen Wechsel der Laune und des ganzen Vorstellens besteht, und die Verrücktheit herbeyführt.

II.)

Geistesstöhrung, Manie, Delirium. Ihre Grundformen, und ihre Heilungsart.

Die Phantasie kann bey einem Menschen eine solche Richtung erhalten, daß sie im wachenden Zustande auf eine beharrliche Weise den Gebrauch seiner Sinne und seines Verstandes, durch Fixirung gewisser Einbildungen und durch regelloses, zufälliges Associren, stöhrt. Solche Stöhrungen des Geistes heissen Verrückungen. Ihre Grundformen sind drey.

Unsinnigkeit (amentia) wenn das regellose Associren lebhafter Phantasieen ein Subjekt unvermögend macht, sich mit seinem Bewußtseyn an der Gegenwart fest zu halten. Verrückte von dieser Art reden, was keinen Zusammenhang hat, woraus man wegen der Absprünge gar nicht abnehmen kann, was sie sagen wollen. Wahnsinn und Wahnwitz (dementia, insania) sind Störungen der Urtheilskraft. Der Wahnsinnige

hält

hält fixe Einbildungen für Empfindungen, und Wirklichkeiten. Der Wahnwitzige subsumirt wegen geringer Analogieen unter diese als unter Begriffe und Regeln, und beyde handeln darnach. Diese Art Verrückung kann Raserey und Wuth werden, wenn Niedergeschlagenheit, Furcht und Zorn damit verbunden werden. Aberwitz (vesania) ist Störung der Vernunft. Aberwitzige sind jene Verrückte, welche vermöge gewisser fix gewordener Einbildungen die Naturordnung, die höchsten Denkgesetze und die Grenzen der Vernunft überfliegen, und sich an diesen nicht zu orientiren verstehen. Verrückte von dieser Art halten das Unmögliche, das Unbegreifliche für thunlich und ganz begreiflich.

Einige Verrückte können psychologisch geheilt werden erstlich wenn, ehe die Krankheit zu starke Wurzeln geschlagen hat, allerley ohne Wissen des Patienten veranstaltet wird, wodurch die Einbildung nach und nach absterben muß, zweytens wenn, nachdem sie fix geworden ist, sie durch eine plötzlich veranlaßte entgegengesetzte Einbildung oder Empfindung vertilgt wird.

Zweytes Hauptstück.

Aetiologie der Geistesbeschaffenheiten.

Verzeichnung des Folgenden.

Die Beschaffenheit und Aeusserung des Erkenntnißvermögens richtet sich theils nach der ursprüngli-

chen

chen Beschaffenheit und dem jedesmaligen Zustande des Körpers, theils nach der Beschaffenheit seines Gebrauchs. Alle Ursachen der Verschiedenheit der Köpfe sind also entweder physisch (physiologisch) oder moralisch (pragmatisch); durch die erstern werden die bloßen Geistesanlagen, durch die letztern aber die Geistesgeschicklichkeiten bey einzelnen Menschen und ganzen Nationen bestimmt.

Erster Abschnitt.

Von den physischen Ursachen der Geistesbeschaffenheiten.

Weil der Körper Standort und Organ des Geistes ist, so muß alles dasjenige zu den physischen Ursachen der Geistesbeschaffenheit gehören, was dem Körper in jenen zwey Hinsichten eine günstige oder ungünstige Beschaffenheit giebt.

I.

Die Geistesformen richten sich nach der Beschaffenheit des Temperaments.

Das Temperament begünstigt entweder mehr die Sinnlichkeit oder mehr die Denkkraft, oder beyde, oder keines sehr. Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen begünstigt von Seite des Erkenntnißvermögens die Dichtungsgabe und den Witz. Das me-

lan-

lancholische Temperament des Schwerblütigen begünstigt den spekulativen Kopf. Das cholerische Temperament des Warmblütigen begünstigt den Erforschungsgeist. Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen begünstigt den Beobachtungsgeist und das sammlende Gedächtniß.

II.

Die Geistesformen richten sich nach der Beschaffenheit des Klima.

Das Klima beweißt seinen Einfluß auf die Beschaffenheit der Köpfe auf eine zweyfache Weise. Erstlich durch seinen Einfluß auf die Beschaffenheit des Körpers als Seelenorgan, indem es durch die mehr oder weniger warme oder kalte, trockene oder feuchte, reine, feine und leichte, oder unreine, grobe und schwere Beschaffenheit der Luft den Körper und Geist entweder zur Stärke und Thätigkeit, oder zur Schwäche und Trägheit disponirt. Zweytens durch die mehr oder weniger angenehme Beschaffenheit der Gegenstände, die es den Sinnen seiner Bewohner vorhält, und durch die Verschiedenheit der Bedürfnisse, die die mehr oder weniger fruchtbare Beschaffenheit desselben erzeugt. Diese Gegenstände und Bedürfnisse sind mehr oder weniger geschickt, den Geist zu wecken, ihm diese oder eine andere Richtung zu geben.

Zweyter Abschnitt.

Von den moralischen Ursachen der Geistesbeschaffenheit.

1.

Beweis, wie sehr sich die Geistesbeschaffenheit nach der Beschaffenheit des Gebrauchs des Erkenntnißvermögens richte.

Daß gewisse Vorzüge des Erkenntnißvermögens unter den Menschen von dem recht geleiteten Gebrauch und der Uebung, und gewisse Fehler desselben von dem unterlassenen oder verkehrten Gebrauch der Geistes-kräfte herrühren, ist Thatsache der Erfahrung. Mittelmäßige Geistesanlagen können durch eine geschickte Anführung und regelmäßige Uebung bis zur Verwunderung entwickelt und gestärkt werden. Staaten, in welchen zweckmäßige Anstalten zur Weckung, Richtung und Uebung des Geistes blühen, oder mangeln, zeichnen sich eben so sehr durch den Vorrath, oder Mangel gebildeter Köpfe aus. Es hat nämlich dieselbe Bewandtniß mit Geistes- als mit den körperlichen Geschicklichkeiten. Subjekte, an welchen diese bewundert werden, besitzen oft nicht mehr ja oft weniger Anlage dazu als ihre Bewunderer, denen sie blos darum mangeln, weil sie die zu ihrer Erwer-

bung erforderlichen Anleitungen und Uebungen unterlassen haben.

II.

Angabe der Ursachen, die hauptsächlich bestimmen, wie die Menschen ihr Erkenntnißvermögen anwenden.

Die Entwickelung und Ausbildung der Geistesanlagen, und die Uebung der Geisteskräfte erfolgt aber nicht von selbst. Es giebt verschiedene Ursachen, die sie veranlassen oder verhindern, sie regieren oder verkehren, befördern oder aufhalten und erschweren. Die hauptsächlichsten und allgemeinsten darunter sind: 1.) Die häusliche und öffentliche Anleitung und Erziehung. Diese ist dem natürlichen, stuffenmäßigen, harmonischen Entwickelungsgange des Erkenntnißvermögens gemäß oder entgegen. 2.) Die Sprache, in welcher man denkt und versteht. Von dieser hängt der Reichthum, die Lebhaftigkeit und Bestimmtheit der Begriffe, so wie das Gegentheil ab. Je mehr oder weniger ausgebildet oder perfektibel die Sprache ist, desto mehr oder weniger ist sie der Geistesbildung günstig. 3.) Die Lebensart, die häuslichen Umstände, die Staatsverwaltung, das Zeitalter in welchen man lebt, der Charakter welchen man bereits angenohmen hat; alles dieses enthält bleibende oder vorübergehende Gründe, warum Geisteskultur erfolgt und

eine bestimmte Richtung oder Wendung nimmt, oder unterbleibt.

III.

Resultate aus der Vergleichung des bisherigen.

Vergleicht man die Wirksamkeit und den Antheil physischer und moralischer Ursachen bey der Bestimmung der Beschaffenheit der Köpfe, so ergeben sich wichtige Resultate.

1.) Die ursprüngliche Beschaffenheit und Größe der Köpfe besteht blos in Anlagen, und beruht also auf physischen Ursachen. Da aber bey diesen mehrere Unterschiede obwalten können, als wir zu bestimmen vermögen; und da Anlagen da seyn können, die sich aus Mangel günstiger moralischer Ursachen nicht entwickeln: so wäre es unphilosophisch den oft auffallenden Geistesunterschied z. B. bey dem Manne und Weibe, bey dem Europäer und Neger u. s. f. von einem wesentlichen Unterschied ihrer Seelen ableiten zu wollen.

2.) Weil die Entwickelung und Ausbildung der Geistesanlagen nicht physisch, wie die Entwickelung und Ausbildung eines organisirten Körpers, geschieht; so ist es darum nicht physisch nothwendig, daß derjenige, der zu irgend etwas gute Anlage hat, es darin zur Geschicklichkeit bringe. Darum hängt die Ausbildung der Geistesanlagen von moralischen Ursachen ab, und

es ist unphilosophisch diese Ausbildung in einem Staate dem Ungefähr zu überlassen.

3.) Es ist also auch unphilosophisch, alle Verschiedenheiten des Erkenntnißvermögens unter Menschen und Nationen entweder blos von physischen Ursachen z. B. Klima, Nahrungsmitteln, oder blos von moralischen z. B. Erziehung und Bildung, ableiten zu wollen. Einerley Gegenden waren bald reich bald arm an sich auszeichnenden Köpfen; und auch die beßte Erziehung, und die beßten Lehr- und Bildungsanstalten können nicht aus allem alles machen.

Drittes Hauptstück.

Semiotik und Gymnastik der Köpfe.

Verzeichnung des Folgenden.

Die Prüfung der Köpfe zu bestimmten Geistesgeschäften und Wissenschaften, dann die Kenntniß der Uebungsarten, wodurch die mancherley Geistesfähigkeiten zu den Vollkommenheiten, deren sie fähig sind, gelangen, und in Geschicklichkeiten d. i. regelmäßige Fertigkeiten übergehen, ist in mehrern Hinsichten, hauptsächlich aber den Erziehern und Lehrern nothwendig. Der empirische Psycholog deutet aber nur im Allgemeinen an, worüber sich der Pädagog durch Hülfe der angewandten Logik bey der Anleitung zu dem Erziehungsgeschäfte ausführlich verbreitet.

Erster

Erster Abschnitt.

Von der Prüfung der Köpfe zu bestimmten Kenntnissen und Geschäften.

I.

Hauptmomente bey der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften.

Bey den mancherley Geistesgeschäften kommt es hauptsächlich entweder auf richtige Erkenntniß, Einrichtung oder Beurtheilung der Thatsachen; oder auf Erforschung der Ursachen und Gesetze, warum etwas seyn müsse oder könne, geschehen solle oder dürfe; oder endlich auf Einsicht der Größen und Größenverhältnisse bey Thatsachen oder Ursachen, um jene zu erklären, hervorzubringen oder zu verhindern.

Beobachtungsgeist, philosophischer Kopf und mathematisches Talent sind also die merkwürdigsten Geistesanlagen bey der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Der Erforscher dieser und anderer Geistesanlagen z. B. des Kunsttalents muß nicht nur die charakteristischen Aeusserungsarten derselben kennen, sondern auch die Subjekte, an welchen er sie entdecken will bey frühe, zweckmäßig und zu rechter Zeit veranstalteten Anläßen, bey welchen sie sich äussern müssen, scharf und genau zu beobachten wissen.

II.

II.

Kennzeichen der Geistesanlagen zu den empirischen, historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften.

Die Anlage zu historischen und empirischen Wissenschaften (das praktische Talent) giebt man hauptsächlich dadurch zu erkennen; daß man bey der Beobachtung des Einzelnen Lust beweißt, und die Gegenstände dazu glücklich wählt; daß man dabey nicht flüchtig auf das Zufällige, sondern genau auf das Wesentliche der Theile und Verhältnisse acht giebt; endlich daß man Reihen von Begebenheiten mit allen Umständen (Quis, quid, ubi, &c.) behält, und bey verwickelten und verwirrenden Fällen Ordnung und Aufschluß wagt.

Der philosophische Kopf wird erkannt aus dem ungemeinen Triebe Ursachen und Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen, Aehnlichkeiten und Beziehungen derselben aufzuspüren; aus der Bemühung Ordnung in seine Gedanken und Erkenntnisse zu bringen, indem er Vereinigungspunkte bey dem Mannigfaltigen aufsucht, und das Besondere entweder in das Allgemeine auflößt oder daraus ableitet; endlich aus der Abneigung in Vernunftsachen etwas auf bloßes Ansehen anzunehmen.

Die Kennzeichen des mathematischen Kopfes (esprit du calcul) sind: Lust mit Zahlen und Figuren umzugehen; Neigung Räthsel, Aufgaben und Schwierigkeiten oder Verwickelungen aufzulösen; Geschicklichkeit Dinge zu vergleichen, in einander zu verwandeln, sie in Proportion zu bringen; anhaltender Fleiß, welcher ausdaurendes Denken und Ueberschauen nicht scheuet; und Stimmung des Geistes sich nicht zu sehr von dem Reitze der Abwechselung hinreissen zu lassen.

Zweyter Abschnitt.

Von der Kultur der Köpfe, und der Art und Weise die bestimmtern Geisteskräfte zu verbessern.

I.

Nothwendigkeit zu wissen, welcher bestimmteren Vollkommenheiten jeder Zweig des Erkenntnißvermögens fähig sey?

Es ist ausser Zweifel, daß alle die vielen Geistes-Fähigkeiten und Vermögen gewisser Verderbnisse und Vollkommenheiten fähig sind, und daß diese sich durch bestimmte Uebungen verbessern und in Fertigkeiten verwandeln lassen; wie es aus der Analytik, des Erkenntnißvermögens bekannt ist.

II.

II.

Pädagogik, auf die Analytik des Erkenntnißvermögens gestützt, muß die Disciplin und Kultur desselben lehren.

Des Pädagogen Sache ist es, die Weise und Mittel zu lehren, die Geistesverderbnisse zu verhüten, und die Uebungsarten auszumitteln, durch welche der Natur der Sache und der Erfahrung gemäß, die mancherley Vollkommenheiten und Geschicklichkeiten, deren der menschliche Geist in Ansehung seiner mancherley Anlagen fähig ist, hervorgebracht werden.

Der empirischen Specialpsychologie.

Zweyter Theil.

Thelematologie.

Vorbericht.

1.)

Begriff von dem menschlichen Gemüthe, von seiner Natur, und von der Thelematologie.

Die menschliche Seele hat auch Gefühle der Lust und Unlust, sie hat Begierden und Verabscheuungen. Als Sitz dieser Modifikationen, und als Subjekt der dabey zum Grunde liegenden Vermögen nämlich des

Ge-

Gefühls- und des Begehrungsvermögens, und der auf diese Vermögen sich beziehenden Neigungen und Triebe, heißt sie Gemüth, und Herz, oder Wille in uneigentlicher Bedeutung; und steht unter Natur- Ursachen und Gesetzen, indessen sie als Subjekt des Entschließungsvermögens und der Selbstmacht, als des eigentlichen Willens und folglich als Person, auf die sich die Sitten und der moralische Charakter beziehen, unter moralischen Gesetzen und Ursachen steht.

Daraus offenbaret sich bald, worinn die Natur des menschlichen Gemüths, oder Herzens und Willens in uneigentlicher Bedeutung dieses Worts, bestehe; nämlich in den Aeußerungen und Richtungen des menschlichen Gefühls- und Begehrungsvermögens, ihren Beschaffenheiten, deren Ursachen und Gesetzen. Das System unserer Erkenntnisse, die sich auf die Natur des menschlichen Gemüths beziehen, macht die Thelematologie aus; so wie das System unserer Erkenntnisse von dem freyen Willen, und von seinen d. i. den Sittengesetzen, und von dem Verhältnisse des Gebrauchs seiner innern und äußern Freyheit zu derselben, Moralphilosophie heißt.

2.)

Abtheilung und Werth der Thelematologie.

Die systematische Thelematologie muß theils Analytik theils Charakteristik des menschlichen Gemüths

müths seyn. Als Analytik des menschlichen Gemüthes stellt sie die Geschichte und Theorie des Gefühls- und Begehrungsvermögens; und als Charakteristik desselben stellt sie die Geschichte und Aetiologie des Charakters der menschlichen Gemüther dar, welcher theils ein physischer theils ein moralischer ist, jenachdem er entweder mehr das Werk der Natur oder der Willkühr ist.

Die Thematologie ist eine Wissenschaft von grossem von ausgebreitetem Werthe. Alle, die ihr eigenes Gemüth kennen, die die menschlichen Gemüther bilden, lenken, verbessern, beurtheilen und auf dieselben überall zweckmäßig einfließen wollen, müssen bey ihr fleißig die Schule machen. Gesetzgeber, Erzieher, Moralisten, Redner, Dichter, Historiker bedürfen zu ihren Zwecken die Naturwissenschaft des menschlichen Gemüths. (Die Naturlehre des menschlichen Willens.)

Der Thelematologie

erster Theil.

Analytik des menschlichen Gemüths.

Vorbericht.

Die Analytik des menschlichen Gemüths, oder die thelematologische Didaktik beschreibt, erforscht, erklärt dasjenige, was sich in dem Menschen auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen bezieht; sie zergliе-

gliedert das menschliche Gefühls- und Begehrungsvermögen hauptsächlich in pragmatischer Hinsicht. Man kann die Zergliederung des erstern Anatomie, die des letztern aber Physiologie des menschlichen Gemüthes nennen.

Erstes Hauptstück.

Von dem, was sich im Menschen auf sein Gefühlsvermögen bezieht, oder Anatomie des menschlichen Gemüths.

Vorbericht.

Die menschliche Seele ist einer mannigfaltigen Lust und Unlust, die Gefühle heissen, theilhaft und also auch fähig. Diese Fähigkeit macht ihr Gefühlsvermögen aus. Lust und Unlust sind in der Vorhersehung Gründe des Begehrens und Antriebe des Handelns; auf sie beziehen sich die mancherley Neigungen, Zu- und Abneigungen d. i. die Bestimmungen des Gemüths an irgend etwas Lust oder Unlust zu haben, und die Gemüthtsbewegungen und Affekten. Daraus erhellet die Wichtigkeit der Lehre von dem Gefühlsvermögen. Alles Pragmatische bey den Gefühlen, die auch Gemüthszustände heissen, bezieht sich auf ihren specifischen und Gradualunterschied d. i. auf ihren Unterschied in Ansehung ihrer Quelle und Stärke.

Er-

Erster Abschnitt.

Von den Arten-Unterschieden der Gefühle oder der Gemüthszustände.

Vorbericht.

Gefühle sind entweder Unvermischte (Lust, Unlust) oder vermischte d. i. schnellabwechselnde. (bittere Freude, süßer Schmerz) Sie verhalten sich zu einander nicht wie 1 und 0 d. i. wie Besitz und Mangel, sondern wie + und — d. i. wie Gewinn und Verlust. Sie sie also einander widerwärtige Zustände, das Widerspiel von einander. (contraria)

Man sagt von dem, worauf man die Lust oder Unlust bezieht, daß es gefällt oder mißfällt, daß es vergnügt oder schmerzt. Es gefällt aber entweder vermittels der Sinnlichkeit, es sey kraft seiner Annehmlichkeit oder kraft seiner Schönheit (Materie oder Form), oder vermittels der Denkkraft, es sey kraft seines Preises oder kraft seiner Würde (seines äußern oder innern Werths.)

Die specifischen Unterschiede der Gefühle lassen sich am vollständigsten bestimmen, wenn man sie nach dem Unterschiede ihrer Quellen und ihrer Gegenstände ordnet. Diesem zufolge sind alle Gefühle entweder Animalitäts- oder Humanitätsgefühle. Der Anatom des menschlichen Gemüths muß sehen, ob die in der Bestimmtheit ihrer nächsten Ursachen verschiedenen Gefühle

fühle der Lust und Unlust auf eine Grundursache zurückgeführt werden können.

I.

Von den Animalitätsgefühlen und ihren Ursachen.

Diese Gefühle heißen auch äußere und körperliche, und sind, wie die äußern Empfindungen, entweder Vital- oder organische Gefühle. Es ist Vorsicht nothwendig, damit man sich nicht in Ansehung ihres Sitzes irre, oder ihre Ursache verkenne; weil sie im Körper zu liegen scheinen, weßwegen man auch zu sagen pflegt, daß es im ganzen Körper, oder in diesem oder jenem Theile desselben wohl; oder wehe thue und weil Gefühle, die wegen der Anwesenheit ihrer Ursache sehr stark seyn müßten, durch Gewohnheit oder durch gewisse Vorstellungen oder andere Gefühle unmerklich werden.

I.)

Von den Vitalgefühlen und ihren Ursachen.

Die Verbindung oder Vereinigung des Körpers und der Seele besteht in dem Verhältnisse derselben zu einander; wodurch geschieht, daß durch die Veränderungen und den Zustand des Körpers unmittelbar Vorstellungen und Gefühle, so dunkel und schwach

diese

diese seyn mögen, in der Seele entstehen; und daß aus diesen Modifikationen und aus den Entschließungen und Bestrebungen der Seele unmittelbar Bewegungen in dem Körper entspringen. Der Mensch lebt, solange Seele und Leib in diesem Verhältnisse stehen. Die Seele ist sich nothwendig, so dunkel es auch seyn mag, immer dieser Vereinigung bewußt. Dieses Bewußtseyn heißt Lebensgefühl, und weil es die Seele ihre Vereinigung mit ihrem Körper zu wünschen und zu erhalten bestimmt, so heißt es auch Lebenstrieb.

In dem Lebensgefühl ist enthalten nicht nur das Gefühl der zu = und abnehmenden Tauglichkeit und Wirksamkeit des Körpers zu jenem zweyfachen Seelendienste, welche in der allgemeinen und specifischen Sensibilität der Organe der Seele besteht, und in dem Menschen die gute oder üble körperliche Laune erzeugt; sondern auch das Gefühl der körperlichen Bedürfnisse und ihrer Befriedigung, und der im Körper und seinen Theilen herrschenden Ordnung oder Zerrüttung, woraus das körperliche Wohl = oder Uebelbefinden entspringt, und nach der Bestimmtheit seiner Ursache oder Wirkung verschiedene Benennungen erhält. Auf diese Weise werden mehrere Triebe als Zweige des Lebens = und Erhaltungstriebes im dem Menschen gegründet.

II.)

Von den Organengefühlen und ihren Ursachen.

Diese Gefühle entspringen aus den Veränderungen bestimmter Empfindungsorgane, und sind der Anhang der Eindrücke auf die fünf äußern Organensinne. Sie sind entweder gröbere oder feinere Gefühle. Zu den erstern gehören die Gefühle des Hungers und Durstes und ihrer Stillung, die Gefühle des Eckels, des Kitzels, die angenehmen und widrigen Gerüche und Geschmäcke; zu den letztern gehören die Empfindungen gewisser Farben und Töne, die das Aug erquicken und das Ohr ergötzen. Der Eckel entsteht nach erfolgter Sättigung, dann aus widerlichen Gerüchen, und aus der Anschauung, und auch nur aus der bloßen Vorstellung von etwas Widerlichen bey Dingen, deren Anblick und Genuß sonst angenehm wäre. Der Kitzel entspringt zunächst aus körperlichen Ursachen nämlich aus einem schnell abwechselnden angenehmen und unangenehmen Reitz der innern Handfläche oder des Zwerchfells, wodurch Lachen erzeugt wird.

I.)

Warum gewisse Eindrücke auf die äußern Sinne angenehm sind? Grade dieser Gefühle.

Angenehm ist das, was der äußere Sinn gern annimmt, was ihm genehm d. i. angemessen ist, was

er

er im Empfangen genehmigt, dessen Eindrücke seine Organisation erquicken. Unangenehm ist, was ihm widert, was seinen Organen nicht gemäß sie stöhrt, zerstöhrt und tödtet. Das Angenehme erweitert, macht unser Daseyn frey, belebt, erfreut, stärkt uns. Das Unangenehme, der Schmerz verengt unser Daseyn, beklemmt, drückt, quält, zerreißt.

In Ansehung der Stärke sind sowohl Gefühle derselben Art und desselben Sinnes, als auch verschiedener Arten und verschiedener Sinne von einander verschieden. Die Gefühle der drey gröbern Sinne sind stärker als die der zwey feinern, weßwegen diese länger ohne Ueberdruß genoßen werden können. Die Gefühle werden belebt und gestärkt durch Abwechselung, wodurch Monotonie; durch Contrast und Neuheit, wodurch die Unmerklichkeit und Ermüdung; endlich durch kontinuirliche Steigerung, wodurch Erschöpfung verhütet wird.

2.)

Warum einerley Gegenstände nicht allen, und auch demselben Menschen nicht immer angenehm sind?

Die Erfahrung lehret, daß das, was einem Menschen angenehm ist, andern Menschen, und oft auch demselben Menschen in einem andern Zustande, unangenehm sey. Darum ist das Urtheil ob etwas angenehm,

nehm oder unangenehm sey (jucundum, molestum), nur von subjektiver Gültigkeit; und daher die empirische Regel, daß man über diese Art Urtheile nicht streiten, und einen jeden bey der Aussage seines Bewußtseyns lassen müsse.

Der Grund jener oft sehr auffallenden Verschiedenheit liegt in der ursprünglichen oder zufällig entstandenen Verschiedenheit der Organisation bey verschiedenen Subjekten, oder auch bey einem und demselben Subjekte zu verschiedenen Zeiten, nach welcher einerley Eindrücke hier angemessen, dort zu stark sind; dann in der Ideenadsociation, und in der Ueberzeugung oder Einbildung, daß etwas nützlich, der Gesundheit zuträglich sey, daß es auszeichne.

II.

Von den Humanitätsgefühlen und ihren Ursachen.

Wenn die bisherigen Gefühle mit dem, was ihnen in dem menschlichen Wesen als Grund und Folge entspricht, mehr der Animalität desselben angehören; so giebt es hingegen andere Gefühle, die Attribute seiner Humanität sind. Die ästhetischen, intellektualen und moralischen Gefühle gehören hieher, die man auch innerliche und geistige nennt, zum Unterschiede von den äussern und körperlichen.

I.)

Von den ästhetischen Gefühlen.

Die Geschmackslust d. i. die Lust an dem ästhetisch Schönen, ist eine merkwürdige Eigenheit der menschlichen Natur. Es liegt in dieser die Fähigkeit durch die Vorstellung (Anschauung) gewisser Gegenstände der zwey feinern Sinne oder der Einbildungskraft, unabhängig von ihrer Annehmlichkeit, Nützlichkeit, Wahrheit oder moralischen Güte, mit einer besondern Art des Wohlgefallens erfüllt zu werden. Diese Fähigkeit heißt Geschmack, und dieses Wohlgefallen heißt Geschmackslust. Schöne Gegenstände gefallen ohne einen Begriff von ihnen durch bloße Anschauung; sie gefallen ohne daß man ihren Besitz oder auch nur ihr Daseyn wünscht, sondern es etwa vielmehr verwünscht.

Dieses ist auch gewiß, daß ästhetisch schöne Gegenstände nur Gegenstände des Gesichts, des Gehörs und der Einbildungskraft sind, insofern sie nicht durch Materie, die sehr angenehm und nützlich seyn kann, oder ihre Gesinnungen, die sehr edel seyn können, sondern durch ihre anschauliche Form gefallen. Sie müssen also ein Mannigfaltiges enthalten, in dessen Verbindung zu einem Ganzen d. i. in dessen Coexistenz und Succession die Uebereinstimmung, Einheit, Regelmäßigkeit herrscht; sie müssen ein Mannig-

nigfaltiges darstellen, welches das Anschauungsvermögen leicht übersieht, und der Verstand leicht verbindet, oder vielmehr als zu einem Ganzen verbunden denkt. Das Wohlgefallen am Schönen wird also erzeugt durch ein freyes und doch regelmäßiges und harmonisches Spiel des Anschauungs = und des Denkvermögens in dem menschlichen Geiste; und das Schöne ist vielmehr in diesem als in dem Kunstwerke vorhanden.

II.)

Von den intellektualen Gefühlen.

Das Vermögen, die Dinge nach ihrer innern Beschaffenheit (Wesen, Eigenschaften), und nach ihrem Zusammenhang (Verbindung mit Gründen und Folgen) zu kennen, ist im Menschen eine eigene Quelle einer besondern Art von Lust, die intellektuale Lust heißt, zum Unterschiede von allen übrigen Arten derselben. Darauf beruht der Erkenntnißtrieb d. i. der Trieb die Vorstellungen, die der Mensch durch Sinne und Unterricht empfängt, in Erkenntniß und Einsicht zu verwandeln, und diese zu erweitern und zu verbessern. Die Befriedigung dieses Triebes erfüllt ihn mit einer besondern Art von Lust; denn sowohl das Beobachten und Nachdenken, Philosophiren als Beschäftigung des Erkenntnißvermögens; als auch die Erkenntniß, das Wissen die Frucht desselben, und das Bewußtseyn des

Besitzes angebohrner und erworbener Geistesvorzüge; sind mit Wohlgefallen verbunden, wenn man sie auch nicht als menschliche Macht betrachtet.

Der Befriedigung dieses Triebes haben die Menschen oft Gesundheit und Bequemlichkeit aufgeopfert. Zufällig erhält er unter den Menschen die verschiedensten Richtungen. Indessen wird dadurch wie nach einem Plan dieses erreicht, daß keiner Art der zur menschlichen Kultur nöthigen Kenntnisse und Geschäfte Pfleger mangeln. Weil Scheinerkenntniß und Irrthümer nur in Mängeln und Widersprüchen bestehen, und den Verstand und Erkenntnißtrieb in ihrer Thätigkeit und Befriedigung nur hemmen und mißleiten; so gehört zur Humanität auch die Liebe zur Wahrheit, und die Wahrhaftigkeit d. i. die Tendenz des menschlichen Geistes und Gemüths nichts für wahr zu halten und zu billigen, was mit den Denkgesetzen, und sofort mit der Beschaffenheit der Dinge streitet; und nichts für Wahrheit Andern auszugeben, was man selbst nicht dafür hält.

III.)

Von den moralischen Gefühlen. Resultat.

Die sittliche Güte des menschlichen Willens mit den Gesinnungen und Handlungen, die ihre Zweige und Früchte sind, erfüllet sowohl ihre Subjekte, als

ihre

ihre Zuschauer mit einer Art des Wohlgefallens, welches von demjenigen auffallend verschieden ist, das uns das Angenehme (jucundum) Nützliche, Schöne und Wahre verschaft. Die sittliche Güte besteht darinn, daß man das Sittengesetz zur unverbrüchlichen Handlungsmaxime, und also die Uebereinstimmung seines Verhaltens mit demselben zum höchsten Bestimmungsgrund seines Willens macht. Das jetzt sogenannte formale Sittengesetz, ist das Gesetz des allgemeingültigen, im ganzen übereinstimmenden, im ganzen guten (innern und äussern) Gebrauchs der Freyheit d. i. des Gesinntseyns und des äussern Verhaltens. Denn die Urtheile, die solche Handlungsweisen (Sitten) anzeigen, führen deren objektive Nothwendigkeit für den Willen eines Vernünftigen mit sich, sind also Imperative. (Sittengesetze im Gegensatz der Naturgesetze und der bloßen Klugheitsregeln.) Diese Art Wohlgefallens heißt moralische Lust, Billigung, Achtung.

Aus der Vergleichung der Hauptarten des Vergnügens offenbaret es sich, daß sie in der Bestimmtheit ihrer nächsten Ursachen sehr verschieden sind. Das Angenehme, das Nützliche, das Schöne, das Wahre, das Sittlichgute sind für sich sehr verschieden, ob sie schon oft in einem Objekte zusammentreffen. Jedoch haben sie eine gemeinsame Eigenschaft, wodurch sie überhaupt gefallende Gegenstände sind. Diese Eigenschaft ist Vollkommenheit, weil jede jener Ursachen eine

Art

Art Vollkommenheit ist. Sie ist Selbstvollkommenheit, wenigstens immer mit Selbstvollkommenheit verbunden. Selbstgefühl und Selbstvollkommenheit sind also die Grundursache alles Vergnügens; welches dadurch bestättigt wird, daß der angenehme Zustand eines Subjekts sich genau nach dem Selbstgefühl und der Selbstvollkommenheit desselben richtet.

Zweyter Abschnitt.

Von den Stuffen-Unterschieden der Gefühle und Gemüthszustände.

Verzeichnung des Folgenden.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind entweder sanft und mäßig, wobey das Gemüth gelassen und ruhig bleibt; bald sind sie stark, wobey das Gemüth bewegt und unruhig wird. Diese heissen Gemüthsbewegungen und Affekten.

Diese müssen erstlich überhaupt, dann nach ihren Artenunterschieden, endlich nach ihren Verhältnissen zu einander, und nach ihren Wirkungen und Zeichen betrachtet werden, worauf sich wichtige Gemüthsbeschaffenheiten beziehen.

I.

Von den Gemüthsbewegungen und Affekten überhaupt, und den dahin gehörigen Gemüthsbeschaffenheiten.

Das Gemüth ist in Bewegung, wenn es von einer starken Lust oder Unlust eingenohmen und getrieben wird; denn solche Gefühle sind und heissen Gemüthsbewegungen. Werden diese sehr heftig, nehmen sie in dem Gemüthe so sehr überhand, daß die Besonnenheit und Vorsicht des Geistes aufgehoben wird, so heissen sie Affekten.

I.)

Begriff von Affekten. Ob sie Krankheiten des Gemüths sind? Phlegma.

Jede Gemüthsbewegung, jedes stärkere Gefühl der Lust oder Unlust, welches der Ueberlegung vorgreift, und also den Geist hindert durch andere Vorstellungen den plötzlichen Eindruck zu schwächen, heißt Affekt.

Affekten unterworfen seyn, ist unleugbare Krankheit des Gemüths; und sie selbst sind krankhafte Zufälle desselben, weil sie die Herrschaft der Vernunft über das Gemüth ausschliessen, oder ihren Gebrauch verkehren.

Das Freyseyn von Affekten die Affektlosigkeit, ohne Aufhebung der Entschlossenheit und der Gemüthsbewegungen, und ohne Verminderung der natürlichen Stärke der Triebfedern zum Handeln, ist Phlegma im guten Verstande und ist Eigenschaft des wackern Mannes, der sich durch die Stärke der Gefühle von der Ueberlegung und dem überlegten Handeln nicht abhalten läßt.

II.)

Entstehung und Aufhebung von Affekten.

Affekt ist Ueberraschung durch starke Gefühle der Lust und Unlust, wodurch der Geist ausser Besonnenheit, und das Gemüth ausser Fassung gesetzt wird.

Die Affekten entstehen und wachsen plötzlich und schnell, denn sie werden durch plötzliche und sehr lebhafte Gefühle von etwas sehr Angenehmen oder Unangenehmen erzeugt, wozu sich schnell dunkle Erinnerungen und Erwartungen von allerley Gütern und Uebeln associren. Dadurch geschieht es, daß sie den Geist betäuben, und sein Ueberlegungsvermögen unterdrücken. Darum sagt man, daß der Affekt blind, unüberlegt und übereilt macht. Weil der durch ein starkes Gefühl der Unlust Ueberraschte nur die Ursache derselben im Auge hat; so erhellet, warum den im

Af=

Affekt befindlichen z. B. den Zornigen, Tadel und Zurechtweisungen mehr empören als besänftigen.

Der Affekt hört entweder nach und nach oder auch plötzlich auf. Das Erstere geschieht, wenn die Gefühle der Lust oder Unlust, und die lebhaften und ausschließlichen Vorstellungen ihrer Ursache nach und nach durch andere Vorstellungen gemäßigt, oder berichtigt und verdrängt werden. Das Letztere aber, wenn plötzlich entgegengesetzte Vorstellungen und Gefühle entspringen. Aus der ersten Ursache geschieht es, daß die Zeit jeden Schmerz heilt; aus der andern, daß man bey der unerwarteten Ankunft eines Mannes, den man achtet oder fürchtet, plötzlich zu zürnen aufhört, und daß der Gedanke an eigene Gefahr oder Sicherheit das Mitleiden unterdrückt.

In keinem Alter entstehen und vergehen die Gemüthsbewegungen und Affekten geschwinder, als in der Kindheit. Etwas sehen, sich heftig über dasselbe freuen, es heftig verlangen, das Verlangte in Besitz nehmen, und gegen dasselbe wieder gleichgültig werden, folgt in Kindern und ihnen ähnlichen Menschen schnell nach einander, weil ihre Vorstellungen und Wünsche so leicht und geschwind von andern verdrängt werden. Die Erwachsenen unterscheiden sich sehr in Ansehung ihrer Anlage und ihres Hanges zu Gemüthsbewegungen und Affekten. Der Grund davon liegt in der Beschaffenheit ihres Temperaments,

ihrer Einbildungskraft und ihres Ueberlegungs- und Vorhersehungsvermögens.

III.)

Würdigung der Affekten. Moralische Apathie.

Es ist nicht bloß die Plötzlichkeit und Heftigkeit gewisser Gefühle der Lust und Unlust, was sie zu Affekten macht; sondern der Mangel des Vermögens zu überlegen und sich zu fassen, wegen des Mangels der Bereitschaft und Anwendung moralischer Grundsätze, macht sie erst dazu. Man kann sehr bewegt seyn, und doch nicht aus der Fassung gebracht werden. Alle eigentlichen Affekten heben also den Gebrauch des Verstandes, die Herrschaft der Vernunft auf eine Zeit in ihrem Subjekte auf; sie sind also immer moralische Krankheiten.

Indessen hat doch die menschliche Anlage zu Gemüthsbewegungen und Affekten einen guten Zweck, und ist Beweis von der Weisheit ihres Urhebers. Solange die Vernunft nicht ihre volle Stärke erhält, ist sie doch schon Compaß auf dem Lebensmeer; sie bedarf also der Gemüthsbewegungen und der Affekten als der Winde. Wirklich haben Menschen in Gemüthsbewegungen und Affekten große und wohlthätige Begebenheiten ausgeführt. Es wäre Unglück, wenn kein Mensch wegen der Beschaffenheit des Temperaments in Enthusiasmus und Affekt versetzt werden könnte; also

Apa=

Apathie in diesem Sinne (Fühllosigkeit) Naturnothwendigkeit wäre. Jedoch wäre es Unweisheit, der Entstehung und Befestigung des Hanges zu starken Gemüthsbewegungen und Affekten, nicht steuern zu wollen, weil man dadurch Meister und Herr über sich zu seyn aufhört. Es ist zur Tugend und Klugheit unerlaßlich, durch erworbene und unterhaltene Bereitschaft moralischer Grundsätze den Affekten zuvorzukommen, ohne die Gefühle als Triebfedern zum Handeln unwirksam zu machen, welches moralische Apathie heißt.

In geistlichen und politischen Reden werden die Vorstellungen von gewissen Pflichten oder Angelegenheiten oft absichtlich so sehr belebt, daß die Gemüther der Zuhörer sehr stark bewegt werden müssen. Allein die Ueberzeugung, die dieser Bewegung voraus geht, läßt sie nicht zu einem eigentlichen Affekt werden. Und es ist dabey nur die Bewirkung eines Enthusiasmus bey guten Vorsätzen die Absicht und Wirkung der Beredsamkeit.

II.

Von den specifischen Unterschieden der Gemüthsbewegungen und Affekten, und den dahin gehörigen Gemüthsbeschaffenheiten.

Alle Gemüthsbewegungen und Affekten sind der Art nach entweder angenehm oder unangenehm. Die sogenannten gemischten oder mittlern Gemüthszustän-

de sind im Grunde immer mehrere, verschiedene, gleichzeitige; oder schnell aufeinander folgende, entgegengesetzte Gefühle, die entweder mit gleicher oder ungleicher Stärke auf das Gemüth wirken. Weit pragmatischer ist der Unterschied der Gemüthsbewegungen und Affekten, daß sie das Gemüth anspannen, öffnen und heben, oder abspannen, zusammenziehen und niederschlagen; und also entweder von sthenischer, oder asthenischer Art sind.

I.)

Freude, Traurigkeit. Gemüthsbeschaffenheiten, die sich darauf beziehen.

Vergnügen und Mißvergnügen d. i. Lust und Unlust mit dem Bewußtseyn ihrer Ursachen steigen oft zu der Stärke und Heftigkeit von Gemüthsbewegungen und Affekten. In dieser Eigenschaft heißt ersteres Freude, und letzteres Traurigkeit. Darum unterscheidet man diese Gemüthszustände von der bloßen Zufriedenheit, Behaglichkeit, Munterkeit und Heiterkeit des Gemüths, und deren Widerspiel. Der Zustand, in welchem man sich keiner unbefriedigten Bedürfnisse, keiner Besorgnisse bewußt ist, heißt Zufriedenheit. Sie ist die Gefährtin derjenigen, die wenig Bedürfnisse und ein gutes Gewissen haben. Die Behaglichkeit besteht in dem Gefühle des körperlichen Wohlbefindens, und ist die Frucht der befolgten Diät. Die Munterkeit und

Hei=

Heiterkeit sind Zustände, in welchen man eine vorzügliche Aufgelegtheit zur körperlichen und geistigen Thätigkeit, und zur Freude fühlt, und worinn die Geistes-kräfte und Willenstriebe im Gleichgewichte sind. Freude objektiv über Wohlverhalten, Glück oder Befreyung von Leiden heißt Liebe, Glückwunsch, Frohseyn; subjektiv heißt sie im Momente des Gefühls Wonne, im Ausdrucke des Gefühls Fröhlichkeit, und im höchsten Grade Entzückung. Ausgelassene Freude über plötzlich eröffnete Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück erstickt, tödtet schnell den Menschen, wenn das Gemüth ohne Ueberlegung sich derselben ganz überläßt. Traurigkeit ist entweder Betrübniß und Gram oder Verdruß und Wehmuth; jenachdem die sehr unangenehme Begebenheit entweder für die Wirkung des Schicksals, oder eigener, oder fremder Schuld angesehen wird. Versinkende Traurigkeit oder Gram des Unglücklichen tödtet diesen nur langsam, weil das Gemüth noch immer widerstreitet.

Die Wirkungen der Freude auf das Gemüth ihrer Subjekte sind Ausgelassenheit, Sorglosigkeit und Leichtsinnigkeit; weßwegen auch diese Gemüthsbeschaffenheiten jene Lebensalter und Lagen begleiten, in welchen Freude das Gemüth beherrscht. Der Frohe äußert Urtheile und Begierden, die man bey ihm nicht voraussetzt; darum heißt es, daß die Freude ausgelassen mache. Sie belebt gewisse Vorstellungen sehr, und verdunkelt oder verdrängt andere; dadurch macht sie Zu-

rückhaltung und Besorgnisse verschwinden, und so macht sie den Frohen sorglos. Aus eben jenem Grunde macht die Freude den Frohen seine Verhältnisse gegen Andere vergessen, läßt bey ihm Bedenklichkeiten nicht leicht aufkommen, und Erinnerungen nicht leicht wirken; und so macht sie ihn leichtsinnig. Jedoch ist alles dieses bey verschiedenen Menschen sehr verschieden, anders bey ungebildeten und ungesitteten, anders bey gebildeten und gutgearteten: die erstern sind suffisant, polternd, grob, rachgierig; die letztern sind wohlwollend, mittheilend, herablassend, freundlich, höchstens schäckerhaft d. i. geschwätzig, und auf eine witzige Weise näckend, sie sind versöhnlich. Das Betragen der Menschen in der Freude ist daher auch Schlüssel zu ihrem Charakter. Das stets fröhliche Herz ist die herrschende Stimmung des Gemüths zur Freude und zur Fröhlichkeit. Sie ist oft bloße Temperamentseigenschaft; sie kann aber auch Wirkung eines anhaltenden Glücks, der Erziehung und der Grundsätze seyn. Durch diese kann es geschehen, daß man, ohne vom stumpfen Gefühle zu seyn, weder im Glücke trunken, noch im Unglücke zu sehr betrübt werde. Dieses ist die Beschaffenheit des Gleichmüthigen, von welchem es heißt: sperat infaustis, metuit secundis rebus bene præparatum pectus.

II.)

II.)

Furcht, Muth, Hoffnung mit ihrer Verwandtschaft.

Furcht ist ein starker Abscheu von bevorstehenden Uebeln oder Gefahren. Sie heißt in einem höhern Grade Angst, und nach ihrer Aeußerung Grauen, Entsetzen. Sie heißt Schrecken, wenn sie plötzlich erregt und das Gemüth ausser Fassung gesetzt wird. Furchtbar nennen wir Etwas, wenn wir es so beurtheilen, daß wir uns den Fall denken, da wir ihm etwa Widerstand thun wollten, und daß alsdann aller Widerstand beyweitem vergeblich und nicht ungestraft bleiben würde. Einen solchen Gegenstand kann man fürchten, ohne sich vor ihm zu fürchten d. i. ohne ihn zu verabscheuen. So fürchtet der Tugendhafte Gott, Gewissen, die oberste Gewalt im Staat, und dergleichen. Oderunt peccare boni &c. Mit dem Schreckenden ist das Auffallende verwandt, welches nicht schreckt, sondern stutzig aber noch nicht bestürzt macht. Es weckt den Geist, sich zum Nachdenken zu sammeln; es ist also das Neue, das Unerwartete, das Ausserordentliche, welches Verwunderung d. i. Verlegenheit, sich in das Ausserordentliche zu finden, und Bewunderung bey unerwarteter Vollkommenheit erregt d. i. eine Beurtheilung derselben, wobey man des Verwunderns nicht satt werden kann; woraus bey thätigen Seelen Nachei-

eiferung entsteht. Der Erfahrne, der Weltkenner stutzen und verwundern sich nicht leicht über etwas; vielmehr besitzen sie die Geschicklichkeit das Gewöhnliche und das Erwartete von einer Seite vorzustellen, daß es auffallend wird. Bangigkeit ist Furcht über ein Ereigniß, welches ein unbestimmtes Uebel droht. Krankhafte Zustände erregen oft, ohne alle andere Ursache eines Besorgnißes, eine Beklommenheit des Gemüths, welche auch Bangigkeit heißt, und verdrüßlich, ängstlich und klagsüchtig macht. In Ansehung der Furcht unterscheiden sich die Menschen sehr; derjenige, der keine Schlacht fürchtet, fürchtet oft das Donnerwetter; und derjenige, der keine Seestürme fürchtet, fürchtet sich oft auf Pferden zu sitzen, oder von ihnen geführt zu werden: dieses macht die Gewohnheit und Ungewohnheit. Schwache Nerven, Aberglauben, böses Gewissen machen oft sehr furchtsam. Große Furcht verhindert den Verstandesgebrauch; eine mäßige macht vorsichtig, behutsam, unternehmend. Nach der Beschaffenheit des Charakters macht sie den Einen vorsichtig, gefällig; den Andern mißtrauisch, argwöhnisch, arglistig, grausam.

Die Vorstellung von Gefahren und von bevorstehenden Uebeln erregt nicht immer Furcht, die Gefährtinn der Schwäche, welche Rettung in der Flucht und Verzweiflung sucht. Es giebt unerschrockene, muthige Seelen. Die Stärke des Gemüths, nicht leicht durch etwas in Furcht gesetzt zu werden, heißt Unerschrockenheit; und die Fassung des Gemüths, Gefahren mit

Ueberlegung zu übernehmen, heißt Muth. Das Widerspiel von Unerschrockenheit und Muth heißt Furchtsamkeit, Feigheit. Der Herzhafte erschrickt nicht vor Gefahren d. i. wird durch deren Anwesenheit nicht aus der Fassung gebracht; der Muthige weicht mit Ueberlegung der Gefahr nicht; der Tapfere beweist anhaltenden Muth; wer sich aber ohne Ueberlegung und Vorsicht in Gefahren wagt, ist ein Wagehals. Wer sich in Gefahren wagt, ungeachtet er ihre Größe kennt, heißt kühn; Tollkühn ist derjenige, der bey offenbarer Unmöglichkeit seine Absicht zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt. Wer Gefahren scheuet, welche die Pflicht zu übernehmen gebiethet, ist feige d. i. auf eine ehrlose Weise verzagt, ein Poltron. (a pollice truncato) Erschrockenheit ist nicht die bleibende Stimmung des Gemüths leicht in Furcht zu gerathen, denn diese heißt Furchtsamkeit, Schüchternheit; sondern sie ist blos eine vorübergehende Ueberraschung des Gemüths bey einer plötzlich aufstossenden Gefahr, wobey man sich aber bald faßt und vom Muthe belebt wird. Die muthigsten Soldaten und Matrosen erschrecken oft beym Aufrufe zum Schlagen, so daß oft ein Zwang der Ausleerung erfolgt; wovon der unpsychologische Spott (das Herz nicht an rechten Orte haben) zum Sprichwort geworden ist. Man hat bemerkt, daß Matrosen, die nach dem Aufrufe zum Schlagen nach dem Entledigungsort eilten, im folgenden Gefechte sich am muthigsten bewiesen haben. Eben so ist es kein Beweis

der Feigheit oder Weichlichkeit, wenn jemand wegen heftiger körperlicher Schmerzen schreyt; es ist eben so viel, als wenn jemand, der sich sehr empfindlich angestossen hat, Empfindungslaute oder Fluchwörter ausstoßt. Wenn man das Leiden (Dulden) lieber durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft, als Kräfte zum Widerstande aufbiethet; so ist es Geduld aber noch nicht Muth, ungeachtet der Muthige viel duldet. Wird der Muth von Vernunft und Pflicht erweckt und unterhalten, so ist er wahre Tapferkeit, Tugendstärke. Es gehört viel Muth dazu auch auf die Gefahr der Verspottung, des Haßes und der Verfolgung das zu thun, was Pflicht gebiethet, sich auch durch Sticheleyen und Hohn nicht davon abhalten zu lassen.

Aus der Vorstellung einer bessern Zukunft entspringt die Hoffnung. Sie beruht auf der Vorstellung eines künftigen aber ungewissen Gutes, welches entweder die Einbildungskraft vorspiegelt, oder die Vernunft nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu erwarten bestimmt. Darum ist sie eben so sehr als ihre Gründe verschieden und wie die Einbildung und Wahrscheinlichkeit einer beständigen Ebbe und Fluth d. i. beständigen Abwechselungen unterworfen. Sie nähert sich bald der Zuversicht, bald der Hoffnungslosigkeit, bald der Verzweiflung, zwischen welchen Extremen sie ein unermäßliches Feld behauptet. Sie ist für das menschliche Leben von unschätzbaren Werthe,

hat

hat aber auch nachtheilige Folgen für dasselbe. Sie macht die unangenehme Gegenwart vergessen und erliechtert die Ertragung gewisser Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Sie verdrängt grundlose Besorgnisse, die ohne Noth und Vortheil das Leben unschmackhaft machen. Sie benimmt der Zukunft das Peinliche ihrer Dunkelheit und Ungewißheit; und macht, daß Güter vor ihrer Wirklichkeit genossen werden. Aber sie bestimmt auch oft zu den grundlosesten, gewagtesten Unternehmungen, sie nährt in dem Trägen und Abergläubigen das faule Vertrauen, daß er auf eine unthätige und widersinnige Weise Glück erwartet.

III.)

Zorn. Schüchternheit vor Andern zu reden. Schaam.

Diese Affekten heissen impotentes animi motus, insofern sie ihre Subjekte unvermögend machen, das Uebel abzuhalten, durch dessen Vorstellung sie erweckt werden.

Zorn ist ein plötzliches Gefühl eines Uebels als einer Beleidigung, als eines Unrechts. Man zürnt nicht nur über Menschen, sondern auch über Thiere und leblose Dinge, wenn sie schaden oder hindern. Oft zürnt man über bekannte, vertraute und sonst ge-

liebte Personen mehr als über Fremde, wovon die Gründe bald erhellen. Bricht der Zorn heftig aus, so heißt er Grim; ist er groß, aber doch zurückgehalten, so heißt er Ingrim. Die fordauernde Neigung zum Zorn in Beziehung auf ein gewisses Subjekt, heißt Groll, und ist also eine Leidenschaft. Der Zorn hemmt das Sprachvermögen, und darum stellt sich sein Subjekt in keinem vortheilhaften Lichte dar. Die Zornigen sind fürchterlich, aber welche sind mehr zu fürchten, diejenigen, die im heftigen Zorn erblassen, oder die darinn erröthen? Die erstern sind auf der Stelle mehr zu fürchten weil sie, wenn sie Macht haben die Beleidigung ahnden; die letztern sind mehr hinterher zu fürchten, wegen des Grolls und der Rachbegierde, wenn sie unvermögend sind etwas auf der Stelle zu ahnden.

Schüchternheit, Blödigkeit, Schaam ist plötzlich erregte Furcht, daß man sich im Vortrag, im Handeln, im Betragen vor Andern, über deren Urtheil und Einfluß man sich nicht wegsetzen kann, nicht vortheilhaft genug, und nicht ihrer Erwartung gemäß darstellen werde. Der bey jeder Gegenwart die Fassung behält, um mit Anstand seinem Werthe in Vergleichung mit Andern nichts zu vergeben, Vorträge ohne Verwirrung zu machen, und Handlungen ohne Verlegenheit zu unternehmen heißt dreust (treust?). Jachzorn ist leichter als Blödigkeit zu heilen. Denn weil die Versuche zur Dreustigkeit leicht fehlschlagen, so macht dieses noch mehr blöde. Darum müssen solche

Versuche erst vor Solchen gemacht werden, aus deren Urtheile man sich weniger macht.

Schaam ist die Angst aus der Vorstellung, daß man der Gegenstand der Verachtung, der Schande bey einer gegenwärtigen Person ist; sie ist als solche immer Affekt, weßwegen sie auch plötzlich eintretten muß. Der habituelle Gedanke, daß gewisse Handlungen unvermeidlich Verrachtung und Schande zuziehen würden, heißt auch Schaam; und ist entweder eine wahre oder falsche Schaam, die erstere hält von Bösen, die letztere von Guten ab, und als solche ist sie kein Affekt, sondern eine Gemüthsbeschaffenheit. Gewisser Handlungen kann man sich sehr empfindlich schämen, ungeachtet man sie ohne Zuschauer begangen hat. Allein da ist Schaam auch nicht Affekt, sondern wie der Groll eine Gemüthsbeschaffenheit, und heißt Reue. Man kann den Hang zu solchen Handlungen schon ganz und lange aufgegeben haben, und sich doch noch schämen und quälen; wovon der Grund ist, daß die schändliche Handlung doch hätte bekannt werden können, und daß sie der Herzenskündige kennt und verabscheut.

III.

Verhältniß des Schmerzens zum Vergnügen. Wirkungen und Zeichen der Gemüthsbewegungen und Affekten.

Nach einigen Thelematologen soll es ein Natur-

ge-

gesetz des menschlichen Gemüths und Lebens seyn, daß jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen müße; und kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen könne. Dieses Gesetz, welches gewiß nicht aus der Natur des Vergnügens und Schmerzens und des animalischen Lebens erhellet, soll sich aus der Vergleichung folgender Thatsachen offenbaren.

Es ist erstlich gewiß, daß wir oft unsern Zustand zu verändern wünschen und streben, ohne zu wissen, ob der folgende Zustand angenehm seyn werde; daß also durch einen solchen Wechsel eine Art Schmerzens aufhöre, daß das körperliche Leben und die Gesundheit des Körpers ein beständiger Wechsel von kleinern Hemmungen und darauf folgenden Beförderungen des thierischen Lebens, und folglich von Schmerzen und Vergnügen sey, daß Menschen sich selbst unangenehme Empfindungen von kürzerer Dauer verursachen, weil deren schnelles Verschwinden angenehm ist. Nicht minder gewiß ist es, daß das Spiel zur Unterhaltung, vornehmlich um Geld, wegen des beständigen Abwechselns von Furcht des Verliehrens; und Hoffnung und Freude des Gewinnens, eine sehr gute Zerstreuung und Erholung ist; daß Schau-Lust-und Trauer-Spiele wegen der beständigen Abwechselung von Verwikelungen, welche Verlegenheit und Aengstlichkeit, und von Entwikelungen und Ausgängen, welche Hoffnung und Freude verursachen, so anziehend sind; daß Arbeit die beßte Art sein Leben zu geniessen ist, weil auf peinli-

che

che Anstrengungen, Ablassungen und Unterhaltungen periodisch folgen. Ueberdieß ist es auch ausser Zweifel, daß das Peinliche der langen Weile und alles Langweiligen auf der Monotonie; das Erquickende der Kurzweil, der Zeitverkürzungen und alles Kurzweilige und Zeitverkürzende in der bloßen Abwechselung der Empfindungen, der Gegenstände und Zustände beruht; daß bey der Einförmigkeit der Zustände das Leben wenig, bey dem beständigen Wechsel aber am meisten genossen wird; daß Schmerz der Stachel der Thätigkeit ist, in deren Abwechselung wir unser Leben fühlen. Endlich ist es auch unzweifelhaft, daß absolute Zufriedenheit mit seinem Wohlverhalten und Wohlbefinden, unmöglich ist, daß sie das Ende alles Fortschreitens und alles Wünschens, also Stillstand aller Triebfedern wäre; daß alle Zufriedenheit nur komparativ ist, indem man seinen Charakter, sein Loos, sein Schicksal mit jenem einiger Anderer, oder mit dem seinigen in der Vergangenheit vergleicht.

Vergleicht man diese und ähnliche Thatsachen ohne Eingenohmenheit: so folgt daraus nur dieses, daß Abwechselung, Neuheit, Contrast und Steigerung Gesetze des menschlichen Gemüths sind; daß plötzliches Aufhören einer Beschwerde immer sehr angenehm; daß Freude, die auf Leiden folgt, immer lebhafter ist; und daß langsame Befreyung von Schmerzen kein merkliches Vergnügen gewährt. Mag Schmerz immer die ursprüngliche und die oftmaligste Triebfeder des Lebens

und

und der Abwechselung seyn; ist er darum die einzige, die allgemeine; ist darum ein Zustand, weil wir ihn zu verlassen streben, schon unangenehm; ist darum jedes Vergnügen Endigung und Befreyung von einer klaren oder dunkeln Unbehaglichkeit?

Den gemeinsten Erfahrungen zufolge wirken die Gemüthsbewegungen und Affekten auch auf den menschlichen Körper. Diese Wirkung geht entweder einwärts auf die innern Theile des Körpers, auf die Lebensorgane, auf das Geschäft des Blutumlaufs, der Verdauung, der Absonderung; so daß diese Geschäfte befördert, gehindert, zerrüttet, hergestellt werden: oder auswärts auf die äußern Theile desselben auf die Veränderung der Stimme, des Blicks, der Mienen, der Leibesstellung. Jede Gemüthsbewegung, jeder Affekt hat seinen eigenen vorübergehenden Ausdruck d. i. er giebt sich durch gewisse vorübergehende Zeichen in Mienen, Blick, Farbe, Stellung, Ton zu erkennen (Pathognomik), jeder hat auch seinen bleibenden Ausdruck d. i. er erzeugt durch Wiederholung auch bleibende Merkmale in Mienen, Stellung, Pronunciation (Physiognomik). Unter den Wirkungen der Gemüthsbewegungen und Affekten im Körper sind Lachen und Weinen unverkennbar sehr wohlthätig, weil sie die Gesundheit befördern. Das Lachen ist entweder gutmüthig (Lachen, Belachen), oder feindselig (ein Auslachen, Grinsen), wenn es mit Bitterkeit aus Schadenfreude geschieht, oder mechanisch und geistlos.

Das

Das erste ist gedeihlich, beliebt und Wirkung der Fröhlichkeit, der geselligen Freuden und des Lächerlichen, wenn Phantasie, Witz und Urtheilskraft, unerwartete, alberne Verbindungen, Vergleichungen und Subsumtionen machen. Die stoßweise und gleichsam konvulsivisch geschehende Ausathmung der Luft, worinn das Lachen besteht, stärkt durch heilsame Bewegung der Lebensorgane, deren Funktionen und das Gefühl des Lebens. Dieses Mittel hätte man dem Xerxes bey seiner bekannten Preisaufgabe vorschlagen sollen, weil dadurch die bereits abgenutzten Unterhaltungen wieder schmackhaft geworden wären. Das Weinen, wenn es mit Schluchzen und mit Thränenerguß verbunden ist, ist ein schmerzlinderndes Mittel; es ist aber nicht immer Wehemuth, es ist Zorn und Gefühl der Unvermögenheit, etwas durch Gewalt durchzusetzen, was in Thränen versetzt; wodurch oft nach dem Rechte des Schwächern die Ueberlegenheit entwaffnet werden kann.

Zweytes Hauptstück.

Von dem, was sich im menschlichen Gemüthe auf das Begehrungsvermögen bezieht, oder Physiologie des menschlichen Gemüths.

Vorbericht.

Die Seele strebt unhintertreiblich den Zustand der Unlust und des Schmerzens aufzuheben und abzuhalten,

und den Zustand der Lust zu erhalten, wirklich zu machen. Diese Strebungen machen ihre Begierden und Verabscheuungen aus. Sie sind von den Gefühlen der Lust und Unlust, wie die Empfindungen von den Vorhersehungen verschieden. Ihre Entstehung ist für sich so wenig wie die der Gefühle willkührlich, obschon wir uns oft selbst in die Umstände versetzen, in denen sie entstehen müssen, obschon wir uns oft bestimmen sie fortzusetzen, zu befriedigen. Sie setzen also in dem Gemüthe eine Fähigkeit voraus, ihrer unter gewissen Bedingungen theilhaft zu seyn. Diese Fähigkeit heißt das Begehrungsvermögen. Auf dieses beziehen sich die Neigungen und Triebe des menschlichen Herzens, und deren Ausartungen (die Leidenschaften). Daraus erhellet die Wichtigkeit der Lehre, von dem Begehrungsvermögen. Alles Pragmatische dabey bezieht sich auf seine Gesetze, auf die Neigungen und Triebe des Gemüths in ihrer Abstammung, und auf deren Ausartungen d. i. die Leidenschaften.

Erster Abschnitt.

Von den Ursachen und Gesetzen des Begehrens.

I.

Allgemeines Gesetz der Aeusserung des Begehrungsvermögens.

Ohne Gefühl, ohne Prospekt einer Lust oder Un-

Unluſt, alſo ohne Vorſtellung eines Guts oder Uebels, entſpringen keine Begierden und Verabſcheuungen. Sie ſind alſo alle an Schmerz = und Wohlgefühle, an Vorſtellungen von Uebeln und Gütern, als an Geſetze und Bedingungen, gebunden. Die gefallende oder mißfallende Beſchaffenheit der Gegenſtände iſt alſo der allgemeine Grund, warum ſie von einem Subjekte begehrt oder verabſcheut werden, wenn nicht von Seite der erſtern oder des letztern Hinderniſſe vorhanden ſind. Jedoch wird nicht alles Gefallende begehrt; es giebt auch eine blos kontemplative Luſt. Es giebt Gegenſtände, die unmittelbar entweder wegen ihrer Materie oder wegen ihrer Form, oder wegen ihrer Würde (jucundum, pulchrum, honeſtum), alſo durch Sinne oder Vernunft gefallen. Es giebt Gegenſtände die mittelbar entweder wegen der Umſtände oder wegen der Adſociationen und Erinnerungen, oder wegen ihres Nutzens und ihrer Tauglichkeit, alſo durch Phantaſie und Verſtand gefallen. Es kann etwas unmittelbar und mittelbar zugleich gefallen, es kann etwas unmittelbar gefallen und mittelbar mißfallen, und umgekehrt kann etwas unmittelbar gefallen und mißfallen.

Alles Begehren geht im Menſchen auf etwas, was ein Beſtandtheil oder Mittel entweder ſeines Daſeyns und Wohlſeyns, als eines Naturweſens, oder ſeiner Perſönlichkeit und Würde, als eines moraliſchen, perfektiblen, unſterblichen Weſens iſt. Wird

etwas blos des irrdischen und körperlichen Daseyns und Wohlseyns wegen begehrt, so heißt das Begehren das sinnliche oder das niedere, wenn der Gegenstand auch nicht sinnlich ist; wird es hingegen als Bestandtheil oder als Mittel der moralischen Würde, der Zwecke, die Pflichten sind, begehrt, so heißt das Begehren das edle, das höhere, wenn auch der Gegenstand sinnlich wäre. Darum unterscheidet man das niedere und das höhere Begehrungsvermögen, und nennt das erstere Sinnlichkeit im Gegensatz der moralischen Freyheit, wenn auch der Verstand und die theoretische Vernunft seine Gegenstände bestimmen. Daraus erhellet, daß der Gegenstand einer sinnlichen Begierde nichts desto weniger Gegenstand einer edlen Verabscheuung, und umgekehrt; und daß etwas zugleich Gegenstand von beyden, Gegenstand einer sinnlichen und edlen Begierde, Gegenstand einer niedern und höhern Verabscheuung seyn könne.

II.

Bestimmtere Gesetze der Aeusserung des Begehrungsvermögens.

Diese betreffen die drey Hauptmomente bey dem Begehrungsvermögen, nämlich die Entstehung, Verschiedenheit und Stärke der Begierden, Neigungen und Triebe.

A.

Gesetze und nächste Ursachen der Entstehung der Begierden, Neigungen und Triebe.

I.)

Aeusserung des Begehrungsvermögens, bestimmt durch Instinkte, Sinne und Phantasie.

Das allererste Begehren und Handeln im Menschen ist wie in Thieren instinktmäßig. Ein solches Begehren ist ein Streben nach etwas, ohne vorläufige Kenntniß seines Verhältnisses zur Aufhebung eines Mißbehagens oder zur Stillung eines Bedürfnisses. Bey dem Verhalten der Thiere hängt das meiste von Instinkten und sogenannten Kunsttrieben (Naturfertigkeiten) ab, das Uebrige wird durch die Stärke der jedesmaligen Empfindungen und Adsociationen bestimmt: bey dem Verhalten der Menschen beruht das Wenigste auf Instinkten, und gar nichts auf Naturfertigkeiten; Erfahrung und Vernunft sind seine Lehrer. Es giebt sehr vieles, was in Erwachsenen die Entstehung instinktmäßiger Begierden und Verabscheuungen hindert.

Wenn den Menschen, solange sie Kinder und ungebildet sind, gewisse Gegenstände Schmerz- oder Wohlgefühle verursacht haben; so verbindet sich die Vorstellung von diesen Gefühlen mit jenen wahren oder

auch

auch nur eingebildeten Gegenständen, und mit ihren Umständen. Dadurch geschieht es, daß die Phantasie durch die Vorstellung solcher oder auch nur sehr ähnlicher Gegenstände, die Adsociation und Erinnerung voriger Wohl = oder Schmerzgefühle bewirkt, und so Begierden und Verabscheuungen derselben, oder ähnlicher Gegenstände und Umstände hervorgebracht werden, wodurch gewisse unüberwindliche Neigungen und Abneigungen entstehen, welche denen, die diesen Grund nicht wissen, ganz unbegreiflich und unerklärlich bleiben.

II.)

Aeusserung des Begehrungsvermögens unter der Anleitung des Verstandes und der theoretischen Vernunft.

Nach und nach fängt man an durch Belehrung oder von selbst zu bemerken, daß das gegenwärtig Angenehme später überwiegend unangenehme Folgen hat, und überwiegend angenehme Folgen und die Erreichung erwünschlicher Zwecke hindert; und daß dasjenige, was für sich gar nicht angenehm, oder sehr unangenehm und beschwerlich war, später überwiegend angenehme Folgen hatte, überwiegend unangenehme hinderte, und die Erreichung sehr erwünschlicher Zwecke möglich machte oder beförderte. So bildete der Verstand die Begriffe vom Nützlichen,

Brauch=

Brauchbaren, Vortheilhaften, und vom Schädlichen, Nachtheiligen, von Quellen, Mitteln, Hindernissen des Angenehmen und Unangenehmen, welche Bestimmungsgründe des Begehrungsvermögens wurden. Unter der Anleitung des Verstandes verändern, und erweitern sich nun die Gegenstände des sinnlichen Begehrungsvermögens. Dieses fängt an unter der Anleitung des Verstandes dasjenige zu verabscheuen oder zu begehren, wornach es unter der bloßen Bestimmung der Sinne und Phantasie streben, oder nicht streben würde, weil das Angenehme schädlich und hinderlich; und das Unangenehme nützlich und förderlich in seinen Folgen ist.

Aber das Nützliche kann etwas anderes noch Nützlicheres hindern, und etwas Schädliches kann etwas anderes noch Schädlicheres abhalten. Ein Nützliches kann komparativ schädlich, und ein Schädliches kann komparatis nützlich seyn. Ueberhaupt muß das wahrhaft Nützliche und Schädliche im Ganzen nützlich oder schädlich seyn. Alles wahrhaft Nützliche und Schädliche muß in der Coordination und Subordination mit andern nützlichen Dingen nützlich oder schädlich seyn. Was im Ganzen, also wahrhaft nützlich oder schädlich sey, kann nur die theoretische Vernunft bestimmen, welche die Dinge in Zusammenhang und in Verbindung betrachtet. Unter der Anleitung der Vernunft werden also die Begriffe des Nützlichen und Schädlichen, als der Bestimmungsgründe des

sinn-

sinnlichen Begehrungsvermögens, wieder eingeschränkt und genauer bestimmt; indem diese die Vortheile und Nachtheile genau berechnet und abwägt, unterordnet, beschränkt, und die Quellen des Angenehmen mit Hinsicht auf das ganze irrdische Leben würdigt; also das System und die Kunst eines im Ganzen angenehmen und erwünschlichen Lebens entwirft und lehret.

III.)

Aeusserung des Begehrungsvermögens nach dem Einfluße der Anlage des Menschen zur Moralität.

Wenn der Mensch Anlage zur Moralität hat, wenn seine Vernunft Gesetze für den innern und äussern Gebrauch seiner Freyheit enthält; so muß er die Sitten und Thaten, welche jenen Gesetzen gemäß oder entgegen sind, ursprünglich an Andern und dann auch an sich eben so unvermeidlich billigen oder mißbilligen, wie er als ein verständiges Naturwesen das Angenehme und Nützliche begehren, und das Widerspiel verabscheuen muß. Allein das bloße Billigen des moralisch Guten, und das bloße Mißbilligen des moralisch Schlechten macht noch niemand zum moralisch guten oder bösen Menschen. Video meliora, proboque, deteriora sequor. Dieses wird man nur dann erst, wenn man sich die Uebereinstimmung

des

des Verhaltens mit dem Sittengesetze, oder die gelegenheitliche Abweichung von demselben zur Maxime macht.

Das sinnliche Begehrungsvermögen folgt für sich unaufhaltbar dem Zuge, der Vorstellung des Angenehmen und Nützlichen; und das edle Begehrungsvermögen folgt für sich unwiderstehlich dem Zuge, der Vorstellung dessen was recht ist, was seyn soll. Für sich würde im Gemüthe immer die subjektiv stärkere Vorstellung gegen die schwächere den Ausschlag geben, und also weder etwas Schändliches noch Löbliches erfolgen. Kommt aber zu der sinnlichen und vernünftigen Willkühr die freye dazu, so wird diese den Ausschlag geben, indem sich durch diese der Mensch entweder für das Gesetz der Sinnlichkeit gegen das Gesetz der Sitten, oder umgekehrt bestimmt, also die Befriedigung der Sinnlichkeit oder der Persönlichkeit beschließt, und sich zur Maxime macht. Durch diese Willkühr (Willen) ist er selbstthätig, und also sittlich gut oder böse, und zurechnungsfähig, und also des Verdienstes oder der Schuld theilhaft.

B.

Gesetze und nächste Ursachen der Verschiedenheit, der Begierden, Neigungen und Triebe.

Nicht jeder Gegenstand ist für jedes Gemüth, und auch nicht für ein und dasselbe zu jeder Zeit das-

selbe. Was für ein gewisses Gemüth Gegenstand des Wohlgefallens oder des Begehrens ist, das ist für ein anderes, oder auch für dasselbe zu einer andern Zeit Gegenstand des Mißfallens, der Abneigung oder der Gleichgültigkeit; wovon der allgemeine Grund dieser ist, daß die Gegenstände nicht durch das, was sie an und für sich, sondern nur durch das, was sie in der Vorstellung eines jeden sind, dem Gemüthe Bewegung und Richtung geben.

Da nun dasjenige, was dem Nahmen und dem allgemeinem, unbestimmtem Begriffe nach einerley ist, subjektiv in der Vorstellung eines jeden doch oft noch sehr verschieden erscheint; so erhellet, warum den Gegenständen, die in der ersten Hinsicht einerley sind, in mehrern Gemüthern doch nicht einerley Bewegungen und Neigungen entsprechen, warum dem Begriffe nach einerley Dinge doch nicht für alle Menschen einerley Willensgegenstände sind. Es giebt drey bestimmtere nächste Ursachen und Gesetze der hier vorkommenden Verschiedenheiten.

I.)

Die Menge und Vielseitigkeit der Bestimmungen desselben Gegenstandes.

Die Wirksamkeit der Vorstellungen auf das Gemüth beruht hauptsächlich auf dem Inhalte derselben. Diesen machen die Bestimmungen aus, mit welchen ein Subjekt einen Gegenstand sich vorstellet. Alle

Ge-

Gegenstände haben aber mehrere Bestimmungen, und jede von diesen hat mehrere Beziehungen und gleichsam Seiten, nach welchen sie als Gegenstände des Begehrens und Verabscheuens erscheinen. Sie lassen also sehr verschiedene Ansichten zu. Selbst unter den guten und schlimmen Beschaffenheiten eines Gegenstandes kann es mehrere geben, und darunter können einige nothwendig, andere nur gewöhnlich oder accidental, sie können wahr oder nur eingebildet seyn. Ueber dieß kann es noch verschiedene Ursachen geben, die bey Einigen diese, bey Andern andere Seiten des Gegenstandes hauptsächlich hervortreiben und bemerklich machen.

Aus der Vielseitigkeit der Willensgegenstände, und aus der Verschiedenheit ihren möglichen und wirklichen Ansichten erhellet es; warum derselbe Gegenstand hier gefällig, und dort verhaßt oder gleichgültig sey; warum bey einerley Veranlassung verschiedene Gemüther sich so verschiedentlich äussern; warum einerley Gegenständen in verschiedenen Gemüthern verschiedene Neigungen und Abneigungen entsprechen, und diese sich verschiedentlich ändern. Wenn Einige alles im Scheine und Beziehung der Sinnlichkeit, und blos nach gegenwärtigen, zufälligen und partikulären Folgen sich vorzustellen; Andere aber dasselbe im Lichte der Vernunft, und in Beziehung auf das Ganze, und nach seinen nothwendigen, allgemeinen und spätern Folgen zu betrachten sich gewöhnen: so ist der Inhalt

ihrer Vorstellungen auch bey denselben Gegenständen sehr verschieden, und eben so verschieden müssen auch die Wirkungen auf ihre Gemüther seyn.

II.)

Die Verschiedenheit der Umstände und der dunkeln Adsociationen bey der Vorstellung desselben Gegenstandes.

Es ist auffer Zweifel, daß kein Gegenstand ohne alle Umstände vorkommt, daß jeder, es sey so unmerklich als es wolle, einige andere Vorstellungen nach den Gesetzen der Ideenadsociation herbeyführt. Daher kommt es, daß oft derselbe Gegenstand in verschiedenen Köpfen in einem besondern durch Neben = und associrte Vorstellungen bestimmten Licht und Wiederschein vorkommt. Solche Vorstellungen, die oft zu dem zufälligen Anhang als Nebenvorstellungen, oder Gefolge als associrte Vorstellungen eines Gegenstandes gehören, bestimmen oft ganz, oft hauptsächlich, oft wenigstens zum Theil, seine Wirksamkeit auf das Gemüth eines Subjekts. Sie machen oft gewisse Gegenstände auf immer gefällig oder mißfällig, leicht oder schwer, erträglich oder erschrecklich, ehrwürdig, wichtig oder verächtlich, lächerlich; weil das Gefällige, oder Mißfällige der Umstände mit der Sache, die sie umgaben, zusammenfließen, und die nach den Gesetzen der Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und des Contrastes

sich gesellenden Vorstellungen ihr Gefälliges und Mißfälliges derselben leihen, es verstärken oder benehmen, entkräften.

Daraus ist begreiflich, nicht nur warum einerley Gegenstände und Reden auf verschiedene Gemüther so verschieden wirken, sondern auch dieses, daß gewisse Neigungen und Abneigungen hauptsächlich auf den ursprünglichen Umständen ihrer Objekte und Subjekte, und auf associrten Vorstellungen beruhen. Von Umständen und associrten Vorstellungen erborgen oft Dinge eine anziehende oder abstossende Kraft für das Gemüth, die oft kaum der feinste Beobachter und der gründlichste Erforscher für fremd und entlehnt ansieht. Auf diesem Gesetze der Wirksamkeit der Neben = und associrten Vorstellungen beruht die Kunst Dinge und Personen durch erborgte Reitze und Gegenreitze, durch Stellung, Benennung, Vergleichung, Anspielung, gefällig oder mißfällig zu machen. Auf diese Weise werden Oerter, Zeiten, Geschäfte, Personen und das diesen Angehörige beliebt oder verhaßt.

III.)

Die Verschiedenheit der subjektiven Beschaffenheit der Vorstellungen und ihres Ausdrucks.

Es erhellet bald, daß die Wirksamkeit der Vorstellungen gewisser Gegenstände auf gewisse Gemüther

oft

oft hauptsächlich auf der subjektiven Vollkommenheit derselben, und auf der Beschaffenheit ihres Ausdrucks beruht. Die Rede = und Dichtkunst, die Geschichte und Philosophie verdanken gewiß einen großen Theil ihrer Wirksamkeit auf die Gemüther diesen Gründen. Nach ihrer subjektiven Beschaffenheit und nach ihrer Einkleidung durch Ausdruck sind die Vorstellungen gewisser Willensgegenstände entweder lebendig, wirksam, oder todt, unwirksam.

1.) Wenn sie in Ansehung ihres Inhalts nicht unbestimmt, und in Ansehung der Folgen desselben nicht ungewiß sind, sondern Bestimmtheit und Zuverläßigkeit derselben mit sich führen. Ein unbestimmtes Gut oder Uebel kann unendlich groß oder klein gedacht werden. Daher rührt die so verschiedene Wirksamkeit bestimmter und unbestimmter Verheissungen und Drohungen, ungeachtet ihrer Zuverläßigkeit oder Zweifelhaftigkeit.

2.) Wenn ihr Inhalt nicht blos allgemein, abgezogen, undeutlich bestimmt und bezeichnet, sondern individuel, anschauungsartig und deutlich dargestellt wird. Das Abgezogene, das Allgemeine wird oft schnell in Conkreto, im Einzelnen dargestellt und in einen bildlichen Ausdruck eingekleidet, und das Einzelne wird oft schnell unter Begriffe und Regeln gebracht. Dieses muß die Wirksamkeit der Vorstellungen auf Geist und Gemüth sehr verstärken.

3.) Wenn sie dem gegenwärtigen Geistes = und Gemüthston, und der bereits angenohmenen Denkart d. i. den regen Vorstellungen und Gefühlen, und den herrschenden Gesinnungen eines Subjekts nicht nur nicht entgegen, sondern vielmehr angemessen sind. Darum giebt Beobachtung günstiger Augenblicke und Situationen, und zweckmäßige Vorbereitung der Gemüther, und Einrichtung der Beweggründe gewöhnlich den Ausschlag.

C.

Gesetze und nächste Ursachen der Intension und Remission der Begierden, Neigungen und Triebe.

Daß die Gefühle, Begierden und Neigungen, auch wenn sie sich auf einerley Gegenstände beziehen, bald stärker, bald schwächer sind, ist Thatsache der Erfahrung. Das Nahe und Entfernte, das Neue und Gewohnte, das Verbothene und Freystehende bringen keine gleiche Bewegungen und Richtungen in dem Gemüthe hervor. Gleichwie aber die Kenntniß der Gründe der Bewegungen und Richtungen des Gemüths nothwendig ist um diese hervorzubringen und zu gründen, oder abzuhalten und zu vertilgen; so ist die Kenntniß der Ursachen und Gesetze ihrer Stärke nothwendig um sie zu verstärken, oder zu schwächen. Es giebt mehrere Ursachen, welche die Wirksamkeit der bewe-

gen=

genden und anziehenden Vorstellungen vergrößern oder vermindern.

I.)

Häufung und schnelle Erweckung der Beweggründe.

Werden Vorstellungen von dem, was man für Gut oder Uebel hält, sehr gehäuft, schnell erweckt, veranschaulicht; so muß daraus eine stärkere Bewegung und Richtung des Gemüths erfolgen. Solche Vorstellungen haben gleichsam mehr Masse und mehr Geschwindigkeit und wirken ungetheilt, bringen also mehr Bewegung im Gemüthe hervor. Sie ziehen den Blick des Geistes schnell an und zusammen, lassen ihm keine Zeit zu überlegen und zu wägen, ziehen allerley dunkle Erinnerungen und Erwartungen herbey. Geringere Güter werden oft weit heftiger begehrt, als weit wichtigere, weil jene von anschaulicher, diese nur von intelligibler Art sind. Moralische Lehren, Tugenden, Laster, Charaktere haben mehr Anziehendes oder Abschreckendes, wenn sie durch Beyspiele aus dem Leben, oder der Geschichte veranschaulicht, als wenn sie blos in abgezogenen Theorieen vorgetragen werden.

Das Wohlgefallen oder Mißfallen an gewissen Gegenständen wird oft durch die Umstände der Zeit, des Orts und der Personen unter welchen sie begegnen,

nen, und durch Adsociation anderer Vorstellungen, und diesen anhangender Gefühle erhöht oder vermindert. Gute oder schlimme Nachrichten von beliebten oder verhaßten Personen gebracht, oder an solchen Orten vernohmen, machen eben darum einen merklich ungleichen Eindruck. Der Gesang der Nachtigall, der Anblick gewisser Blumen ist gewiß durch den Umstand oder die Adsociation der angenehmen Frühlingszeit so sehr angenehm. Sehr lebhaft ist immer das Vergnügen, welches aus der Vergesellschaftung vieler dunkler froher Erinnerungen, bey einer gegenwärtigen für sich gefälligen Sache entsteht, z. B. das Vergnügen welches der Greis bey dem Anblick seines Enkels empfindet. Könnte man eine solche Vergesellschaftung plötzlich aufheben, z. B. bey einem Denkmale, so würde man vielleicht das gegenwärtige Objekt der Freude gleichgültig ansehen.

Aus diesen Gründen ist es erklärbar, warum das Neue, das Unerwartete einen so starken Eindruck auf das Gemüth mache; warum Verbothe, Schwierigkeiten, Hindernisse die Begierde verstärken; warum Gebothe die Abneigung von Etwas erzeugen, oder vergrößern. Es ist unangenehm seine Unvermögenheit zu fühlen, und andern schwach und eingeschränkt zu scheinen. Bey Verbothen kommt noch dieses hinzu, daß man durch Verbiethen, durch Warnen, oder durch die Art, wie man es thut, die Sache erst lehret, oder wichtig und reitzend macht, und dadurch den

Wunsch sie zu haben, zu schmecken erzeugt oder schärft; daß man verbiethet, ohne die Schädlichkeit des verbothenen zu zeigen, und darauf zu sehen, ob es unterlassen werde; daß man Verbothe oft aus Unwissenheit, Eigennutz, Herrschsucht macht, oder wähnt, daß sie aus solchen Ursachen gemacht worden. Dieses macht den Obern Vorsicht nothwendig.

II.)

Gewohnheit, Charakter, Gemüthsstimmung.

Die Gewohnheit ist ein sehr wichtiges Princip auch für das menschliche Gemüth. Darum liegt es daran, daß man seine Natur, seine Wirkungen und die Ursachen seiner Macht auf das menschliche Gemüth und Verhalten kenne. Die Wiederkehr gewisser Eindrücke, die Wiederholung derselben Bewegung, Befriedigung und Handlung erzeugt das, was wir Gewohnheit nennen. Sie ist theoretisch, wenn sie eine Geläufigkeit gewisser Vorstellungen gründet, und praktisch, wenn sie gewisse Gefühle unentbehrlich macht. Durch Gewohnheit wird etwas leicht, erträglich und Bedürfniß, was vor dem schwer, peinlich und gleichgültig war. Durch sie hängt man an Dingen, die ohne Werth und Vorzug sind, oder ihn verlohren haben. Sie macht, daß das Entbehren gewisser Dinge Unlust, und zwar mehr Unlust, als ihr Besitz oder Genuß Lust verursacht. Durch sie entsteht endlich in

dem

dem Körper, Geist und Gemüth eines Menschen ein so entschiedener Hang zu gewissen Eindrücken und Bewegungen, zu gewissen Entscheidungen und Entschliessungen, daß er dem sich erneurenden Drange zu denselben durch Vernunft nicht widerstehen kann. Diese Macht der Gewohnheit beruht darauf; 1.) daß sie die körperliche und geistige Empfindlichkeit schwächt oder schärft, und die Vermögenheit erleichtert und verstärkt; 2.) daß sie körperliche und geistige Dispositionen erzeugt; wodurch gewisse Impressionen weniger merklich, also entweder weniger peinlich, oder weniger anziehend; andere aber schnell bemerklich werden, oder ihr Mangel Unbehaglichkeit hervorbringt; und gewisse Geschäfte ohne Anstrengung, ohne Nachdenken verrichtet werden; 3.) daß sie die Meinung von dem Werthe gewisser Dinge vermindert und benimmt, oder hervorbringt, vermehrt und unterhält; woraus die Gleichgültigkeit gegen sie, oder die Abneigung von ihnen, oder die Neigung gegen sie, die Anhänglichkeit an ihnen entspringt.

Die Denkart, der Charakter eines Menschen, seine herrschenden Neigungen und Maximen, dann seine jedesmalige Geistes- und Gemüthslage und Stimmung, seine eben regen Gefühle und Strebungen, bestimmen auch nicht nur die Art, sondern auch den Grad der Wirksamkeit der Ueberzeugungs- und Bewegungsgründe, die man bey demselben gebraucht. Sobald sein Kopf, und sein Herz eine entschiedene Rich-

tung erhalten haben, sobald er sich an eine gewisse Beurtheilungs = und Würdigungsart der Dinge durch Erziehung, Alter, Stand ꝛc. gewöhnt hat; so muß dieses seine ganz nachherige Empfindungs = und Beurtheilungsweise bestimmen; und aus diesem Grunde alles, was ihm in der Folge vorkommt, einen bestimmten und zwar der Art und dem Grade nach andern Eindruck auf sein Gemüth machen, als auf das Gemüth desjenigen, bey dem alle jene Stücke, und folglich auch seine Art Dinge zu sehen, und zu schätzen anders ist. Nicht minder bestimmt auch die veränderliche Geistes = und Gemüthslage und Stimmung, die von dem Zustande der Gesundheit, der Witterung, der Börse, von der Beschaffenheit der Kost, der Lektür, Gesellschaft, Erwartung u. d. gl. abhängig ist, nicht nur die Art, sondern auch den Grad der Wirksamkeit der jedesmaligen Vorstellungen auf das Gemüth eines Subjekts. Was mit den eben regen Absichten und Bedürfnissen eines Menschen übereinstimmt, macht doppelten Eindruck auf sein Gemüth; was denselben fremd ist, oder mit ihnen im Streite steht und ihnen Abbruch drohet, macht keinen Eindruck, oder erweckt um so größern Widerwillen, weil der Contrast nicht nur das Gefühl der Unaufgelegtheit, sondern auch das Licht und die Wärme der abhaltenden Vorstellungen bemerklicher macht.

III.)

III.)

Contrast, Abwechselung und Steigerung.

Contrast ist eigentlich Nebeneinanderstellung einander widerwärtiger; und eben darum einander belebender Sinnesvorstellungen z. B. von Etwas sehr großen und Etwas sehr kleinen, von Rohen, Groben und Ausgearbeiteten, Feinen, von Natürlichen, Künstlichen und Gekünstelten, von Wildheit und Kultur, Tugend und Laster, Wohlstand und Elend. Durch Contrast wird der Inhalt der Vorstellungen zum Theil belebt und erweitert, zum Theil verdunkelt und verengert, und dadurch ihre Wirksamkeit auf das Gemüth verstärkt oder vermindert. Dichter und Künstler verschaffen durch Contrast der Charaktere, Handlungen und Zustände ihren Gemälden und Werken so viel Lebhaftigkeit und Wirksamkeit auf die Gemüther der Leser oder Zuschauer. Contrast zwischen dem ehemaligem Wohlstande und jetzigem Unglücke erweckt Thränen des Schmerzens, im umgekehrten Falle aber Thränen der Freude; der zwischen jetzigen Glück und möglichen künftigen Unglück bewahrt vor Uebermuth, der zwischen jetzigen Elend und möglichen künftigen Wohlstand richtet das Gemüth auf. Contrast zwischen dem Versprochenen, Erwarteten und dem, was wirklich geleistet wird, erweckt bey gleichgültigen Dingen das Lachen, bey Wichtigen den Unwillen; im entgegengesetzten Falle aber Liebe, Ver-

trauen. Contrast zwischen dem Schicksal und Betragen eines Subjekts erweckt Lächeln, wenn die Handlungen gleichgültig; Unwillen, Verachtung, wenn sie der moralischen Ordnung entgegen sind, und Mitleiden, wenn sie zur Verbergung des Elends vorgenohmen werden.

Monotonie, d. i. völlige Gleichförmigkeit in gewissen Empfindungen, bewirkt endlich Atonie oder gar Antipathie, d. i. solche Empfindungen werden endlich unmerklich und reizlos, oder gar widerwärtig. Das Gewohnte, Alltägliche, das Einförmige hört endlich auf, unser Bewußtseyn und Gefühl zu reitzen, oder fängt gar an es zu empören. Eine mit gleichförmiger Stimme und Gestikulation vorgetragene Predigt oder Vorlesung u. dgl. schläffert die Zuhörer ein, verursacht ihnen lange Weile, oder verjagt sie gar. Darum ist Abwechselung nothwendig, sie frischt Sinne, Geist und Gemüth auf. Durch Abwechselung gewinnen Arbeit und Ruhe und Unterhaltung, Stadt- und Landleben, Umgang und Einsamkeit, häusliches Leben und Reisen, Studien und Lektür. Will man das Gefühls- und Genießungsvermögen immer lebendig erhalten; so muß man nicht mit starken Empfindungen anfangen, und den Unterhaltungen kontinuirlich nachgehen, denn die schwächern werden in der Folge unempfindlich, und die Leerheit des Herzens unvermeidlich. Der Prediger fängt mit einer kalten Belehrung des Verstandes an, die auf die Beherzigung einer Pflicht oder einer Re-

ligionswahrheit hinweiset, bringt dann in die Erörterung seines Thema's mehr moralisches Interesse hinein und endigt in der Applikation mit der Bewegung aller Triebfedern des Gemüths. Dieß ist Steigerung der bewegenden Vorstellungen. Darum muß man sich gewöhnen die sinnlichen Genießungen dieses Lebens wenig oder gar nicht mitzunehmen, nicht in der stolzen Absicht sie gar entbehren zu wollen; sondern in der bescheidenen, um Genießungen und Wachsthum derselben im Prospekt zu haben, und weil Enthaltsamkeit leichter ist als Mäßigkeit, um nicht mit dem Xerxes und Andern sich bald ganz zu erschöpfen, und so den Rest des Lebens ganz unschmackhaft und zur bloßen Bürde zu machen.

Schlußanmerkungen zu diesem Abschnitt.

Es ist nicht immer der eigene Werth der Gegenstände, was den Vorstellungen derselben Reitz und Wirksamkeit auf das Gemüth eines Subjekts giebt, was Ursache und Gegenstand seiner Gefühle und Neigungen in Ansehung derselben ist; es sind vielmehr häufig nur Umstände und Adsociationen, hauptsächlich die ursprünglichen, und sehr geheime Beziehungen auf die bereits angenohmenen Neigungen und Maximen, und auf die jedesmalige Laune desselben. Woraus folgt, daß man in Ansehung des Grundes und Ursprungs seiner Neigungen und Abneigungen unwissend

seyn,

seyn, ja daß man sogar dieses ignoriren kann, daß, und welche Neigungen man bereits hege.

Dessen ungeachtet ist es doch ausser allem Zweifel, daß das menschliche Gemüth bey allen seinen Bewegungen und Richtungen theils den Gefühlen des Angenehmen und Schönen, theils den Begriffen des Nützlichen und Achtbaren, als seinen Gründen und Regeln, folgt. Und gleichwie es Beschaffenheiten der Gegenstände giebt, warum sie gefallen oder mißfallen; so muß es auch ursprüngliche Einrichtungen des Gemüths geben, warum sie ihm gefallen oder mißfallen müssen. Wenn das Angenehme, das Schöne, das Nützliche, das Wahre, das moralisch Gute eine gemeinschaftliche Beschaffenheit hätte, die den allgemeinen Charakter der Vollkommenheit an sich trüge; so würde daraus die Vermuthung entstehen, daß die Bestimmung zum Wohlgefallen an Vollkommenheit die Grundtendenz des menschlichen Gemüths, und die Wurzel aller übrigen bestimmtern Tendenzen desselben, als ihrer Aeste und Zweige, sey.

Weil einigen Beobachtern Subjekte vorkamen, an welchen sie sehr frühe entschiedene Neigungen bemerkten, ohne daß sie zugleich die Umstände kannten, unter welchen sie sich bey ihnen ansetzen mußten; und weil andern Beobachtern Subjekte vorkamen; die auch unter allerley entscheidenden Anlässen doch keine entschiedene Neigung bewiesen, und sie bey entgegengesetzter Erziehung auch entgegengesetzte Charaktere

ent-

entstehen sahen: so entstand daraus bey den erstern der Schein der Angebohrenheit aller Neigungen, bey den andern aber der Schein der angebohrnen völligen Unbestimmtheit eines jeden Subjekts in Ansehung aller seiner wirklichen Neigungen. Die wirklichen Neigungen setzen reitzende Vorstellungen voraus, die nicht angebohren sind, soudern in der Zeit entstehen. Weil aber der Körper, nach der Beschaffenheit seines Temperaments und des Klima, sein Subjekt zu einer gewissen Art des Empfindens mehr disponirt; so disponirt er es auch dadurch zu gewissen Neigungen, so wie er selbst auch zu gewissen Geschicklichkeiten und Krankheiten mehr disponirt ist.

Zweyter Abschnitt.

Von den Neigungen und Trieben des Gemüths in ihrer Abstammung.

Vorbericht.

Auf das Begehrungsvermögen, dessen Naturgesetze bisher erforscht worden sind, beziehen sich die vielen Neigungen und Triebe im Menschen, die alle entweder jeden selbst, oder Andere, und zuletzt die Vollkommenheit zu ihrem Zwecke haben. Darum scheint die Familie des Begehrungsvermögens in dem Triebe nach Vollkommenheit als der Wurzel, und in der Selbstliebe

und Sympathie, als den zwey Stämmen, und in deren Zweigen zu bestehen.

I.

Von der Selbstliebe.

Obschon die Selbstliebe allgemein für eine Haupteigenschaft des menschlichen Gemüths angesehen wird, so scheint doch gerade diese am meisten verkannt und mißkannt zu seyn. Denn indem sie Einige für den Maßstab und für die Interpretinn alles pflichtmäßigen Verhaltens des Menschen gegen Andere ansehen, so halten sie hingegen Andere für den Inbegriff aller sinnlichen Neigungen und Triebe, für das Verlangen nach deren Befriedigung, für die Quelle der Eigenliebe, des Eigendünkels und Eigennutzes, und aller moralischen Unordnung unter den Menschen. Es liegt also sehr daran das wahre Wesen und die wahre Familie der Selbstliebe zu kennen.

I.)

Wesen der Selbstliebe.

Was ist Selbstliebe, ist sie eine wesentliche Bestimmung des menschlichen Gemüths, sind Eigenliebe, Eigendünkel und Eigennutz Abkömmlinge derselben?

A.

Selbstliebe ist Sorge des Menschen für sich als Person.

Vermöge der Selbstliebe liebt der Mensch sich selbst als Person d. i. er hat Wohlgefallen an seiner persönlichen Vollkommenheit und Wohlfahrt, und strebt und handelt nach ihnen und ihren Ursachen. Persönlichkeit und das Streben nach eigener Vollkommenheit und Wohlfahrt können nicht getrennt werden, und sind also Bestandstücke der Selbstliebe als einer Liebe seiner selbst, als einer Sorge für sich als Person. Persönlichkeit wird nicht durch Augenblicke, Perioden, sondern durch die Totalität des Daseyns bestimmt; weßwegen die Selbstliebe sich wie die Persönlichkeit nicht auf die jedesmalige Gegenwart einschränkt, sondern auch auf Vergangenheit und Zukunft erstreckt. Denn das Andenken an die Vergangenheit gehört zum Bewußtseyn der Identität, und folglich zu der Persönlichkeit; und wie diese die Vergangenheit durch Erinnerung an sie, und durch ihre noch vorhandene Folgen fest hält: so ist auch die Zukunft durch einige ihrer Gründe an sie angeschlossen, und wird dadurch ein Gegenstand unserer Vorhersehung und unsers Verhaltens.

Die Persönlichkeit ist also ein successives, nie zu erschöpfendes Ganze, und umfast sowohl das Bleiben-

de als das Vorübergehende, sowohl den bleibenden Charakter als auch die äußern wandelbaren Verhältnisse eines moralischen Subjekts. Der Mensch fühlt nicht nur wie das Thier sein augenblickliches Daseyn, ohne rückwärts und vorwärts zu blicken: sondern als ein verständiges Wesen weiß er auch, was er ist; er kann wissen, daß er nicht nur ein sinnliches den jedesmaligen Wohlstand festhaltendes, sondern auch ein moralisches die Gewißheit der Fortdauer seiner Zufriedenheit verlangendes Wesen ist, welche ohne eine gewisse allen moralischen Wesen mögliche Cultur des Verstandes, Gemüths und Willens nicht seyn kann; daß er sich also nicht nur als Individuum als Zweck, sondern auch als Glied und Mittel, nicht nur als Bürger der Erde, sondern auch als Bürger der Ewigkeit betrachten, und verhalten soll. Selbstliebe geht also allernächst auf die Selbstvollkommenheit, und durch diese auf die Selbstwohlfahrt des moralischen Wesens, die also der Hauptsache nach überall dasselbe sind. Eine solche und nur eine solche Liebe seiner selbst konnte den moralischen Wesen als Maßstab des wechselseitigen pflichtmäßigen Verhaltens gegeben werden.

B.

Sie ist die wesentlichste Eigenschaft des menschlichen Herzens.

Es ist unmöglich, daß der Mensch, der als ein empfindendes Wesen nothwendig seine jedesmalige Zustän-

stände fühlt, gegen diese gleichgültig sey. Freyseyn von zwecklosen Leiden ist das Geschrey der Menschheit, und sich wohlbefinden, ohne darum spätere Büßungen besorgen zu müssen, ist Forderung der menschlichen Natur. Es ist aber auch unmöglich, daß der Mensch, dem der Instinkt mangelt, als ein vernünftiges Wesen nicht einsehe, daß Entbehren und Leiden für seinen innern und künftigen Zustand, und für das Ganze, wovon er ein Glied ist, wohlthätige; Genuß aber und Wohlbefinden oft entgegengesetzte Folgen haben, und also Gründe der spätern Reue enthalten.

Es ist unmöglich, daß der Mensch, als ein vernünftiges und freyes Wesen, seine Würde und die Gründe seiner Zufriedenheit nicht kenne; daß er nicht wisse, seine Gesinnungen und sein Verhalten und nicht seine Talente, seine Gelehrsamkeit und sein äußerer Wohlstand seyen es nur, worin seine Würde, die Gründe seiner festen Zufriedenheit und seine Ansprüche auf Wohlseyn bestehen. Da unser Selbst nicht blos sinnlich, sondern auch vernünftig und frey ist; so heißt sich selbst lieben nicht blos das Angenehme und das Nützliche, sondern hauptsächlich das absolut Gute, und dieses nicht des Angenehmen und Nützlichen wegen, welches damit verbunden ist, sondern umgekehrt dieses immer mit Unterordnung unter jenes, und in Beziehung auf dasselbe suchen.

Selbst-Liebe und Achtung geht, wo sie ist, auf wahre Würde der menschlichen Natur, und flieht alles,

was dieselbe entehrt, und mit ihr unverträglich ist. Jene Würde ist zwar als Anlage allen Menschen gemein, wie die moralische Vernunft; allein der moralische Werth, die wirkliche Ausübung jener Würde fällt nicht in die Sinne, und läßt einen unendlichen Fortgang zu; der äußere Wohlstand ist weder Grund noch auch eine solche Folge von ihr, daß sie ohne ihn nicht bestehen könnte, oder der menschlichen Bemühung hienieden nicht werth wäre. Der moralische Werth und der äußere Wohlstand schließen einander nicht nothwendig ein, aber sie sind auch nicht in jeder Hinsicht unverträglich. Der Mensch, der sich wahrhaft liebt und achtet, wird den letzten nicht zum höchsten Ziel seiner Maximen und Handlungen machen; allein wo er diesen ohne Nachtheil, und zum Behuf des erstern erwerben und besitzen kann, wird er ihn nicht verachten, und ihn seiner Vernunftwürde gemäß anwenden.

C.

Eigenliebe, Eigendünkel und Eigennützigkeit sind nicht ihre Abkömmlinge.

Obschon der Mensch durch seine Selbstliebe vielfältig bestimmt wird, sich mit Andern zu vergleichen, und auch äußere Vorzüge und Güter zu wünschen und zu suchen; so sind doch Eigenliebe, Eigendünkel und Eigennützigkeit keine Folgen derselben, sie rühren von

fehlerhaften subjektiven Beschaffenheiten her, und sind keine nothwendige sondern zufällige Bestimmungen des menschlichen Herzens.

Wer sich selbst als Person liebt und achtet, hält nicht solche Beschaffenheiten und Dinge für Vorzüge, für Gründe der Selbstzufriedenheit, die im Grunde Eitelkeiten sind, oder für sich noch keinen Werth haben; er unterscheidet absoluten und relativen Werth, Würde und Preis, Wohlverhalten und Wohlstand. Das Wohlgefallen an seinen wahren Vollkommenheiten mäßigt er durch den Gedanken an diejenigen, die ihm noch abgehen, und veredelt es durch richtige Würdigung und frohe Anerkennung fremder Vollkommenheiten. Das Wohlwollen gegen sich, den Wunsch und Trieb nach seinem Wohlseyn, und folglich nach dessen Mitteln den äußern Gütern und Vorzügen, unterordneter seinen Bemühungen um den innern Werth, und mäßigt ihn durch sein Wohlwollen gegen Andere: sein Wohlgefallen an sich selbst und an seinen Vorzügen mäßigt er durch die Vergleichung mit seinen Fehlern, mit fremden Vorzügen, und hauptsächlich mit dem Sittengesetze und mit dem Ideale der Tugend; er betrachtet aus einem erhabenen Gesichtspunkt, und mit einem ausgebreiteten Blicke die Verhältnisse der Menschen, weswegen sich ihm alles in seiner wahren, verhältnißmäßigen Größe, und übertriebene Selbstgefälligkeit und übertriebenes Wohlwollen ge-

gen sich als Verderbniß des menschlichen Gemüths darstellt.

Eigennutz ist ein übertriebenes Streben nach äußern Gütern, ein Streben nach äußern Gütern, welches den wahren Werth derselben übertrift, sie zum höchsten, zum hauptsächlichsten Gegenstand der Sorgfalt eines Menschen macht; wodurch alle edleren Triebe des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Großmuth u. dgl. ausgeschloßen oder eingeschränkt werden. Die Selbstliebe erzeugt zwar auch den Wunsch und das Bestreben nach äußern Gütern, insofern diese Mittel zu guten Zwecken sind, und zuläßig erworben werden können. Allein dieses ist nicht Eigennutz, sondern Selbstnutz, so wie Selbst-Liebe und Achtung nicht Eigenliebe und Eigendünkel ist. Das Wort Eigennutz wurde vordem insgemein gebraucht, einen sehr schändlichen und schädlichen moralischen Fehler zu bezeichnen, und ist nun so abscheulich, daß man weder die Selbstliebe überhaupt, noch auch jene ihre Richtung nach äußern Gütern so nennen soll, wenn man sich nicht jenes niedrigen Kunstgriffs gebrauchen will, durch anstößige Benennungen seiner Rechthaberey Vorschub zu thun. Die Stärke des Triebes zum Lebens- und Sinnengenuß, wozu die äußern Güter Mittel sind; dann das auffallende Beyspiel der größten und beständigsten Sorgfalt für Eigenthum; endlich die Erfahrung, daß Reichthum auch einen Rang in der Welt giebt; erzeugen leicht und frühe eine übertriebene Vorstellung

von dem Werthe der äussern Güter, und so weiter ein gesetzwidriges Streben nach demselben, oder den Eigennutz.

II.)

Familie der Selbstliebe.

Durch Selbstliebe lehret und bestimmt den Menschen seine Natur für sich als lebendes Individuum, welches sein Daseyn fühlt, und als Person d. i. als Wesen welches weiß, daß, und was es ist, zu sorgen, er sucht ein vollkommenes Ganze zu seyn, und immer vollkommener zu werden. Die Selbstliebe erhält also, nach Maßgabe des vielfältigen Verhältnißes, mehrere bestimmtere Tendenzen; sie enthält oder erzeugt mehrere Triebe als ihre Zweige, deren einige ihre Vorläufer, andere ihre Führer und Regierer, noch andere ihre Satelliten heissen können, und ihre Familie ausmachen.

A.

Vorläufer der Selbstliebe.

Die Selbstliebe äussert sich ursprünglich unter der Anleitung der bloßen Sinnlichkeit (Natur) als Lebens = Erhaltungs = und als Freyheits = Trieb, und als Sorge für den Wohlstand des Körpers.

Der

Der Mensch liebt sein Daseyn, sein Leben, er scheuet den Untergang, er sucht alles zu entfernen, was auf seinen Untergang gerichtet zu seyn scheint; er hat also einen unüberwindlichen Lebenstrieb, er hat einen sehr starken Erhaltungs = und Vertheidigungs= Trieb. Die Vernunft, indem sie die Stärke dieses Triebes erwäget, entdeckt den bewunderungswürdigen Zweck der Natur, und die weise Absicht des Urhebers dieser Einrichtung, der es verhüten wollte, damit der Mensch in den vielen Gefahren nicht umkomme, und wegen des unvermeidlichen Elends nicht des Lebens überdrüßig werde, und es zerstöhre. Die Vernunft sieht es auch ein, daß das Leben d. i. die Fortsetzung des Bandes zwischen Seele und Leib, die Basis und Bedingung aller irrdischen Vollkommenheit und Wohlfahrt, und der Vorhof der künftigen ist. Daraus schließt sie, daß der Mensch weder sein Leben zerstöhren, noch es mit Abbruch der Lebenszwecke erhalten soll.

Die Erfahrung lehret, daß wilde, halbrohe und gesittete Menschen, daß Kinder und Erwachsene den Zustand lieben, in welchem sie ihre Kräfte und ihr Eigenthum, unabhängig von bloßer Willkühr Anderer nach eigenen Einsichten und Neigungen, zu gebrauchen vermögen. Dieser Zustand, dessen Gegentheil sehr unangenehm ist, heißt äussere Freyheit, und folglich das Bestreben nach demselben der Freyheitstrieb. Während der Erziehung, und in gesellschaftlichen Verhält-

nissen muß dieser Trieb eingeschränkt werden; denn wenn die Zwecke der Erziehung und Societät erreicht werden sollten, so kann nicht ganz unbestimmt bleiben, und der bloßen Willkühr eines jeden überlassen werden, wie er seine Kräfte und das Seinige gebrauche. Gesetze müssen also dieses bestimmen, und Zwang und Strafen müssen dieses bey denjenigen geltend machen, die sich zur Befolgung derselben durch die Vorstellung jener Zwecke nicht bestimmen lassen.

Der Mensch will aber nicht blos seyn, sondern er will sich auch wohlbefinden; darum geht die erste Sorge auf den Körper, als die Wohn- und Werkstätte der Seele. Die Vernunft, indem sie über die Behaglichkeit und die Vortheile einer vollkommenen d. i. gesunden, starken, muntern, und über die Beschwerlichkeit und die Nachtheile einer unvollkommenen d. i. krankhaften, schwachen, trägen Beschaffenheit des Körpers für die Seele nachdenkt, heißt und lehret ihn der Gesundheit, Munterkeit und Abhärtung; und folglich der Reinlichkeit im Leben, der Vorsicht bey Gefahren, und der Enthaltsamkeit, und der Mäßigung bey der Befriedigung der sinnlichen Triebe, sich befleißigen.

B.

Führer und Regierer der Selbstliebe.

Die Selbstliebe äussert sich unter der Anleitung der praktischen Vernunft durch die moralischen Triebe.

Diese

Diese sind der Rechtstrieb, der Gewissenstrieb, und der Trieb zum Wohlanständigen.

I.)

Von dem Rechts-Gefühle und Triebe.

Sobald die Menschen ihre Vernunft zu gebrauchen anfangen, fangen sie auch an, die Causalität durch Natur von der bewunderungswürdigen Causalität durch Willkühr zu unterscheiden; und so fort zu urtheilen, daß das, was durch die Willkühr eines Menschen geschieht, recht oder unrecht (rectum vel pravum) ist; daß es seyn, oder nicht seyn soll, oder darf. Diese nothwendigen Urtheile setzen einen Begriff eines Gesetzes für die Willkühr d. i. des Sittengesetzes voraus, nach welchem das von der Willkühr der Menschen Abhängige recht und gut, oder unrecht und böse ist. Sie fangen an Rechtschaffenheit (probitas) von Klugheit, und Laster von Unklugheit zu unterscheiden. Der Unterschied, daß etwas nicht durch Naturursachen, sondern durch Willkühr geschieht, und dieses (Sitten, freye Thaten) nicht blos nützlich oder schädlich (utile, noxium), sondern recht oder unrecht (honestum, turpe) ist, heißt der moralische Unterschied der Sitten und Thaten.

Ungeachtet die Menschen diesen Unterschied sich nicht alle mit gleicher Bestimmtheit und Behendigkeit vor-

vorstellen, ungeachtet sie nicht alle und immer bey ihren eigenen Entschliessungen und Handlungen darauf Rücksicht nehmen, und sich nicht mit gleicher Genauigkeit darüber erklären können: so kommen sie doch ohne alle Verabredung, und Trotz aller Verschiedenheit ihrer Denkart und ihres Privatinteresses in der Voraussetzung seines Daseyns überein. Auf diesen Unterschied bezieht sich eine eigene Art Wohlgefallens und Mißfallens, welches man das Gefühl der Billigung oder Achtung, und der Mißbilligung oder Verachtung nennt; und es von jeder andern Art des Wohlgefallens und Mißfallens an dem Angenehmen und Widrigen, an dem Nützlichen und Schädlichen, an dem Schönen und Häßlichen, an dem Wahren und Falschen unterscheidet. Von diesen Gefühlen der Achtung und Verachtung erhalten die Sitten und freyen Handlungen, als freye, absolute Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, als Beschaffenheiten von absoluten Werth oder Unwerth, mit ihren Subjekten die Benennungen des Achtbaren, Löblichen und Guten, oder Verächtlichen, Schändlichen und Bösen. Das menschliche Gemüth ist also wesentlich bestimmt zum Wohlgefallen, an dem was recht ist, zur Achtung des sittlich Guten; d. i. es kommt ihm ein moralisches Gefühl, ein moralischer Trieb zu, der Rechtstrieb heissen kann.

2.)

Von dem Gewissen und dem Gewissenstriebe.

Die Vernunft hält dem Menschen ein Gesetz vor, wie er das durch seine innere und äussere Freyheit mögliche bestimmen soll; sie hält ihm das Gesetz vor, daß er auf eine allgemein gültige Weise gesinnt seyn und handeln soll, wie er nämlich will, daß andere vernünftig freye Wesen handeln sollen; er soll nur das in ganzen Gute, das in allem Betracht Gute wollen und üben. Die Gesinnungen und Handlungen, insofern sie durch das Sittengesetz bestimmt, also geboth:n oder verboth:n sind, heissen Pflichten; und insofern sie aus Achtung für dasselbe unterhalten und ausgeübt werden, heissen sie moralisch gut, und der Wille als Quelle und Sitz derselben heißt guter Wille. Obschon aber die Vernunft einem jeden Menschen ohne Unterlaß das Sittengesetz vorhält; so ist sie doch nicht der Urheber dieses allgemeinen Gesetzes, vielmehr ist sie genöthigt zu urtheilen, daß alle Menschen wegen dieses Gesetzes ein moralisches Reich ausmachen, und daß dieses Reich, und die ganze sich darauf beziehende Natur ein höchstes Wesen zu seinem Urheber und Regierer habe.

Das Bewußtseyn dieses Gesetzes und seiner Göttlichkeit, und des Verhältnisses der Gesinnungen und Handlungen eines Menschen zu demselben, heißt sein

Ge-

Gewissen: dieses erzeugt in ihm nothwendig Selbstachtung, Selbstzufriedenheit, über welche keine Zufriedenheit geht, und das härteste Schicksal auszuhalten Stärke giebt; oder Selbstverachtung, Selbstverdammung und eine Angst, über die keine Angst geht. Dem menschlichen Gemüthe ist also auch der Gewissenstrieb wesentlich eigen. Soll dieser wohlthätig seyn, so muß er auf richtigen Begriffen von Gott und der Moralität beruhen. Daraus entspringt die Gewissenhaftigkeit, d. i. die unverbrüchliche Maxime nichts zu thun, wovon es nicht gewiß ist, daß es nicht unrecht sey. Aber ein solches Gewissen, welches auf falschen Begriffen von dem göttlichen Willen, und der Art und Weise, sich Gott gefällig zu machen, und seiner Gerechtigkeit genug zu thun beruht; und welches die bloße Meinung, daß etwas nicht unrecht sey, als Maxime befolgt, ist die Quelle sehr unsittlicher Handlungen.

3.)

Von dem Triebe zum Wohlanständigen.

Es giebt ein Aeusseres an den Menschen, ein äusseres Betragen derselben, welches wahrer Ausdruck, aber auch bloßer Schein ihrer moralischen Denkart seyn kann. Dieses Aeussere steht gut an; weßwegen es das Wohlanständige (decorum) heißt, und in das

allgemeine und besondere eingetheilt wird. Alle Arten des Wohlanständigen beziehen sich 1.) auf Kleidung und Anzug, in Ansehung dessen in einem Lande eine gewisse Form eingeführt ist, die man Tracht nennt; und die nach der Verschiedenheit des Standes, Rangs und der Beschäftigung verschieden ist. 2.) Auf Reinlichkeit und Nettigkeit der Kleidung, der Wäsche, des Körpers; wodurch man seine Gesundheit befördert, und einen angenehmen Eindruck auf Andere macht. 3.) Auf Zeichen der Anerkennung des Ranges, den jemand durch Amt, Stand und Alter, über Andere behauptet; diese müssen durch Mienen, Stellung, Ton, Titulatur beweisen, daß sie jenen Rang anerkennen. 4.) Auf die Zeichen der Ehrfurcht gegen Gott hauptsächlich bey dem Gottesdienste. Blick, Stellung, Stille müssen zu erkennen geben, daß man von der Erhabenheit dieses Gegenstandes, und der Bestimmung der Gottesverehrung überzeugt ist. 5.) Auf Zeichen der allgemeinen Menschenachtung, die in einer gewissen Freundlichkeit des Gesichts, Bescheidenheit des Tons und Verhaltens, und in den allgemeinen Höflichkeitsbezeugungen bestehen. Wohlanständigkeit ist also Gefährtin der Moralität, und der Trieb zum Wohlanständigen ist ein natürlicher Anhang der moralischen Triebe. Es ist aber ausser Zweifel, daß Sittsamkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit unter civilisirten Menschen nicht immer Wahrheit sind; sie sind oft leere Zeichen und bloße Rollen, die sie spielen, weil sie so

gelernt haben, weil sie gefallen, und Bedingungen sind, wenn man mit gewissen Menschen umgehen will. Jedoch ist es überhaupt sehr gut, daß es in der Welt so zugeht; denn dadurch, daß Menschen einsweilen Rollen von Tugenden spielen, wird dieses Spiel zuletzt Gesinnung des Willens; der Gesittete kann zuletzt sittlich gut werden.

C.

Gefährten, Satelliten der Selbstliebe.

Die Selbstliebe äussert sich unter der Anleitung der Erfahrung als Trieb nach Ehre, als Trieb nach Macht, Ansehen und Eigenthum, und als Thätigkeitstrieb.

1.)

Von der Ehrbegierde und Hochachtung.

Den Menschen die unter andern leben, kann es nicht gleichgültig seyn, was für einen Werth sie in den Augen anderer haben, was für eine Meinung andere von ihnen hegen; sie wünschen und suchen günstige, und verabscheuen ungünstige Urtheile und deren Zeichen; sie wünschen, und suchen also Ehre, und fürchten Schande, d. i. sie haben Ehrbegierde. Die Meinung anderer von einem Menschen hat großen Einfluß auf dessen Schicksale, und bestimmt seine Vor-

stellung von seinem eigenen Werthe. Die gute Meinung anderer verschaft ihm ihr Wohlwollen, ihr Vertrauen und deren Wirkungen, der Mangel oder das Gegentheil derselben erschwert oder raubt ihm alles dieses. Sieht sich Jemand geehrt, so wird er auf seinen Werth, auf seine gute Eigenschaften aufmerksam, oder in seiner Meinung darüber bestättiget; woraus seine Zufriedenheit, und ein höherer Schwung zum beyfallbringenden Verhalten entsteht. Daraus erhellet, warum, und wie die Ehre als eine Mittriebfeder bey der Erziehung und Regierung gebraucht werden könne.

Wahre Ehre setzt den Besitz ehrwürdiger Beschaffenheiten, und die richtige Beurtheilung des Menschenwerths voraus. Darum haben nur gute und nützliche Menschen Anspruch auf wahre Ehre; und nur der Ausschuß der Kenner der verschiedenen Arten des menschlichen Werths in geselligen Verhältnissen können wahrhaft ehren, indessen der gedankenlose, eigennützige Haufe nur angaffen und klatschen kann; jenen sucht der Ehrliebende, diesen der Eitle und Ruhmsichtige zu gefallen. Der Mann von Ehre sucht durch wahre Ehrwürdigkeit den innern Beyfall der Rechtschaffenen; der Eitle, der Ehrsüchtige sucht durch die bloße Miene der Wichtigkeit die bloßen äussern, geräuschvollen Ehrenbezeigungen ohne Hochachtung der Lobredner. Talente, körperliche und geistige Geschicklichkeiten, äussere Vorzüge sind unstreitig Gegenstände der Aufmerk-

merksamkeit, und wenn sie ausserordentlich sind auch Gegenstände der Bewunderung und Liebe, wenn sie nicht mißbraucht werden: aber für sich sind sie noch keine Gegenstände der Hochachtung; dieses werden sie erst, wenn sie der moralischen Güte ihres Subjektes untergeordnet werden, und deren Zwecke befördern. Ehrfurcht, Ehrerbiethung und Ergebenheit sind Aeusserungsarten der Hochachtung.

2.)

Von dem Trieb nach Macht und Eigenthum.

Unzählige Bemühungen und Unternehmungen der Menschen von jedem Alter und Stand, und von jedem Grade der Kultur beweisen, daß sie sich bestreben irgend eine Art Superiorität und Macht über Andere zu erhalten und auszuüben; sie wünschen und suchen, daß Andere in irgend einer Art nach ihnen, nach ihren Meinungen und Neigungen sich richten; sie wollen in irgend einer Art über den Verstand, den Willen, und die Kräfte Anderer herrschen, indessen sie vielmehr nach eigener Einsicht und Willkühr, zu verfahren bemüht sind. Die Macht und Herrschaft über Andere ist bald gesetzmäßig, bald bloße Anmassung; ihre Grundlage ist bald Liebe und Ueberzeugung, bald Furcht und Schwäche der Beherrschten gegen den Machthaber. Sie verschaft Ansehen, Nutzen, Freyheit;

darum ist ihr Besitz so erwünschlich, und der Gedanke an den Verlust derselben so fürchterlich, er erzeugt leicht Argwohn und Mißtrauen gegen alles, was der Herrschaft gefährlich scheint, und bestimmt, auf ihre Sicherstellung immer bedacht zu seyn.

Sobald die Menschen die Erfahrung gemacht haben, daß gewisse Dinge ausser ihnen ihr Daseyn auf verschiedene Weise angenehm machen können; sobald in ihnen der Gedanke von der Fortdauer ihrer Person, und ihrer Bedürfnisse lebhaft geworden: so entsteht nothwendig der Trieb nach Eigenthum d. i. nach dem ausschließlichen Besitze der von Menschen verschiedenen Dinge, die man Glücksgüter nennt. Kinder und rohe Menschen, die an die Zukunft und Wiederkehr der Bedürfnisse nicht denken, äussern wenig Begierde nach dem Eigenthum der Sachen; sobald sich der Reitz der Neuheit verlohren hat, sobald die augenblicklichen Bedürfnisse befriedigt worden, so werden ihnen die Sachen gleichgültig. Bey den Einwohnern solcher Länder, in welchen die wenigen Bedürfnisse leicht befriedigt werden, ist das Eigenthum sehr eingeschränkt; Menschen, die viele Bedürfnisse haben, für die Zukunft übertrieben besorgt sind, die die Schwierigkeiten des Erwerbens, und das Peinliche des Mangels aus der Erfahrung kennen, sind gewöhnlich sehr habsüchtig, und die letztern auch geitzig, in sofern sie Geld und Gut nicht als Mittel sondern als Zweck besitzen und suchen.

3.)

Von dem Thätigkeitstriebe.

So lange der Mensch lebt, und sich seiner bewußt ist, also wacht, fühlt er in sich den Trieb, bald diese bald jene seiner körperlichen und geistigen Kräfte, bald auf diese bald auf eine andere Art thätig seyn zu lassen. So ist es bey Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen, so bey rohen und kultivirten, bey armen und reichen Menschen; alle scheuen völlige Unthätigkeit. Wenn man sagt, daß Menschen Arbeit scheuen; so gilt dieses nur von gebothener, periodischer, und nicht gehörig abwechselender Arbeit, die aber durch frühe Angewöhnung leicht, ja unentbehrlich gemacht werden kann. Menschen, die keine angemessene Beschäftigung haben, verfallen auf Spiele, Thorheiten, auf fruchtlose und schädliche Unternehmungen; derohalben muß man dem Thätigkeitstriebe in der Jugend die rechte Richtung und Festigkeit geben, und ihn in der Folge durch angemessene und abwechselnde Beschäftigungsarten nähren. Es giebt verschiedene Ursachen, warum den Menschen auch die angemessensten, mäßigsten und gehörig abwechselenden Beschäftigungen unangenehm sind: Dergleichen sind Ungewohnheit, Schwäche des Körpers, Beschaffenheit und Ueberfluß der Nahrungsmittel, zu große Liebe nach Abwechselung, Stolz. Die daraus ent-

stehende Abneigung von Beschäftigungen heißt Trägheit; damit diese nicht entstehe, kann nur durch Bedürfnisse, Erziehung und Hofnung der Vortheile verhütet werden. Dadurch gewöhnen sich die Menschen, die Zeit gehörig abzutheilen, die zukommenden Geschäfte genau zu verrichten, und dann erst sich der Musse und der Freyheit zu überlassen.

Die Arbeitscheue, und die Liebe zur Ruhe unter Menschen sind keine Instanzen gegen die Allgemeinheit des Thätigkeitstriebes. Die Kräfte des Menschen sind eingeschränkt, und viele; darum ist für die länger gebrauchten Kräfte Erholung, und für die ungebrauchten Anwendung, und folglich relative Ruhe und Abwechselung der Kraftäusserung nothwendig. Auch haben nicht alle Menschen zu einerley Beschäftigung Anlage, nicht alle haben einerley Bedürfnisse, Lage, Einsicht des Werths gewisser Beschäftigungen, nicht alle werden in ihren Bildungsjahren gleich angeleitet und geübt; über dieß beweisen auch jene zwey Phänomene, daß nicht alle Menschen einen gleich starken Thätigkeitstrieb haben. Einige Menschen lieben angestrengte, anhaltende, ausgebreitete Thätigkeit, man nennt sie vorzugsweise thätige Menschen; andere lieben nur sehr mäßige, kurze, einförmige Arbeiten, diese sind schwache und träge Seelen. Dieser Unterschied ist aber mehr zufällig, als natürlich, rührt mehr von mangelhaften Anstalten, als natürlichen Einrichtungen her, und ist leicht zu erklären. Wo die

Kräf-

Kräfte von Natur sehr groß sind, und durch frühe und zweckmäßige Behandlung und Uebung gestärkt worden sind, wo Uebung und Ueberzeugung die zweckmäßigen Beschäftigungen zum Bedürfniß gemacht hat, dort ist der Thätigkeitstrieb stark. Darum ist Körperschwäche und Dummheit gewöhnlich mit Trägheit verbunden; und Anleitung, Erziehung, Beyspiel kann bald sehr thätige, bald sehr träge, und nur zum Schein und zur Schau thätige Subjekte herstellen. Wo viele und starke Bedürfnisse da sind, und nur Thätigkeit ein Mittel ist sie zu befriedigen, dort ist der Thätigkeitstrieb stark; wo hingegen wenig Bedürfnisse, oder Mittel da sind, sie ohne gemeinnützige Thätigkeit zu befriedigen, dort herrscht der Hang zur Trägheit. Darum ist unter Wilden, und in unvollkommen verfaßten Staaten so viel Faulenzerey.

II.

Von der Theilnehmung.

Vermöge der Selbstliebe ist niemand sich selbst ein gleichgültiger Gegenstand seines Verhaltens. Aber es sollen dem Menschen auch seine Naturverwandte keine gleichgültige Gegenstände seines Verhaltens seyn; dieses ist der Zweck einer andern Eigenschaft des menschlichen Gemüths, welche Theilnehmung, Sym-

pa-

pathie heißt, deren Natur, Familie und Früchte nun der Thelematolog zu erforschen hat.

I.)

Natur der Sympathie.

Der Mensch ist von Natur so eingerichtet; daß er bey der Vorstellung gewisser fremder Zustände auf eine ähnliche Weise afficirt, in ähnliche Empfindungszustände versetzt wird: daß er, wenn er Andere unglücklich oder glücklich seyn sieht oder auch nur denkt, dieses schnell auf sich bezieht, und sich also darüber betrübet (mitleidet) oder freuet, (mitfreut); diese Eigenschaft des menschlichen Gemüths heißt Theilnehmung, Sympathie. Zwar hauptsächlich Gemüthszustände, jedoch nicht alle, aber auch Geistes- und Leibeszustände der Menschen, und auch die Zustände anderer Wesen gehen vermittels der Vorstellung auf die Zuschauer hinüber. Ursprünglich werden sympathetische Gefühle und Bewegungen durch den Gesichts- oder Gehörs-Sinn aufgenohmen, dann aber auch durch die Phantasie, und durch das Nachdenken erzeugt. Darum richtet sich ihre Stärke nach der Beschaffenheit des Empfindungsvermögens, der Einbildungskraft, des Ueberlegungsvermögens, und der Verwandtschaft des Mitleidenden mit den Leidenden.

Naturverwandtschaft mit andern Menschen und Wesen ist der Hauptgrund, warum wir uns in Ansehung

hung ihrer Empfindungszustände mit ihnen verähnlichen. Auch sind die Mienen, Geberden, Töne der Leidenden und Frohen, welche die natürlichen Zeichen ihrer Zustände sind, gewöhnlich schon für sich unangenehm oder angenehm; und zu der Vorstellung fremder Leiden oder Freuden associren sich schnell dunkle Erinnerungen oder Erwartungen eigener Leiden und Freuden. Die Sympathie ist also eine allgemeine Eigenschaft des menschlichen Gemüths, deren Wirkungen aber doch durch verschiedene Ursachen geschwächt oder gar gehindert werden, nämlich durch Gewohnheit, durch Ueberlegung oder deren Unterlassung, oder durch die Lebhaftigkeit entgegengesetzter Zustände. Zu dieser letzten Ursach gehört die Antipathie, wodurch geschieht, daß Menschen, die sich in einander widerwärtigen Zuständen befinden, wegen des Contrastes einander unausstehlich werden. Das Mitgefühl bey dem Unglücke oder Glücke Anderer hielt man von jeher bey der menschlichen Natur für so wesentlich, daß man den merklichern Mangel des letztern Unempfindlichkeit, des erstern aber Unmenschlichkeit nannte.

Dadurch, daß vermittels der Sympathie das Anschauen oder Denken des fremden Glücks und Wohlstandes uns selbst vergnügt und selbst wohlthut, wird der Stoff menschlicher Freuden ungemein erweitert. Denn wäre jeder nur für sich selbst gemacht, bezögen sich seine Neigungen und Triebe nur auf ihn selbst: so würde ihm nur eigenes Privatglück Freude

machen. Durch die Sympathie nehmen wir auch an fremden Glücke Theil, wir genießen mit Andern, wir freuen uns mit ihnen. Zwar macht uns auch die Sympathie mit Andern leiden, und erweitert also das Feld unserer Leiden: allein der Schmerz des Mitleidens ist nicht so bitter, als derjenige, den eigene Unfälle verursachen; und er führt mancherley Vorstellungen mit sich, die ihn zum seeligen Gefühle machen, worunter diejenige die vorzüglichste ist, daß Mitleiden dem Leidenden seinen Schmerzen erleichtert.

II.)

Familie der Sympathie.

Die Eigenschaft des menschlichen Gemüths, wodurch es in die Gemeinschaft fremder Zustände und Schicksale gezogen wird, hat eigenthümliche und wichtige Triebe und Beschaffenheiten desselben zu ihren Zweigen; worunter die Synergie und der Nachahmungstrieb, die Liebe und das Wohlwollen, und die Socialität die wichtigsten sind; diese machen die Familie der Sympathie aus.

I.)

Von der Synergie und dem Nachahmungstriebe.

Das erste, was sich aus der Sympathie entwickelt, ist die Synergie, und der Nachahmungstrieb der Menschen d. i. ihre Stimmung und Bereitschaft allerley=

ley Andern nachzumachen, und durch das, was sie Andere thun sehen, oder gethan zu haben wissen, sich zu ähnlichen oder eigenen Unternehmungen zu bestimmen. Man sieht Knaben laufen, jauchzen, hüpfen, wenn sie Andere dieses thun sehen; man sieht die Zuschauer der Balancirer, Ringer, Fechter diesen ähnliche Bewegungen, Mienen, Geberden, Stellungen machen; man bemerkt, daß Andacht, Furcht, Muth, Enthusiasmus Einiger eine ganze Gemeinde ergreift. Auf dieser Eigenschaft beruht die Wirksamkeit der Beyspiele unter den Menschen, und die Möglichkeit so vieles, und so leicht durch bloße Nachahmung zu erlernen. Die Synergie, und der Nachahmungstrieb ist um so stärker, je lebhafter bey einem noch wenig entwickelten und gebildeten Verstande die Einbildungskraft ist, und je mehr Verwandtschaft ein Kopf mit demjenigen hat, dessen Werke er vor sich sieht. Daher die bekannte Ausrufung des Corregio, daher die wechselseitige Anregung und Belebung großer Köpfe und Charaktere.

2.)

Von der Liebe und dem Wohlwollen.

Aus der Sympathie entwickelt sich auch Liebe, Wohlwollen, Gütigkeit gegen Menschen überhaupt; vermöge der Naturverwandschaft, und der daraus entspringenden Verähnlichung ihrer Empfindungszustän-

stände gefallen die Menschen einander überhaupt, sie wünschen sich wechselweise Unverletztheit und Wohlfahrt, und sind bereit einander in Ansehung dieser Zustände Schutz und Hülfe zu leisten.

Obschon aber, wegen der schnellen Verähnlichung unserer Zustände mit den fremden, diese die unsrigen zu seyn scheinen, und wir also zu deren Aufhebung, oder Erhaltung gereitzt werden; so rührt darum unser Mitleiden und Wohlwollen nicht einzig daher, daß wir ähnliche Leiden entweder schon erfahren haben, oder besorgen. (non ignara mali miseris succurre-re disco) Ehe noch Menschen fremde Leiden und Gefahren auf sich zu beziehen gelernt haben, wünschen sie fremde Thränen zu trocknen, und denen, die sie in der Noth sehen beyzustehen; das Angstgeschrey eines Menschen, der sich in der Lebensgefahr befindet, macht auf jeden Anwesenden Eindruck, und bestimmt ihn, zu Hülfe zu eilen, ohne Hinsicht auf Vortheil oder Ehre; die Freude in dem Zuschauer eines glücklich gewordenen ist oft größer, als in diesem Letztern.

Der Mensch hat von Natur ein gutes, ein gütiges Herz, er ist für fremde Noth und Wohlfahrt für fremdes Elend und Glück empfindlich und seine Gütigkeit beruht nicht auf Schwäche. Andern helfen, ihnen nützen, und darum sich mehr Werth beylegen, lehret den Menschen seine Natur. Durch diese ist es demselben angenehm, Glückliche zu sehn; und noch angenehmer, Andere glücklich zu machen, und zu erhalten.

Es rührt also von zufälligen Ursachen her, wenn Menschen unempfindlich, wenn sie unmenschlich sind gegen Andere. Lange Vertrautheit mit eigenem und fremdem Elend macht das Gemüth hart; Erziehung kehrt es von seiner natürlichen Richtung ab, und lehrt es Andere wegen der Verschiedenheit der Abkunft, des Standes, der Religion u. dgl. vernachläßigen; Herrsch=und Habsucht unterdrückt oft alles Gefühl für fremdes Wohl und Elend.

3.)

Von Geselligkeitstriebe.

Die Naturverwandschaft der Menschen, vermöge welcher sie einander nicht gleichgültig sondern gewogen, nicht Misanthropen sondern Philanthropen sind, muß, besonders wenn einiges Gefühl, einige Erkenntniß ihrer persönlichen Schwäche und Unvermögenheit entsteht, sie bestimmen, sich zur Erreichung allerley Zwecke, und hauptsächlich zur Gründung der Sicherheit als der Hauptbedingung aller übrigen, zu verbinden. Wirklich befindet sich der Mensch schon beym Anfang seiner Existenz, also schon eher in der Gesellschaft, als er deren Gründe und Vortheile kennt. Vermöge seiner ursprünglichen Unvermögenheit der Sorgfalt und Leitung bedürftig, muß er von Erwachsenen genährt und bewahrt werden, weil ihn nicht wie das Thier der Instinkt leitet. Er muß von jenen

Spra=

Sprache, und mit dieser den Gebrauch der Vernunft vermittels des Beyspiels und der Unterweisung lernen. Der Mensch ist also vermöge seiner Natur der Gesellschaft fähig, bedürftig und begierig; er ist von Natur nicht Nomade, Misanthrop, sondern Gesellschafter, Philanthrop.

Es ist also nicht Schilderung und Geschichte der allgemeinen Natur, sondern der partikulären Ausartung der Menschen; wenn man sagt, sie seyen unlenksame, mißtrauische, mißgünstige, rachgierige, grausame Wesen, welche niemand trauen, aus Selbstsucht niemand weichen und gehorchen wollen, wenn sie nicht Gewalt zu zittern zwingt; Wesen, welche im Zustande der Schwäche die Mächtigen beneiden, hassen, ihnen Unglück wünschen, und auf ihren Sturz lauern; im Besitze der Macht aber seyen sie Verächter, Unterdrücker der Schwachen, zwingen diese ihren Leidenschaften zu dienen; sie hassen ihre Unterdrücker, werden aber, wenn sie sich von der Unterdrückung frey gemacht haben, selbst noch größere Unterdrücker. Das menschliche Gemüth wird durch dieses Gemälde empört. Dieses ist ein Beweis, daß es weder vermöge seiner Einrichtung so seyn muß, noch auch nach Aussage der Geschichte überall so ist und war. Die Schwachen, Armen, Niedrigen und die Mächtigen, Reichen, und im Ansehen stehenden betrachten und behandeln sich nicht immer und überall wechselweise wie geheime Feinde, wie Unterdrückte

und

und Unterdrücker, wie Verachtete und Verächter. Es kann und soll, ungeachtet jener unvermeidlichen Unterschiede, wahre und thätige Achtung und Liebe unter den Menschen herrschen.

III.)

Hauptfrüchte der Sympathie und Geselligkeit.

Aus der Sympathie und Socialität der Menschen gehen ihre engeren Verbindungen, ihre häufige Gelegenheit zu Wohlthaten und Conversationen hervor. Alles dieses ist für menschliche Bestimmungen und Schicksale sehr wichtig, und es beziehen sich darauf sehr wichtige Gemüths-Beschaffenheiten.

1.)

Besondere Gesellschaften unter Menschen.

Die Menschen sind wegen der Verwandschaft ihrer Natur, und wegen der Gemeinschaft ihrer Wohnstätte der Erde, Glieder eines Geschlechts; und wegen ihren gemeinschaftlichen moralischen Gesetz, und dessen Urheber Glieder eines moralischen Reichs. Dieses muß für eine natürliche, also allgemeine Gesellschaft angesehen werden. Aber ihre Sympathie und ihr Geselligkeitstrieb bestimmt sie, engere Verbindungen und besondere Gesellschaften unter sich zu stiften.

a.)

a.)

Staat, Gemeingeist, Patriotismus.

Es giebt Güter, die kein Mensch allein, oder durch bloße zufällige Hülfe Anderer besitzen kann; weßwegen die mehrern Menschen sich verabreden müssen und sollen sich durch Vereinigung ihrer Kräfte zur Erreichung eines gewissen Zwecks zu verbinden. Solche Gesellschaften, in welchen auf den Vertrag, und dann auf den Zweck zu sehen ist, sind entweder gleiche oder ungleiche, und weiter entweder öffentliche (bürgerliche, Staaten) oder Privatgesellschaften. Im Staate besteht eine oberste Gewalt, der alles in demselben Unterthan ist; sie besteht in dem Rechte Gesetze zu geben, und deren Befolgung, wo sie nicht freywillig geleistet wird, zu erzwingen. Ihr nächster Zweck ist die Sicherheit, ohne welche kein Mensch an der Entwikelung seiner Anlagen arbeiten, und seine Triebe auf eine allgemein gültige Weise befriedigen könnte.

Das Sittengesetz befiehlt also einem jeden Menschen in einem Staate zu leben, und den, in welchen ihn die Vorsehung gesetzt hat, aus allen Kräften zu erhalten. Die Form und Verwaltung keines Staats kann ohne alle Unbequemlichkeiten seyn; derjenige ist in der That der beßte, in welchen vergleichungsweise die wenigsten sind. Aber von welchem Staate, von welcher Verwaltung gilt dieses? Gewiß derjenigen,

wo die meisten Glieder die wahren Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft kennen, die wenigsten sie vernachläßigen, und die Privatvortheile den Gemeinschaftlichen vorziehen, wo die Wohlhabendern und Mächtigen von den übrigen nicht beneidet, und diese von den erstern nicht verachtet werden, nicht der Habsucht, dem Ehrgeize, der Ueppigkeit durch Gewalt oder List zu dienen gezwungen sind. In einem solchen Staate kann es an wahrem Gemeingeist und Patriotismus nicht mangeln.

b.)

Freundschaft. Eheliche Gesellschaft.

Unter den Privat-Verbindungen und Gesellschaften von bleibender Art, sind Freundschaft und Ehe die hauptsächlichsten. Freundschaft ist der höchste Grad des wechselseitigen Wohlwollens und Vertrauens unter zwey und zwey Personen, welche aus der Uebereinstimmung ihrer moralischen Denkart hervorgeht, weßwegen sie nur unter Rechtschaffenen statt haben kann. Die Anhänglichkeit zweyer Menschen aneinander, die nicht auf jenem Grunde beruht, verliehrt sich mit ihrem wandelbaren Grunde, wenn sie auch anfänglich mit noch so viel Wärme verbunden war, und es folgt oft Haß und Verachtung auf sie. Obschon es aber besser ist keine, als falsche oder böse Freunde zu haben, so ist es doch nicht wahr, daß Freundschaft

Schwäche anzeige, oder ganz zufällig entstehe. Die Sympathie und Geselligkeit muß gute und sehr ähnliche Gemüther enger verbinden; wahre Freundschaft ist treu, fest, bereitwillig Wahrheit zu sagen, und zu hören, sie ist der Tugend und Klugheit zuträglich, nie nachtheilig.

Weil wegen des Geschlechtstriebes der ehelose Stand wenigen angemessen, die ausserehelliche und regellose Befriedigung des Geschlechtstriebes aber den heiligen Zwecken dieses Triebes entgegen ist, und den Menschen unter das Vieh herabwürdigt: so vermittelt es die Sympathie, daß zwey Personen verschiedenen Geschlechts sich unauflöslich verbinden, wobey die Befriedigung des Geschlechtstriebes, und die Erreichung der zwey Zwecke dieses Triebes, nämlich die Erzeugung und Erziehung der Kinder, und alle mögliche wechselseitige Hülfleistung die bestimmtern Absichten seyn sollen. Der Ehestand muß in seiner Entstehung und Fortdauer den Grund und Eigenschaft einer wahren Freundschaft haben; alle andere Ursachen und Beschaffenheiten können wohl Körper, aber nicht Gemüther und Charaktere vereinigen. Jedoch weil nicht blos Weisheit, sondern auch Glück das menschliche Leben regieret; so kann es geschehen, daß bey der vernünftigsten Aussicht doch der Ausgang der Hofnung nicht entspricht. Darum kann die Wahl doch nicht unweise genannt werden.

2.)

Häufigere und leichtere Gelegenheiten zu Wohlthaten und Conversationen.

Kraft der Sympathie und der Geselligkeit geschieht es ursprünglich, daß wir Hülfsbedürftigen, ohne Hinsicht auf Wiedervergeltung, Gutes zu thun, ihnen zu dienen d. i. Wohlthaten zu erweisen bereit sind. Bey Wohlthaten muß auf das Gemüth des Wohlthäters, und auf die Folgen für den Wohlthaternehmer gesehen werden. Es muß das, was Andern geleistet wird, diesen nützlich seyn, und von uneigennütziger Liebe herrühren, wenn es Wohlthat seyn soll; Wohlthaten, welche vorübergehend, ja nur augenblicklich nützen, sind weniger werth, als diejenigen welche bleibende Folgen haben. Nichts ist natürlicher als Liebe gegen Wohlthäter und Dankbarkeit, wenn man nämlich in seinem Leben der Wohlthaten ingedenk, und gegen den Wohlthäter gefällig und dienstfertig zu seyn bereit ist; dieses ist geschickt die Zahl der Wohlthäter und der Wohlthaten zu vermehren. Aber wer wie ein Gläubiger, wie ein Wucherer, oder um Aufsehen zu machen, um Andern Wehe zu thun, Andern nützt, ist kein Wohlthäter. Hülfsbedürftige und Wohlthäter sind also Hauptgegenstände der Sympathie.

Auf der Sympathie und Geselligkeit beruhen auch die Conversationen unter den Menschen, und deren Umgangsneigung; wodurch wichtige Gemüthsbeschaffenheiten, die bey dem Decorum zum Grunde liegen, veranlaßt werden. Conversationen müssen aber nur wie Würze des Lebens angesehen und genossen werden, wenn sie wahren Werth haben sollen. Wir sehen Menschen vielfältig sich versammeln, konversiren, um über angenehme und wissenwürdige Dinge Gespräche zu halten. Der Nutze davon ist vielfältig; derjenige der lange den Beschäftigungen, und Arbeiten oblag, findet in den Conversationen allerley Erholung; der Sorgenvolle und der Traurige finden darin Zerstreuung, einstweilige Vergessenheit der Sorgen, des Unglücks; der Geist der Wißbegierigen findet darin neue Spannung und Nahrung. Diese sollen die Haupt-Absichten, und Früchte menschlicher Conversationen seyn.

III.

Von dem Grundtriebe des menschlichen Gemüths.

I.)

Selbstliebe und Sympathie mit ihren Familien setzen im menschlichen Gemüthe eine gemeinschaftliche Quelle voraus.

Selbstliebe und Sympathie erscheinen vermöge ihrer bisher erörterten Natur weder so heterogen und ge-

getrennt, noch auch so homogen und verbunden, daß wir sie einander entweder blos beygeordnet, oder eine der andern untergeordnet, und für den Abkömmling der andern ansehen müßten; vielmehr scheinen beyde mit ihren Aesten und Zweigen in einem solchen Verhältnisse zu stehen, daß wir sie für Abkömmlinge einer und derselben Grundbeschaffenheit des Gemüths, für zwey Stämme aus einer und derselben Wurzel im menschlichen Gemüthe ansehen müssen. Wäre dieses Letztere, so wäre der Zusammenhang unter den vielen Trieben und Tendenzen des menschlichen Gemüths ausser Zweifel, und bewunderungswürdig. Aber die Meinungen der Thelematologen weichen hier sehr von einander ab.

II.)

Thelematologische Hypothesen über den Urtrieb des menschlichen Gemüths.

Die meisten Erforscher und Erklärer der Oekonomie des menschlichen Gemüths sehen eine einige Gemüthsbeschaffenheit, einen einigen Trieb für die unmittelbare oder mittelbare Quelle aller übrigen; und nur wenige, und hauptsächlich engländische Thelematologen sind es, die zwey oder mehrere derselben nur als einander beygeordnet ansehen. Aber bey der Bestimmung der Grundquelle aller Neigungen und Triebe im menschlichen Gemüthe, bey der Bestimmung sei-

nes Urtriebes, seiner Grundtendenz, weichen ihre Meinungen sehr von einander ab. Man kann diese Meinungen, als Grund ihrer Erklärungen und Lehrbegriffe, Hypothesen oder Systeme nennen. Drey Klassen der Thelematologen müssen hier unterschieden werden.

Nach Einigen löst sich im menschlichen Gemüthe alles in Sinnenlust auf, sie behaupten mit Epikur und Helvetius, daß von Menschen alles Uebrige, als Eigenthum, Ehre, Macht, Freundschaft, Wissenschaft, Tugend, der Wollust wegen begehrt und gesucht werde; weßwegen sie den Trieb nach Wollust für den Stammtrieb ansehen. Diese Behauptung ist empörend; die menschliche Glückseligkeit müßte nach dieser im Ueberfluße der sinnlichen Vergnügungen und ihrer Mittel bestehen, welches kein Rechtschaffener behaupten kann; und wenn es bey Menschen eben so wie bey Thieren blos darauf abgesehen wäre, daß sie sich im körperlichen Wohlstande befänden, so würde sie Instinkt sicherer als Vernunft leiten.

Andere Thelematologen sehen den Trieb nach ungehinderter Thätigkeit, nach unaufhaltbarer Erweiterung des Erkenntnißvermögens für die Quelle aller menschlichen Triebe und Bemühungen an. Diese sehen also die ungehinderte Aeusserung seiner Kräfte, oder die extensive und intensive Zunahme seiner Erkenntnisse für letzten Grund aller Lust, und alles Begehrens an. Allein sie haben die Erfahrung wider sich, welche lehret, daß die gröbern sinnli-

chen

chen Vergnügungen ordentlich keinen Antheil haben an der Verbesserung unserer Erkenntnisse, und jeder Versuch die ganze Geschichte und Oekonomie des menschlichen Gemüths aus dem Thätigkeits- oder Erkenntnißtriebe befriedigend zu erklären, muß mißlingen.

Die bey weiten meisten und angesehensten Thelematologen sehen das Selbstgefühl und die Selbstliebe, und folglich den Trieb nach Glückseligkeit für die Grundursache alles Gefallenden, und für die Grundquelle aller Neigungen und Triebe, und diese für bestimmtere Modifikationen und Direktionen der Selbstliebe an. Obschon aber die erste Sorge eines jeden Menschen dahin geht, daß er sich in Ansehung seines Körpers, Geistes und Gemüths wohlbefinde und vollkommen sey; so kann doch nicht behauptet werden, daß ihm blos oder hauptsächlich darum fremde Vollkommenheit und Wohlfahrt, und Unvollkommenheit und Elend rühre, jene Freude, und diese Schmerzen verursache.

III.)

Der Trieb nach Vollkommenheit ist die Grundquelle aller Neigungen und Triebe.

Vermöge der Selbstliebe betrachtet sich der Mensch als Zweck, und sorgt für sich als Person, d. i. er

sucht

sucht seine Vollkommenheit und Wohlfahrt; weßwegen er Andere vielfältig als Mittel auf sich bezieht. Eine ganz andere Bewandniß hat es mit der Sympathie; vermöge dieser sieht er Andere nicht als bloße Mittel seiner Wohlfarth an, sondern betrachtet und behandelt sie als Zwecke; weßwegen er sich auch als Mittel in Ansehung Anderer ansieht. Selbstliebe und Sympathie können also nicht als einander blos beygeordnet angesehen werden; der Mensch, als Person und als Glied, sorgt nothwendig für sich und andere, mit welchen er als Naturverwandter, und als Glied derselben Gesellschaft verbunden ist; d. i. er begehrt und sucht seine und anderer Vollkommenheit und Wohlfarth, und deren Wachsthum, und verabscheuet das Gegentheil. Das menschliche Gemüth wünscht und sucht die Vollkommenheit seines Subjekts und anderer an und für sich, und alles andere nur in Beziehung auf jene, und folglich als Ursache, Mittel, oder Theil derselben. Aber keine davon kann mit der Vernachläßigung der andern bestehen. Vollkommenheit ist also Grundzweck des Gemüths, und folglich der Trieb nach Vollkommenheit der Grundtrieb desselben. Und wirklich ist Vollkommenheit die gemeinschaftliche Beschaffenheit aller Willensgegenstände. Das Angenehme, Schöne, Nützliche, Wahre, Gute, Löbliche sind Vollkommenheiten, aber wahre Vollkommenheiten sind sie nur in ihrer natürlichen Unterordnung und

Bey-

Beyordnung. Das menschliche Gemüth geht also im Grunde auf Vollkommenheit, alle andere Triebe sind nur bestimmtere Modifikationen und Direktionen des Triebes nach der Vollkommenheit im Ganzen.

Dritter Abschnitt.

Von den Leidenschaften und auf diese sich beziehenden Beschaffenheiten des Gemüths.

Vorbericht.

Menschen verkehren oft in ihren Neigungen und Trieben die Ordnung der Güter; sie streben vielfältig nach einer Art Güter mit Hindansetzung oder gar Abbruch der übrigen. Daraus entstehen Leidenschaften und andere Fehler des Gemüths, die reichhaltige Quellen des Uebels in und unter den Menschen sind. Derohalben folgt auf die Geschichte und Theorie aller Neigungen und Triebe, d. i. auf die Aufsuchung ihres Ursprungs und ihrer Genealogie natürlich die Lehre von den Leidenschaften, worin die Natur und die Arten derselben erklärt werden.

I.

Von der Natur der Leidenschaften überhaupt.

I.)

Begriff der Leidenschaften.

Die sinnlichen Begierden und Verabscheuungen, werden bey den Menschen oft zu Gewohnheiten, und so fort zu Regeln ihres Strebens und Verhaltens. Man nennt sie sinnliche Neigungen und Abneigungen; man sagt, daß diese herrschen und Leidenschaften sind, wenn sie die Vernunft hindern ein Gut oder Uebel bey der Wahl, oder Abhaltung desselben mit der Summe aller anderer Güter und Uebel zu vergleichen, und sie vielmehr zwingen ihnen zu dienen, und Vorschub zu thun.

Man benennt die Leidenschaften insgemein mit dem Nahmen Sucht, z. B. Nachsucht, Ehrsucht, Herrschsucht. Die Vernunft, wenn sie nicht schon im Dienste der Leidenschaften steht, geht auch im Sinnlichpraktischen vom Allgemeinen zu Besondern, nach dem Grundsatze: nicht einer Neigung zu Gefallen, nicht eines Guts wegen alle übrige zu vernachläßigen; sondern darauf zu sehen, daß jede und jedes mit der Summe aller übrigen bestehen könne. Wo Leidenschaft herrschet, dort wird einer Neigung,

ei=

einem Gute alles übrige untergeordnet oder aufgeopfert.

II.)

Gegeneinanderhaltung der Affekten und Leidenschaften.

Leidenschaften sind herrschende sinnliche Neigungen, und Affekten sind herrschende Gemüthsbewegungen. Diese setzen ihre Subjekte ausser Fassung, machen sie blind, unüberlegt, und übereilt im Urtheilen, und Handeln; jene aber machen sie zu Sklaven, und zu ihren Gunsten zu Sophisten.

Der Affekt ist stürmisch, geht gewöhnlich geschwind vorüber z. B. der Zorn, schließt die Ueberlegung aus; die Leidenschaft gräbt sich immer tiefer ein z. B. Haß, Habsucht kann kalt seyn, und mit dem ruhigsten Nachdenken bestehen. Der Affekt ist dem Rausche ähnlich, den der Schlaf wegnimmt, die Leidenschaft der Verrückung, die immer mehr über Hand nimmt.

Der Affekt thut augenblicklichen Abbruch der Herrschaft über sich selbst, Leidenschaft findet Lust an Sklavensinn. Weil indessen die Vernunft von ihren Aufrufe zur innern Freyheit nicht nachläßt, so seufzt zwar der Unglückliche oft in den Ketten der Leidenschaft, folgt aber doch immer derselben wie ein furchtsamer Schwacher einem mächtigen Gebiether.

III.)

Schädlichkeit und Schändlichkeit der Leidenschaften.

Die Leidenschaften verkehren die natürliche Ordnung der Güter, sie hindern oder bestechen die Vernunft in ihrer Aeußerung, sie sind also Thorheit, sie sind Laster, weil ihre Subjekte einen Hang zum Pflichtwidrigen haben, eine Art von diesem sich zur Maxime machen. Jedoch haben sie nicht nur Schutzredner, sondern auch Lobredner. Man sagt, daß Menschen, von Affekten und Leidenschaften angetrieben, große Dinge in der Welt unternohmen und ausgeführt haben, daß Vernunft und Einsichten nur wie die Maguetnadel, die Affekten und Leidenschaften aber wie Winde in dem menschlichen Leben sind.

Allein weil Menschen, die den Leidenschaften unterworfen z. B. leidenschaftlich = ehrbegierig oder wohlthätig sind, nur eines thun und sehen, indessen sie das Uebrige vernachläßigen, für das Uebrige blind sind, ungeachtet es auch zu ihrer Bestimmung und Pflicht gehört, so sind doch alle Leidenschaften pragmatisch verderblich, und moralisch verwerflich. Die Absichten und Unternehmungen der leidenschaftlichen Mächtigen sind oft von Andern mit moralischen Phlegma ausgeführt worden.

II.

Von den Gattungen und Arten der Leidenschaften.

Vorbericht.

Die sinnlichen Neigungen und Triebe, in deren Ueberhandnehmen oder Unmäßigkeit die Leidenschaften bestehen, gehören entweder zu dem animalischen oder socialischen Zustand des Menschen; darum werden die Leidenschaften am richtigsten eingetheilt in Leidenschaften der Natur, und Leidenschaften der Kultur. Die erstern sind gewöhnlich heftig, die letztern gelassen; weßwegen jene erhitzt, die letztern kalt heissen. (pasiones ardentes, & frigidæ) Sonst bezog man alle Leidenschaften auf Wollust, Habsucht und Ehrsucht, wobey aber wichtige Arten von Leidenschaften wegblieben.

I.)

Leidenschaften der Natur.

1.)

Rachsucht, Groll.

Bevorstehende Läsionen erregen Furcht oder Muth. Furcht die Gefährtin der Schwäche sucht Rettung durch Flucht, oder durch Bitte um Hülfe und Schonung; Muth der Gefährte des Kraftgefühls

fühls sucht entweder der Läsion zuvorzukommen, oder sich gegen sie in Vertheidigungsstand zu setzen, oder sich der Zufügung derselben gewalsam zu widersetzen. Erlittenes Unrecht erfüllt den, der es erlitten hat mit Haß, und reitzt ihn zur Vergeltung, zur Rache, d. i. dem Wehe zu thun, der beleidiget, oder sich darüber gefreut hat. Ist bey der Rache keine andere Absicht, als den Feind, den Liebhaber des Unrechts durch Schmerzgefühle zur Anerkennung, und künftiger Verabscheuung und Unterlassung des Unrechts zu bestimmen; so ist dieses, wenn auch alle Uebertreibung vermieden wird, nur Rach = nur Vergeltungs = und Straf= Trieb, und ganz natürlich und recht.

Es ist aber Rachsucht, es ist schändlich und schädlich, wenn man demjenigen, der Unrecht gethan hat, nachdem der Schaden bereits ganz aufgehoben worden, oder schlechterdings nicht ersetzt werden kann, aber auch nicht weiter zu besorgen ist, dennoch zu schaden sucht oder wünscht, blos um sich über das Leiden und den Schaden des Beleidigers zu freuen. Diese Leidenschaft ist sehr heftig, und wurzelt sich sehr tief ein, denn wenn sie schon erloschen zu seyn scheint, weil der Andere feindselig zu seyn aufgehört hat, und Genugthuung erfolgt ist, ist sie oft noch als Groll vorhanden. Beleidigungen nicht vergessen können, auf Rache bedacht seyn, oder sie nur aus Verachtung des unmächtigen Beleidigers unterlassen, ist ein Beweis moralischer Schwäche, und ein sehr peinlicher Zustand;

stand; solche Menschen werden auch von Andern gefürchtet und gehaßt.

Es ist aber sehr beseligend und rühmlich, und ein Beweis einer großen Seele, und von viel moralischer Stärke, wenn man verzeiht, wenn man, indem man sich wohl rächen könnte, sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache verläßt, und nicht nur die Rache unterläßt, sondern vielmehr wohlthut. Es ist nicht immer Feindseligkeit und Schadenfreude, wenn man bey fremden Leiden, bey fremden Unglück Freude äußert; es kann dieses entweder aus bloßer Gedankenlosigkeit und Unerfahrenheit, oder aus Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit fremder Leiden, oder wegen dargebothener Gelegenheit wohlzuthun, oder endlich wegen der Reflexion geschehen, daß man von solchen Leiden und Unfällen frey und sicher ist. Svave mari magno turbantibus æquora ventis &c.

2.)

Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, Unzucht.

Der Zweck der Natur bey dem Erhaltungstriebe, bey der Liebe zum Leben ist die Erhaltung der menschlichen Individuen; bey dem Geschlechtstriebe aber, und bey der Neigung und Liebe der Personen des einen Geschlechts zu den Personen des andern, ist der Zweck die Erhaltung der menschlichen Art (conservatio speciei.) Der natürliche Gebrauch dieses Trie-

bes geht auf die Erhaltung, der unnatürliche auf die Vertilgung des Daseyns der Menschen-Art, welche auch gewiß erfolgen würde, wenn derselbe allgemeine Maxime würde. Dieser Trieb, wenn er nicht unnatürlich gereitzt wird, äußert sich sehr spät, wo Körper, Geist, und Gemüth hinlängliche Festigkeit und Bildung erhalten haben (sera venus), und so muß es wieder werden, wenn robuste Naturen und Seelen häufiger werden sollen. Es giebt keine zuläßige, und unschädliche Aeußerung dieses Triebes vor und auser einer maturen Ehe.

Die schändlichsten Ausbrüche der Sinnlichkeit zeigen sich in den unzähligen Arten des Mißbrauchs desjenigen Triebes und Orgams, dessen heilige, göttliche Bestimmung die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes durch Familien und Staaten ist. Durch einen solchen nahmentlichen und nahmenlosen Mißbrauch wird die Würde eines moralischen Wesens, in eigener und des Mitschuldigen Person, am auffallendsten verletzt. Durch Natureinrichtungen folgen auf denselben die empfindlichsten Wirkungen, die kein Mitleiden erregen. Der Körper wird dadurch geschwächt, und verhindert zu seiner vollkommenen Stärke zu gelangen, damit er seinen Bestimmungen am beßten; und längsten entsprechen könne, er wird unzähligen krankhaften Zuständen unterworfen, seine Gestalt wird unansehnlich und eckelhaft; der Geist und das Gemüth werden geschwächt, zerrüttet; der äussere Zustand leidet, man

wird um Ehre, und guten Nahmen gebracht, der Vermögenszustand wird verschlimmert, der Familienfrieden zerstöhrt, das Wohl der Staaten vielfältig gefährdet und geschmälert.

3.)

Zügellosigkeit des Freyheitstriebes.

Frey seyn, d. i. unabhängig von fremder zwingender Willkühr seine Kräfte nach eigener Einsicht, und Willkühr gebrauchen können und dürfen, ist sehr angenehm. Wie gern befolgen die Kleinen die Befehle ihrer Obern, wenn diese ihnen herablassend und liebreich die Gründe, warum etwas geschehen soll, sagen, mit welcher Sehnsucht sehen sie ihrer Mündigkeit entgegen; und die Erwachsenen, die an Subordination und Gehorsam gewohnt sind, wie sehr verabscheuen sie die stolzen, die gebietherischen unter ihren Vorgesetzten. Wir haben also einen Freyheitstrieb. Allein bestimmt die Natur die Menschen völlige Unabhängigkeit von fremder Willkühr zu wünschen, und alle Unterwürfigkeit zu verabscheuen?

Die Vernunft wenn sie die Gründe und Folgen der Unabhängigkeit und Unterthänigkeit überschlägt, sieht ein, daß absolute Freyheit, d. i. durchgängige Unabhängigkeit von aller Obergewalt, von allem direkten und indirekten Zwange, nicht nothwendig ist, damit der Mensch der Würde, und Wohl-

fahrt eines moralischen Wesens theilhaft sey. Welches europäischen Staates Unterthan würde seinen Zustand mit dem anarchischen Zustande, wie er sich historisch bewiesen hat, oder mit dem Zustande der Caraiben vertauschen. Wer neben Andern, oder in Gesellschaft Anderer lebt, muß alles unterlassen, was Andern mißfällt, was ihnen schadet; er muß also den Gebrauch seiner Freyheit auf die Bedingung der Allgemeingültigkeit desselben einschränken.

Wenn man die Geschichte und Erfahrung uneingenohmen zu Rathe zieht, so war Freyheit, deren Vertheidigung oft die blutigsten und grausamsten Scenen veranlaßte, gewöhnlich nur verkappter Eigennutz, und geheime Herrsch- und Rachsucht, und oft nur ein Gut, welches in der Einbildung größer als in seinen Früchten war. Man ist frey, wenn man zu denken, zu wollen und zu thun vermag, was man nach den Gesetzen der Vernunft, die alles im Zusammenhange erwäget, denken kann, und wollen und thun soll.

II.)

Leidenschaften der Kultur.

1.)

Hang zum Wohlleben, Schwelgerey, Luxus.

Der Hang zum Wohlleben, die Schwelgerey,

wo man mit den Freuden des Essens und Trinkens Lust und Pracht treibt, hat die traurigsten physischen, moralischen und politischen Folgen, nämlich Folgen auf die Gesundheit, auf die guten Sitten und auf die bürgerliche Ordnung. Sie artet nach der Verschiedenheit der Subjekte und Stände entweder in wilde Gefräßigkeit und Versoffenheit, oder in sklavische Schmarozerey, oder in unsinnige verschwenderische Ueppigkeit aus, welche die Tafeln, die Gastmale ohne Hinsicht auf den Wohlgeschmack blos nach der Größe des Aufwands und der Kostbarkeit der Gerichte schätzt.

Dessen ungeachtet kann das Wohlleben, welches auf das Essen und Trinken geht, insofern man dabey die Lust des Wohlgeschmacks, der Sättigung und der nachbleibenden Behaglichkeit sich zum Zwecke macht unter Menschen weder befremden, noch überhaupt unrecht und ein Verderbniß scheinen. Denn die Erhaltung und Munterkeit des Lebens ist an den Genuß der Nahrung gebunden, die geselligen Freuden unter Menschen werden durch jene des Tisches sehr belebt, und das Wohlleben kann mit der strengsten Gerechtigkeit und mit dem mäßigsten Genuße verbunden seyn, und durch die Freuden der Freundschaft und der Conversation veredelt werden.

2.)

Herrschsucht, Ehrsucht, Hochmuth.

Herrschsüchtig ist nicht nur derjenige, der, ohne Befehlshaber zu seyn, bloß darum, weil er mehr oder stärker ist als Andere, oder von ihnen beherrscht zu werden fürchtet, bestimmt wird durch allerley Mittel es dahin zu bringen, damit sie thun oder leiden, was er will: sondern auch derjenige, der das Recht hat Einiges Andern zu befehlen, aber diese Befehle mit stolzer gebietherischer Stimme, und mit drohender, hochmüthiger Miene verkündigt; er erweckt Haß, Abneigung bey den Schwachen und Furchtsamen, und ausser diesem Widersetzlichkeit und Unfolgsamkeit bey den Starken und Muthigen; die Mittel, die er dagegen braucht machen das Uebel noch größer.

Kein Mensch soll mehr abhängig seyn, als nothwendige Zwecke (der Erziehung, der bürgerlichen Ordnung und dergleichen) fordern. Die Ueberzeugung, daß dieses sey, muß die Folgsamkeit ungemein befördern. Unter moralischen Wesen soll jedem Ehre widerfahren, der Ehre verdient (cui honorem, honorem), die Ehrwürdigkeit muß aber durch Denkart und Thaten bewiesen werden. Der Ehrsüchtige strebt nach Ehrenruf, ungeachtet dieser nicht von wirklicher und gefühlter Ehrwürdigkeit herrührt; der Hochmüthige verlangt, daß Andere sich in Vergleichung

chung mit ihm für nichts halten sollten; der Herrsch- und Ehrsüchtige, und der Hochmüthige wollen andere zu bloßen Werkzeugen ihres Egoismus machen, machen sich aber zum Instrumente der Schurken, nähmlich der Schmeichler und Heuchler, also zu Narren, und zum Abscheu aller Rechtschaffenen.

3.)

Habsucht.

Die wahren Bedürfnisse der Natur, die in der bürgerlichen Gesellschaft sich etwas erweitern, sind es nur, in Beziehung auf welche für sich und Andere die Glücksgüter, und die Mittel des Wohllebens einen Werth haben, und nach welchen ihr Erwerb, ihre Erhaltung, und ihr Genuß und Gebrauch bestimmt werden soll. Wegen des Hanges zum Wohlleben, zur Unthätigkeit, und zum verdienstlosen Ansehen, welches sie in bürgerlichen Leben geben, werden sie stärker gewünscht und gesucht, als jene Zwecke und die Vernunft fordern und erlauben; ihr Repräsentant ist das Geld, und darum ist nun dieses die Losung in der Welt. Wen Plutus begünstigt, dem öffnen sich alle Pforten, der hat das Mittel sich alle Genießungsarten zu verschaffen, die schlimsten Zwecke zu realisiren, wenigstens zu wagen.

Der

Der Thelematologie

zweyter Theil.

Charakteristik des menschlichen Gemüths.

Vorbericht.

Die Charakteristik des menschlichen Gemüths beschreibt, erklärt, erforscht dasjenige, was sich in dem Menschen auf seinen Charakter bezieht.

Die Menschen und Nationen, die im Grunde einerley Erkenntnißvermögen (einerley Geistesfähigkeiten und Vermögen) besitzen, unterscheiden sich doch noch sehr in Ansehung der Beschaffenheit desselben (in Ansehung der Geistesvorzüge und Schwächen) welches man den Unterschied der Köpfe (diversitas ingeniorum) nennt. Dieselbe Bewandtniß hat es bey ihnen in Ansehung des Gemüths oder Charakters; ungeachtet sie einerley Gefühls- und Begehrungsvermögen haben, so unterscheiden sie sich doch in Ansehung ihrer Neigungen und Triebe, und in Ansehung ihrer Handlungsmaximen und Gemüthsbeschaffenheiten, welches man den Unterschied der Gemüther und Charaktere (diversitas animorum) nennt.

In dem menschlichen Gemüthe ist Einiges mehr Werk der Natur, in und ausser dem Menschen, Einiges aber mehr Werk der Willkühr, in und ausser ihm.

ihm. Das Erstere, insofern es auf der ursprünglichen und individuellen Beschaffenheit und Aeusserungsart des Gefühls- und Begehrungsvermögens eines Subjekts beruht, macht sein Naturell und seine natürliche Sinnesart, seinen physischen Charakter, seine natürliche Gemüthsart; das Letztere aber, insofern es in seinen selbstgebildeten oder angenohmenen Handlungsmaximen besteht, macht seinen moralischen oder eigentlichen Charakter, seine Sitten aus.

Alles dieses läßt sich überhaupt beobachten, erklären und erforschen, und ist zur Behandlung, Beurtheilung, Regierung, Verbesserung der Gemüther, und also für viele unentbehrlich.

Erster Abschnitt.

Von dem, was sich in Menschen auf ihren physischen Charakter bezieht.

Vorbericht.

Die bis zur Verwunderung große Verschiedenheit der Gemüther ist Thatsache der Erfahrung. Darum müssen die allgemeinen Bestimmungsgründe, die Grundformen und die Ursachen davon aufgesucht werden.

I.

Allgemeine Bestimmungsgründe der Gemüthsart und des Charakters.

Naturell, Sinnesart und Denkart bestimmen unverkennbar die Beschaffenheit der menschlichen Gemüther und Charaktere überhaupt.

I.)

Das Naturell des Menschen.

Jedes menschliche Individuum hat ursprüngliche Anlagen, und ursprüngliche eigenthümliche Modifikationen, Aeusserungen derselben. Dieses macht sein Naturell überhaupt aus, und ist also der entfernte, obschon nicht ganz unabänderliche, Bestimmungsgrund der wirklichen Beschaffenheit seines Gemüths und Charakters. Die ursprünglichen Anlagen des Menschen sind Anlagen seiner Seele und seines Körpers. Daß die Anlagen des Körpers, als Standort und Organ der Seele, in jedem Menschen etwas verschieden sind, daß sie seine ursprüngliche Geistes- und Gemüthsanlagen modificiren, so wie sie selbst durch die Abstammung, das Klima und die Nahrung modificirt werden, ist ausser Zweifel: ob aber die Geistes- und Gemüthsanlagen ursprünglich in allen Menschen vollkommen einerley, oder etwas verschie-

den

den sind, ist streitig; würde aber, wenn es auch erweislich wäre, in der Gemüthsart und dem Charakter eines Menschen nichts begreiflich machen. Das Naturell, inwiefern es dem Körper angehört, ist bald der Sinnlichkeit, bald der Denkkraft, bald der praktischen Vernunft mehr günstig, bald aber allen diesen gleich günstig oder ungünstig.

II.)

Die Sinnesart des Menschen.

Nach der Beschaffenheit des Naturells erhält der Geist (Seele als Subjekt des Erkenntnißvermögens) durch die Einwirkungen auf ihn bestimmte Eindrücke und Richtungen, seine Fähigkeiten werden zuerst aufgeregt, dadurch aber seine Vermögen geweckt und entwickelt. Durch seine Fähigkeit (Sinne und Phantasie) nimmt er Anschauungen auf, und empfängt Gefühle und reihet sie; durch sein Vermögen (Verstand und Vernunft) bearbeitet und verarbeitet er sie zu Begriffen und Regeln, und verwandelt diese in Maximen, wornach er dann seine Urtheile und Entschliessungen bestimmt. So entspringt die Sinnesart eines Menschen, sie ist die Summe desjenigen in dem Geiste, was den Aeusserungen, Richtungen und Zuständen des Gemüths als Grund korrespondirt, also die Summe gewisser Empfindungen und Begriffe,

die, insofern sie habituell sind, Antriebe und Gesinnungen heissen. Die Sinnesart eines Menschen ist also mehr oder weniger geistig, mehr oder weniger aufgeklärt, und also abänderlich, nicht angebohren, sondern entstanden, nicht ganz angenohmen, sondern zum Theil durch das Naturell gegeben.

III.)

Die Denkart des Menschen.

Der Wille insofern er frey ist, ist nur durch Regeln bestimmlich, die darum praktische heissen; durch diese kann ein Subjekt seine Sinns = und Gemüthsart beherrschen und bessern. Die praktischen Regeln eines Menschen heissen seine Grundsätze im thelematologischen Sinne, und die Summe derselben macht seine Denkart aus. Wer die Grundsätze eines Menschen und die Wirksamkeit derselben, die sie an sich, oder in der Conkurrenz haben, kennt, der kennt seine Denkart. Die Denkart nimmt der Mensch selbst auf, sie schmiegt sich nach dessen Neigungen, weßwegen sie sich mit diesen mehr oder weniger abändert; sie kann mehr oder weniger aufgeklärt, mehr oder weniger moralisch seyn, und macht seinen eigentlichen Charakter aus. Ist das Naturell und die Sinnesart in einem Menschen fest, so kann in ihm neben jenen die später angenohmene entgegengesetzte Denkart bestehen; und daraus

ist

ist es begreiflich, wie bey einer unmoralischen Sinnesart eine richtige aber unwirksame moralische Denkart, und umgekehrt wie bey einer unmoralischen aber unwirksamen Denkart eine edle Sinnesart bestehen könne.

Resultat.

Den bloßen physischen Charakter eines Menschen bestimmt also sein Naturell, und seine Natürliche (blos durch sein Naturell bestimmte) Sinnesart. Das Naturell eines Menschen, die Naturanlage seines Gemüths, besteht in der angebohrnen Beschaffenheit seines Gefühlsvermögens, wodurch in ihm die Art und der Grad seiner Gefühle, d. i. wodurch bestimmt wird; was, und wie es ihm Lust, oder Unlust mache, und wie dadurch als durch Triebfedern sein Begehren und Verhalten bestimmt werde. In diesem letztern besteht die natürliche Sinnesart desselben.

II.

Grundformen des physischen Charakters unter Menschen.

Vorbericht.

Obschon die Mannigfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten bis zur Verwunderung groß ist, so ist

sie

sie doch nicht befremdlich und unbegreiflich, wenn man nur einigermassen die Verschiedenheit der Menschen in Ansehung ihrer körperlichen Konstitution, und ihrer Köpfe, dann die mehrern Ursachen dieser Verschiedenheit, und den Einfluß des Körpers und Kopfes auf die Beschaffenheit des Gemüths kennt. Indessen giebt es doch auch in dieser bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit menschlicher Gemüthsarten Einheiten und Grundformen, und es lassen sich alle hier vorkommende Unterschiede auf wenige Hauptarten bringen.

Vermöge des Naturells und der natürlichen, aber auch vermöge der angenohmenen d. i. durch Angewöhnung und deren Ursachen erzeugten Sinnesart giebt es unter Menschen:

I.)

Gutmüthige, störrische; gutherzige, eigennützige; weichherzige, unempfindliche Menschen.

Die Gutmüthigen sind nachgebend, ohne Groll; die Störrischen sind feindselig, dem Hasse ergeben. Die Gutherzigen sind bereitwillig das Pflichtmäßige, aber ohne Maßgebung der Grundsätze, zu üben; die Eigennützigen werden nur durch Vorstellung eigener Vortheile bestimmt. Der Weichherzige im Gegensatz des Hartherzigen, des Unempfindlichen wird leicht durch Vorstellung fremder Uebel gerührt.

II.)

II.)

Heitere, frohsinnige; verdrüßliche, trübsinnige; leichtsinnige, bedächtige Menschen.

In den heitern, frohsinnigen Menschen sind Zufriedenheit, Freude, Hoffnungen; in den verdrüßlichen, trübsinnigen sind Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit, Besorgnisse die gewöhnlichen Gemüthszustände. Der Leichtsinnige hält alles was er unterläßt, oder vornimmt für unbedeutend oder leicht, und verfährt dabey schnell; der Bedächtige ist gegen dieses Vorurtheil auf der Hut.

III.)

Liberale, sklavische; heftige, gelassene; thätige, träge Menschen.

Der Mensch von liberaler Gemüthsart wird durch die Vorstellungen der Ehre und Würde, durch Verheißungen; der von sklavischer Gemüthsart aber durch die Vorstellungen der Schande oder des Zwangs, durch Drohungen hauptsächlich bestimmt. Die Heftigen sind in der Freude ausgelassen, in der Traurigkeit hoffnungslos und verzweifelnd, ihr Lob ist Vergötterung, ihr Tadel Grimm; die Gelassenen bleiben auch bey starken Anläßen in der Fassung, ohne gleichgültig oder unthätig zu seyn.

Die

Die Trägen, im Gegensatz der Thätigen, haben Abneigung von aller Beschäftigung, die Arbeit heißt.

III.

Ursachen der Verschiedenheit menschlicher Gemüther.

Vorbericht.

Die Gemüthsart eines Menschen beruht oder besteht im Grunde in seiner Sinnesart, die entweder die natürliche, durch das Naturell bestimmte, oder die erworbene ist. Die Ursachen ihrer Beschaffenheit und Verschiedenheit sind also diejenigen, von welchen die Beschaffenheit und Verschiedenheit des Naturells, und der erworbenen Sinnesart unter den Menschen abhängig ist.

I.)

Von den Ursachen der Beschaffenheit des Naturells, und der durch dieses bestimmten Sinnesart der Menschen.

Wahre und bekannte Ursachen dieser Beschaffenheit sind das Temperament, das Klima, und die Diät.

A.

Von dem Temperamente.

Das Wort Temperament wird in physiologischer und psychologischer Bedeutung genohmen. In der ersten bezeichnet es die körperliche Konstitution oder Komplexion eines Menschen, d. i. den stärkern oder schwächern Bau, die grössere oder geringere Reitzbarkeit und Behaltsamkeit der festen, und den lebhaftern oder trägern Zustand, die wärmere oder kältere Beschaffenheit der flüßigen Bestandtheile seines Körpers; welches die Anlage und Beschaffenheit des Gefühls = und Begehrungsvermögens, folglich der Neigungen und Triebe bey demselben bestimmt, und sein Temperament in psychologischer Bedeutung ausmacht. Durch das Temperament des Körpers wird das Gemüth für gewisse Gegenstände mehr oder weniger empfindsam, mehr oder weniger strebsam und thätig. Darum werden die Temperamente am verständlichsten eingetheilt in Temperamente des Gefühls, und Temperamente der Thätigkeit.

A.)

Temperamente des Gefühls.

Hieher gehören zwey Temperamente, nämlich das sanguinische des Leichtblütigen, und das melancho=

cholische des Schwerblütigen. Die Eindrücke und Gefühle des Sanguinischen sind schnell und sehr erschütternd, aber nicht anhaltend und tief eindringend. Darum giebt er jedem Dinge für den Augenblick große Wichtigkeit, er ist immer guter Hofnung, sorglos, gerne beschäftigt, aber abwechselnd und leicht; er ist gutmüthig, bereit zu helfen und zu dienen, wenn es keine Anstrengung kostet, verspricht ehrlich, hält aber nicht leicht Wort, ist aufgeräumt, scherzhaft; er hat alle Menschen um sich zu Freunden, weil er wohlwollend ist, nicht leicht beleidigt wird, und nicht beleidigt; er ist gewöhnlich nicht böse, bereut gleich seine Fehler, legt sie aber nicht leicht ab, er ist ein schlimmer Schuldner. Die Eindrücke und Gefühle entstehen bey dem Schwerblütigen nicht leicht, sie sind nicht lebhaft, aber dringen tiefer ein und sind bleibend; er giebt den Dingen, die ihm selbst angehen große Wichtigkeit, findet allenthalben Ursachen zu Besorgnissen, richtet bey allen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten; er verspricht nicht leicht, weil ihm das Worthalten theuer, oder das Vermögen dazu unzureichend oder bedenklich vorkommt; er ist für Frohsinn weniger empfänglich, mehr mißtrauisch, ängstlich und mürrisch.

B.)

Temperamente der Thätigkeit.

Hieher gehören auch zwey Temperamente nämlich das cholerische des Warmblütigen, und das phlegmatische des Kaltblütigen. Der Cholerische ist wegen der Beschaffenheit seiner Complexion hitzig, brennt schnell auf, läßt sich aber durch Nachgeben bald besänftigen; er zürnt, tadelt ohne zu hassen; er ist rasch aber nicht anhaltend thätig; er ist ehr- und herrschbegierig, liebt öffentliches Lob, sieht gern Andere von seinen Meinungen abhängig, er ist großmüthig nicht aus Liebe sondern aus Stolz, ist höflich gegen Nachgebende aber mit Ceremonie; er macht lieber allgemeine Anordnungen, als daß er das Einzelne ausführte; er hält auf Ordnung, weßwegen er viel Widerstand findet. Der Phlegmatische ist affektlos, nicht träge, nicht Faulenzer. Phlegma ist nicht Schwäche, sondern Stärke des Gemüths, nicht leicht oder rasch, sondern langsam aber anhaltend bewegt zu werden. Der Phlegmatische geräth nicht leicht in Zorn, weil er überlegt, er ist verträglich, er weiß dadurch, daß er scheint durch seine Nachgiebigkeit andern zu Willen zu seyn, sie zu beherrschen, und die Entfernung der Hindernisse sich zu erleichtern.

B.

Von dem Klima.

Das Klima wirkt unverkennbar auf den Körper, und bestimmt dadurch die Beschaffenheit des Naturells und der Sinnesart seiner Bewohner.

A.)

Begriff, Veränderlichkeit, Eintheilung des Klima.

Klima befaßt nicht nur die Lage eines Landes auf der Erdkugel gegen Berge, Meere, Seen, Wälder, und gegen die Sonne; sondern auch die Beschaffenheit seines Bodens in Hinsicht auf die Beschaffenheit der Erde, des Wassers, und der Nahrungsmittel aus dem Pflanzen = und Thierreiche, und die Beschaffenheit seiner Atmosphäre in Hinsicht auf die gewöhnliche Witterung, auf Wärme und Kälte, Feuchtigkeit, Näsſe, Trockenheit, Schwere und Leichtigkeit der Luft, auf Dünste und Elektricität.

Das Klima und seine Wirkung auf die Bewohner, ist veränderlich. Durch Eröffnung der Mineralgruben, durch Austrocknung der Seen und Sümpfe, durch Aushauung der Wälder, durch Zurückziehung des Meeres hat sich das Klima in Italien, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden sehr geändert.

Man

Man muß aber bey dem Klima nicht nur das heisse, das gemäßigte und kalte, sondern über dieß noch das trocken- und das feucht-heiße, warme und kalte unterscheiden, deren Extreme man dürr und naß nennen muß.

B.)

Wodurch das Klima das Naturell und die Sinnesart seiner Bewohner bestimme?

Das Klima wirkt allernächst auf den Körper, dadurch aber auf den Geist, und so fort auf das Gemüth durch die warme oder kalte, trockene oder feuchte, reine oder unreine Luft, wodurch Stärke oder Schwäche, Munterkeit oder Trägheit, übereilte oder unübereilte Reife des Körpers erzeugt wird; dann durch die Beschaffenheit und den Grad der Fruchtbarkeit eines Landes, wornach die Qualität und Quantität der Nahrungsmittel, und der Beschäftigungsart sich richtet; endlich durch die Beschaffenheit der ganzen den Bewohner umgebenden Natur, wodurch er zur Aufgereimtheit oder Niedergeschlagenheit, zur Sinnlichkeit oder Geistigkeit, zur Empfindlichkeit oder Härte, und den verwandten Gemüthsbeschaffenheiten mehr aufgelegt ist.

C.)

Reduktion der Wirkung des Klima auf Gesetze.

Die Gesetze der Wirksamkeit des Klima auf die Beschaffenheit des Kopfs und des Herzens sind folgende.

Je heisser das Klima, folglich bey der Gleichheit des Uebrigen, je näher die Länder am Aequator sind desto schwächer; und träger ist der Körper, folglich desto größer der Hang zur Unthätigkeit, zur Einsamkeit, zum Vergnügen an den Spielen der Phantasie, an dem Wunderbaren; desto größer die Anlage zur Sklaverey, also zur List, Verschlagenheit, Furcht, wegen Mangel der Selbstkraft.

Hingegen je gemäßigter das Klima ist, folglich bey der Gleichheit des Uebrigen, je mehr von der äussersten Hitze des Aequators, und Kälte des Pols die Länder entfernt sind; desto besser ist die körperliche Konstitution, folglich deste größer die Anlage, und der Hang zur Selbstthätigkeit, zum Muth, zur Tapferkeit, zu den Wissenschaften und Künsten.

C.

Von der Diät.

Auch nach der Beschaffenheit der gewöhnlichen Nahrung, der Diät, und der ganzen Pflege des Körpers richtet sich merklich die Gemüthsart bey den Menschen.

schen; darum ist die Diätetik auch in Beziehung auf die Sitten eine wichtige Wissenschaft. Nach der Qualität und Quantität der Nahrung, der Ruhe, der Bewegung, des Schlafens und Wachens richtet sich der Grad der Gesundheit des Körpers, der Grad der Stärke und Reitzbarkeit desselben als Seelenorgans, und so fort die Stärke der Empfindungs- Einbildungs- nnd Denkkraft, nach welchen Stücken die Gemüthsart sich merklich richtet.

Die Nationen, die von einerley Nahrungsmitteln, von Fischen, Vegetabilien, Fleisch, leben, gleichen sich in Ansehung der Gemüthsart sehr, ungeachtet der Verschiedenheit des Klima. Hingegen diejenigen, die von specifisch verschiedenen Nahrungsmitteln leben, weichen in Ansehung des Charakters merklich von einander ab. Die blos von Vegetabilien lebenden sind sanft, muthlos, unthätig; die von Fleische Lebenden sind wild, muthig, unternehmend. Nationen, die von den verschiedensten und gemischtesten Nahrungsmitteln gewöhnlich leben, z. B. die europäischen, gleichen sich darinn, daß sie die größte Mischung der Gemüthsarten und Charaktere darstellen.

Starke Nahrungsmittel, die in einem kleinen Umfang viel Kraft einschließen, befördern mäßig genoßen die Verdauungskraft, den Umlauf des Bluts, und dadurch die Munterkeit, die Thätigkeit und den Muth. Nahrungsmittel, die viel Lympha, viel

kraftlosen, festen Stoffes enthalten, machen phlegmatisch, träge. Der unmäßige Gebrauch starker, fester Nahrungsmittel verdickt das Blut; Melancholie d. i. Fixirung der Aufmerksamkeit auf das Unangenehme seiner Lage, und Lebensüberdruß sind ohne Hinzutretung der Zerstreuung die Folgen desselben.

II.)

Von den Ursachen der Beschaffenheit der erworbenen Sinnesart der Menschen.

Wahre und bekannte Ursachen dieser Beschaffenheit sind Kopf, Lebensalter, Lebens- und Beschäftigungsart.

A.

Beschaffenheit des Kopfs bey einem Menschen.

Weil allernächst nur Vorstellungen, nur Empfindungen und Begriffe etwas über das menschliche Gemüth vermögen, und Gefühle, Begierden, Neigungen und Triebe erzeugen können; so erhellet daraus, daß die nächsten Ursachen der Beschaffenheit und Verschiedenheit der Gemüther von Seite des Erkenntnißvermögens liegen, also auf der Beschaffenheit und Verschiedenheit der Erkenntnisse und Geisteskräfte ihrer Subjekte beruhen. Man nennt diese Beschaffenheit,

heit und Verschiedenheit bey den Subjekten die Beschaffenheit und Verschiedenheit der Köpfe bey denselben, und stützt darauf die empirische Regel: wie der Kopf (Geist), so das Herz (Gemüth). Sie beruht auf zwey Naturgesetzen, welche ihren wahren und unzweifelhaften Gehalt bestimmen, indem sie den Antheil des Kopfs bey der Anlage und Richtung des Gemüths anzeigen.

Wie die Kenntnisse sind, die ein Subjekt in Ansehung des Werths der mancherley Dinge heget, so ist bey der Gleichheit des Uebrigen seine Gemüthsart. Bey sehr eingeschränkten Kenntnissen ist der Mensch in seinen Begierden sehr heftig, nur auf das Gegenwärtige bedacht, veränderlich, unempfindlich für das bessere, welches er nicht kennt. Bey mittelmäßigen Kenntnissen ist der Mensch leichtgläubig, rechthaberisch, stolz, streitsüchtig, intolerant gegen anders Denkende. Bey ausgebreiteten, und tiefen Einsichten ist er billig gegen anders Denkende, beharrlich bey seinen Entschlüssen, gleichmüthig bey dem Glückwechsel.

Die Gemüthsart eines Subjekts richtet sich auch merklich nach der Beschaffenheit jener Geisteskräfte, welche Quellen der Gefühle und Begierden sind. Menschen denen ein Sinn mangelt, denen eine Art sinnlichen Genußes unmöglich gemacht worden, die keine lebhafte Einbildung haben, welche durch ihre bildende und mischende Kraft die Reitze der Vorstellungen erhöhen, schwächen, verändern kann, und keinen rich-

tigen, fertigen Verstand besitzen, welcher den Werth der vorgestellten Dinge nach ihren nähern und entferntern Beziehungen bestimmt; solche Menschen unterscheiden sich in Ansehung der Beschaffenheit und Stärke ihrer Neigungen merklich von denjenigen, bey welchen dieses anders ist.

B.

Einfluß des Lebensalters.

Der Einfluß des Lebensalters auf die Gemüthsart ist zu auffallend, als daß ihn nicht schon die ältesten Denker hätten bemerken, und, in Ansehung der verschiedenen Altersstuffen, auf gewisse Regeln bringen sollen. Daß diese Regeln nicht ohne Ausnahme sind, benimmt ihrem Werthe nichts, und ist leicht zu erklären, wenn man bey dem Lebensalter nicht bloß auf die Anzahl der Jahre, sondern vielmehr auf die Beschaffenheit des Körpers, und die Entwickelung des Geistes sieht, und ingedenk ist, daß die Gemüthsart mehrern Ursachen unterworfen ist, und die Wirksamkeit der einen von der andern überwogen und entkräftet werden kann. Die körperliche Constitution, die Art Dinge zu sehen, und zu würdigen, und die Verhältnisse der Subjekte zu Andern sind in den verschiedenen Altersstuffen sehr verschieden; woraus auch nothwendig eine Verschiedenheit der Sinnes- und Gemüthsart bey denselben entspringt.

In der Kindheit sind die Organe sehr reitzbar für die Eindrücke, aber ohne Stärke; die Unwissenheit ist groß, die Begriffe auf das Gegenwärtige und das Angenehme eingeschränkt; die Abhängigkeit von Andern, und die Erlernung verschiedener Dinge ist nothwendig und unvermeidlich, ohne daß man in diesem Alter die Gründe und Vortheile dieser Abhängigkeit einsieht. Aus diesen Gründen ist man in der Kindheit sinnlich, veränderlich, leichtsinnig, leichtgläubig, zur Nachahmung sehr aufgelegt, ungelehrig, unfolgsam, sorglos.

In der Jugend ist der Körper schon stärker, und das Gefühl der Stärke sehr lebhaft; die Erfahrung fängt an zu entstehen, und sich als Lehrerinn zu zeigen, der Gedanke an die Zukunft fängt an Leitungsbegriff zu werden, die kindischen Neigungen fallen weg, die Art Dinge zu sehen und zu würdigen, wird verändert. Allein alles dieses ist noch sehr eingeschränkt, und macht dadurch die Züge des jugendlichen Charakters begreiflich; sie sind Muth und dessen Gefährten, Vertrauen zu sich selbst, Stolz, Empfindlichkeit für Lob und Tadel, Scharfsichtigkeit für fremde Fehler, ohne dadurch schaden zu wollen, Hang zur Conversation, Unterhaltung und Abwechselung, Sorglosigkeit und Uneigennützigkeit.

In dem männlichen Alter hat der Körper seine Reife erreicht, die Lebhaftigkeit der Gefühle fängt an abzunehmen, die Erfahrung und die Grundsätze wer-

den

den geläutert, der Werth der Dinge wird im ganzen also nach bleibenden Verhältnissen und Folgen bestimmt; darum werden bleibende Quellen des Glücks, also Ehre, Ansehen, Macht, Vermögen, Einkünfte gesucht, und alles dasjenige übernohmen, was sie herbeyführt oder sichert; man läßt sich Subordination, und einen zwangsvollen Wohlstand gefallen; verschloßen in sich selbst sucht man mehr Bekannte und Gönner als eigentliche Freunde; man ist weniger unternehmend als in der Jugend, aber standhafter bey dem, was man unternohmen hat.

In dem hohen Alter ist der Körper schwach, und reitzlos, die Sinne werden stumpf, die Erfahrung hat ihre höchste Stuffe erreicht, die Zukunft wird nicht als lachend vorgestellt; daraus lassen sich die Eigenschaften und Fehler des hohen Alters begreifen; sie sind Unthätigkeit, Furchsamkeit, Rechthaberey, Klag- und Tadelsucht, Verachtung der gegenwärtigen Zeiten, Geitz.

C.

Lebens- und Beschäftigungsart.

Die Lebens- und Beschäftigungsarten sind unter den Menschen sehr verschieden. Man lebt mehr einsam oder in der Gesellschaft, verrichtet seine Geschäfte mehr sitzend oder mit körperlicher Bewegung, und

sie

sie geben entweder mehr dem Körper, oder dem Geiste, oder dem Gemüthe zu thun. Darum beweisen ihre Subjekte so verschiedene Gemüthsarten, welches sich offenbaret, wenn man den Charakter des Soldaten, Gelehrten und Beamten, des Künstlers, Handwerkers und Bauers, des Land- und Stadtbewohners vergleichet.

Die Lebens- und Beschäftigungsart giebt auf eine dreyfache Weise dem Gemüthe eine gewisse Form; nähmlich durch den Körper, dessen Beschaffenheit sie für sich, und vermittels der Nahrungsart und Diät bestimmt; durch den Geist, indem dessen Fähigkeiten, und Vermögen, alle oder einige, mit den ihnen entsprechenden Neigungen entwickelt oder vernachläßigt werden; endlich durch die Rangordnung des Werths der Dinge, welchen sie nach dem Verhältnisse derselben zu ihr bestimmt.

Diesen Einfluß der gewöhnlichen Lebens- und Beschäftigungsweise auf die Gemüthsart bestättiget auch die Geschichte der Menschheit. Nationen die ohne beschwerliche Anstrengungen bloß von Fischerey, oder von selbstwachsenden Früchten und Kräutern leben, bleiben in einer fast unglaublichen Stupidität zurück, und kennen weder Gesetze noch Eigenthum. Nationen, die von Jägerey oder Krieg leben, und also ihren Unterhalt beschwerlich gewinnen, beweisen mehr Denkkraft und körperlichen Muth, kennen Eigenthum, und die Nothwendigkeit der Subordonation

und der Gesetze. Nationen, die von Viehzucht, Ackerbau, von Handlung leben, beweisen Friedensliebe, Betriebsamkeit, sie erfinden Künste, und Wissenschaften, und verbessern sie.

Zweyter Abschnitt.

Von dem, was sich in Menschen auf den moralischen Charakter bezieht.

Vorbericht.

Der Mensch ist vermögend durch seine Vernunft sich selbst Verhaltungsregeln zu geben, und durch seinen Willen sich an sie zu binden. In dieser Wirksamkeit seines Willens, wodurch er selbst aus sich etwas macht, besteht sein eigentlicher Charakter, wodurch er achtungs- oder verachtungswürdig, des Verdienstes oder der Schuld theilhaft ist.

I.

Hauptpunkte bey dem Charakter.

Daß Natur, Gewöhnung und praktische Principien das gewöhnliche Verhalten der Menschen bestimmen ist auffer Zweifel. Sollen die sinnlichen Triebe nicht auf immer die Oberherrschaft im Menschen behalten, so muß ihnen frühe durch Verhütungen und Angewöhnungen Maß, beyden aber durch Grundsätze

sätze Richtung gegeben, und Ziel gesetzt werden. Gegen frühe entschiedene Naturtriebe, und frühe angenohmene Gewohnheiten richten spätere Grundsätze oft wenig, und lange nichts aus. Auf den Bestimmungsgründen des freyen Verhaltens, auf den Handlungsmaximen eines Subjekts beruht dessen Charakter; und dieser ist um so entschiedener, je mehr Einheit Selbstständigkeit und Eigenheit er hat.

I.)

Einheit des Charakters.

Sinnlichkeit, Gewöhnung, Denkart können in einem Subjekte einander entgegen wirken; und entschiedene Naturtriebe und spätere Grundsätze, wie auch fruhe Gewohnheiten und später erworbene Grundsätze können wechselweise um die Herrschaft in seinem Gemüthe kämpfen, und es abwechselend beherrschen. Ueberdieß kann es nicht nur von sinnlichen Trieben, die sich in verschiedenen Rücksichten Abbruch thun können, sondern auch von widerstreitenden Grundsätzen beherrscht werden, und so vielfältig mit sich selbst in Widerspruch kommen; auch kann die Beschaffenheit (der Druck oder die Gunst) des Schicksals, den Einfluß des Naturells und der Denkart verschiedentlich modificiren. Wird dem Naturtriebe, oder der Angewöhnung, oder der Denkart, als leitenden Princip, alles übrige im Verhalten unterge-

ord-

ordnet, so entsteht Einheit des Charakters. Das Princip der Einheit des Charakters, und folglich sie selbst, sind also sehr verschieden, und nicht immer Vollkommenheit; sie sind kaum je ganz rein, unvermischt, ganz vollkommen, und folglich nur a potiori so (Einheit, Vollkommenheit, Fehler) zu nennen.

II.)

Selbstständigkeit des Charakters.

Bey der Vergleichung der mancherley Charaktere offenbaret sich bald eine zweyte Beschaffenheit unter denselben, nach welcher sie mehr oder weniger selbstständig und fest heissen können, indem das Verhalten ihrer Subjekte mehr oder weniger von innern Bestimmungsgründen gegen die äussern desselben abhängig ist. Es ist also noch immer Selbstständigkeit des Charakters, obschon nicht immer von guter Art, wenn das Verhalten eines Subjekts von einem jener Principien gegen das andere, z. B. von Naturell oder Gewohnheit gegen Grundsätze bestimmt würde. Aber Selbstständigkeit, Festigkeit, im engern gewöhnlichen Sinne dieses Worts, beruht vorzüglich auf Grundsätzen, nach welchen sich ein Subjekt weise, klug, listig ꝛc. darstellet. Die moralische Festigkeit des Charakters ist um so größer, jemehr es durch Vorstellungen der Pflicht, bey oder gegen Vorstellungen des Vortheils, bey oder gegen Einflüße des Natu-

rells,

teils oder der Angewöhnung bestimmt wird. Der Mangel der Selbstständigkeit beruht auf der Schwäche oder dem Mangel der innern Handlungsprincipien, hauptsächlich der moralischen Grundsätze; wodurch es geschieht, daß ein Subjekt in seinen Verhalten das Spiel der abwechselnden Umstände und Schicksale wird.

III.)

Eigenheit des Charakters.

Weil es so viele Ursachen giebt, wodurch Abweichungen bey dem Naturell, der Sinnes- und der Denkart der Menschen hervorgebracht werden; so ist daraus begreiflich, warum auch die menschlichen Charaktere, wie die Physiognomieen, mehr oder weniger von einander abweichen. Dasjenige, wodurch sich ein Charakter von einzelnen andern, oder sehr vielen, oder allen andern unterscheidet, macht das Besondere das Eigenthümliche, allenfalls das Originale desselben aus; und wird also durch das Besondere, das Eigenthümliche in dem Naturell, der Angewöhnung oder der Denkart bestimmt. Da das Erstere mehr von physischen, die Letztern aber mehr von moralischen Ursachen abhängig sind; so offenbaret sich, warum bey dem Uebergewichte der physischen Ursachen mehr abweichende, bey dem Uebergewichte der moralischen

Ur-

Ursachen aber mehr sich gleichende Charaktere entstehen.

II.

Hauptsächlichste Charakterformen.

I.)

Charakter der menschlichen Species.

Der Charakter der Menschheit wird bestimmt, theils durch die Eigenheiten der Organisation des menschlichen Körpers; wodurch er aufrecht geht, und sein Inneres sowohl unwillkührlich, unabsichtlich (Pathognomie, Physiognomie) als auch willkühr ch und absichtlich (Wort = und Schriftsprache) bezeichnet: theils durch die Eigenheiten der menschlichen Seele, wodurch er erfinderisch, perfektibel und gesellig ist, und nach Principien seiner Vernunft thätig seyn kann; durch dieses Letztere ist der einzelne Mensch eines moralischen Charakters fähig. Die Grundmaximen, durch welche sich der Wille bey den Menschen überhaupt äussert, die also den allgemeinen Charakter der Menschen ausmachen, sind folgende: ich will sicher seyn, ich will mich wohlbefinden; ich will mich also zu diesen Zwecken mit Andern verbinden, oder verbunden bleiben; ich will mir also einen Zustand gefallen lassen, wo alle Selbstgewalt ordentlich wegfällt, und die äussere

Frey=

Freyheit durch eine höchste zwingende Gewalt nach Rechtsgesetzen beschränkt wird. Durch die Einführung der bürgerlichen Constitution und Organisation ist nur Subordination, aber nicht Unterdrückung nothwendig. Durch Einführung der kirchlichen Ordnung wird die moralische Denkart nicht nothwendig verstimmt, der Zweck derselben bey ihrem Urheber war vielmehr eine bleibende Anstalt zu gründen, wodurch die Erweckung und Belebung der moralischen und religiösen Gefühle und Ueberzeugungen möglichst allgemein und leicht gemacht würde. Durch die Einführung der Wissenschaften und Künste werden die menschlichen Kräfte nicht geschwächt, sondern geschont, indem nicht jeder alles selbst erfinden und machen muß.

II.)

Charakter der zwey Geschlechter.

Die menschliche Species enthält zwey Geschlechter, deren Charakter im Zustande der Rohheit und der Kultur verschieden ist. Er ist aus der Verschiedenheit der nähern Bestimmung der Personen des männlichen und weiblichen Geschlechts begreiflich, ohne daß man zur Erklärung desselben eine wesentliche Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Seele voraussetzt. Denkt man sich einen Mann und ein Weib ehelich verbunden, so ist die Bestimmung des

Mannes die Verschaffung der Lebensmittel und die Vertheidigung zu übernehmen, die Geschäfte, die mehr Geist und Stärke fordern, zu führen, und den Künsten und Wissenschaften obzuliegen. Die weibliche Bestimmung ist Mutter zu seyn und das Hauswesen zu besorgen. Darum ist dem weiblichen Individuum ein feinerer und schwächerer Körperbau, eine höhere Reitzbarkeit und Empfindlichkeit, und eine diesem gemäße Erziehung und Beschäftigung zu Theil geworden. Daraus ist der Charakter des Frauenzimmers ganz begreiflich; es liebt den Putz als das Mittel zu gefallen, es liebt das Dekorum als seine Schutzwehre, es spähet leicht die Gesinnungen aus, indem es die seinigen zu verbergen weiß. Aus dem Gefühl seiner Bestimmung, und seiner geistigen und körperlichen Ueberlegenheit ist der männliche Charakter erklärbar.

III.)

Charakter der civilisirtesten Nationen der Erde.

Der Britte, reicher Kaufmann wie der Carthager, glücklicher und tapferer Eroberer wie der Römer, glaubt in der besten Staatsverfassung die möglichst-größte staatsbürgerliche Freyheit zu genießen; daher seine übertriebene Meinung von sich selbst, und von der Superiorität seiner Nation über andere, und sei-

ne

ne Maxime sich von andern zu unterscheiden, und über sie zu erheben.

Der Franzose will geliebt und geschätzt seyn, darum stellt er sich andern gleich, oder läßt sich zu ihnen gefällig herab; daher seine Maxime sich gefällig und populär zu verhalten, sein Trieb sich mitzutheilen, und sein Conversationsgeschmack, worin er musterhaft ist; er sucht andern eine gute Meinung von ihnen selbst beyzubringen, er belehrt sie höflich und zuvorkommend, er macht sie ohne Höhnerey auf ihre Sprachfehler aufmerksam. Aber vermöge eben dieser Eigenschaften, wodurch er sehr anziehend ist, kann er bey bösen Absichten und Sitten sehr gefährlich werden.

Der Spanier will geachtet seyn, daher seine Gravität, seine Feyerlichkeit im Betragen mit ihren Folgen. Der Italiener verbindet Frohsinn mit Ernst, daher sein Kunstgeschmack, seine Liebe zum Schönen im Großen. Der Deutsche charakterisirt sich durch ruhige Liebe des Guten überhaupt; daher seine Ergebenheit gegen die bestehende bürgerliche Ordnung, seine Ehrlichkeit, seine Häuslichkeit, sein Hang zum Nachahmen, seine mäßige Meinung von sich selbst.

III.

Ursachen des Charakters.

I.)

Erziehung.

Daß die Erziehung einen großen Einfluß auf die Bildung des Charakters hat, offenbaret sich aus der Natur derselben, und wird durch die bewährtesten Erfahrungen bestättiget. Die Erziehung, ist psychologisch betrachtet, die Behandlung des Körpers in den ersten Jahren des Lebens, und die Anregung und Richtung der Geisteskräfte und Willenstriebe in der Jugend durch Unterricht, Umgang und Lektür, durch Beyspiele und andere Begebenheiten des jugendlichen Alters. Die durch Zusammenwirkung dieser Ursachen in der Jugend erzeugten Begriffe, Maximen und Gewohnheiten, sind die dauerhaftesten, und bestimmen die Fassungskraft für alles Folgende. In der Jugend sind Leib und Seele, Geist und Gemüth für alle Eindrücke und Uebungen empfänglicher, und Beyspiele wegen der größern Geneigtheit zur Nachahmung an wirksamsten. Aus diesen Gründen giebt die Erziehung den Vermögen des Geistes, und den Neigungen des Herzens eine mehr oder weniger gute, oder schlimme Richtung. Die Erziehung kann den Menschen frühzeitig mit sich und andern bekannt,

und

und durch fremden und eigenen kleinen Schaden klug machen; sie kann Gegenwart des Geistes, Ehrliebe, Nacheiferung erwecken; sie kann zum Umgang mit Menschen, und zur Behandlung derselben, und zu abgemessener Thätigkeit gewöhnen. Darum sahen die alten Gesetzgeber Lykurg, Solon u. a. auf gute Anstalten für die Erziehung, und die alten Staaten blüheten und verfielen mit den guten Erziehungsanstalten. Ob jene Vortheile bey der öffentlichen, oder bey der Privaterziehung leichter erreicht werden, wird der Kenner von beyden leicht entscheiden. Die Verführung ist bey der erstern nicht schwerer als bey der letztern zu verhüten, und ist diese Gefahr durch glückliche Anstalten von der Jugend abgehalten, und von ihr ohne Schaden überstanden worden, so ist sie in den reifern Jahren weniger fürchterlich, und oft ganz unwirksam.

II.)

Gesellschaftliche Verhältnisse.

Mit nichts steht der Mensch mehr in Verbindung als mit andern Menschen, mit welchen er lebt; nichts hat mehr Einfluß auf die Beschaffenheit seiner Meinungen und Neigungen, auf seinen Geist und Charakter, als die Nation, der Staat, wovon er ein Glied ist, das Zeitalter und die Schicksale des Volks, unter welchem er lebt, und der Stand und die Gesellschaft, zu welcher er darin gehört; weßwegen wir

auch

auch nach dieser Regel die historische und ästhetische Wahrheit beurtheilen.

Jedem Volke ist ein gewisser Nationalgeist und Charakter eigen, der gewisse herrschende Meinungen und Gebräuche mit sich führt, und die Nationalgeschicklichkeiten, Tugenden und Fehler bestimmt. Die politische Verfassung eines Volks, die Art und der Grad seiner Kultur, die Beschaffenheit der Religion, der es ergeben ist, ob diese falsch oder wahr, ob deren Geist, oder nur Gebräuche befolgt werden; alles dieses bestimmt die Sinnes = und Denkart, die Erziehung, die Bedürfnisse und das Interesse derjenigen, die zu einer Nation gehören.

Jede Nation hat wie das menschliche Geschlecht, und wie jedes menschliche Individuum, ihre Altersstuffen, nämlich ihr Kindes = Jünglings = und männliches Alter. Nach diesen richten und verändern sich die Denkart, die Bedürfnisse, und folglich der Charakter derjenigen, die zu einer Nation gehören. In den ersten Perioden der Kultur einer Nation, und bey wenigen Bedürfnissen herrschen einerseits Rohheit, und andererseits edle Einfalt; bey erhöhter Kultur, und vermehrten Bedürfnissen entsteht auf der einen Seite der edle Wohlstand, und auf der andern Hang zum Luxus. Beyde bestimmen die Art und Weise sie zu befriedigen.

Die Zeit, zu welcher jemand in einer Nation lebte, kann weniger oder mehr fruchtbar seyn an wichtigen, lehrreichen Ereignissen, es sey daß sie sich in seinem Staate, oder in andern zugetragen haben. Der Stand, zu welchem jemand in einem Staate gehört, und der immer mit einem gewissen Interesse, und einer gewissen Erziehungs = und Lebensart verbunden ist, bestimmt die Denkart, und folglich auch den Charakter der Subjekte dieses Standes. Daraus läßt sich die Eigenheit des Charakters bey dem vornehmen, dem Mittel = und dem niedern Stande, bey dem Handarbeiter, Kaufmann, Beamten, Krieger, Geistlichen, Mönch, Fürsten erklären.

III.)

Glücksumstände.

Es ist Thatsache der Erfahrung, daß der Charakter sich auch nach den Glücksumständen (Reichthum, Armuth, Macht, Niedrigkeit) richtet, und mit dem Wechsel der Glücksumstände gewöhnlich wechselt. Glücksumstände, in welchen man gebohren worden, und aufgewachsen ist, bestimmen die Erziehungs = und Beschäftigungsart, die Bedürfnisse, die Verhältnisse der Subjekte zu andern, und folglich die Denkart derselben. Reichthum, Ansehen geben und empfangen

aller=

allerley Anläſſe, wodurch geſchieht, daß man eine zu gute Meinung von ſich heget, daß man das gering ſchätzet, was man nicht durch Macht und Geld haben kann. Armuth ohne eine moraliſche Denkart erzeugt Neid und Niederträchtigkeit, verbunden mit einem guten Kopf und Herzen erzeugt ſie den Vorſatz durch ſich ſelbſt groß zu werden. Die Vernunft giebt die Kraft Güter zu entbehren, die man nicht rechtmäßiger Weiſe haben kann; der Uebergang von der Niedrigkeit zur Höhe macht oft ſtolz und übermüthig, weil man in der Niedrigkeit gewöhnlich übertriebene Begriffe von den höhern Ständen heget; der in die Höhe gehobene ſieht dieſes für die Wirkung ſeines Verdienſtes; auch folgen dem Glücke Schmeichler, die dem Glücklichen perſöhnliche Vorzüge andichten, oder ſie übertreiben. Der Verluſt des äuſſern Glückes und Anſehens macht denjenigen, der keinen perſönlichen Werth hat, muthlos, kriechend, niederträchtig. Ueberhaupt kommt es bey dem Glücke und Glückswechſel ſehr auf die Denkart und Gemüthsbeſchaffenheit an, was man in der Folge für Meinungen und Neigungen beweiſe. Ein Menſch, der wahre menſchliche Würde kennt und behauptet, wird ſie weder im Glücke noch Unglücke aufgeben oder verleugnen.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Von den Mitteln die Gemüthsarten und Charaktere zu erforschen.

I.

Nothwendigkeit und Schwierigkeit dieser Erforschung.

Der Charakter eines Menschen besteht in den selbstgebildeten, festen Grundsätzen, nach welchen er den Werth der Gegenstände und Angelegenheiten beurtheilt, und seine Wahl und sein Verhalten jedesmahl einrichtet; der Charakter eines Menschen ist also von seiner Gemüthsart verschieden, und von dieser oft sehr abweichend. Die Kenntniß des Charakters gewisser Menschen ist oft nothwendig, theils wenn es um ihre moralische Behandlung und Besserung zu thun ist, theils wenn man sie recht beurtheilen, und alle schädliche Verhältnisse mit ihnen verhüten will. Den Charakter zu erforschen ist gewöhnlich sehr schwer, theils weil der Charakter sehr selten, oder sehr verwickelt ist, denn die wenigsten Menschen haben einen festen, oder einen einfachen Charakter; theils weil die meisten Menschen Ursache haben ihren Charakter zu verbergen, oder weil er durch ihre Launen sehr entstellt wird.

II.

Quellen der Erkenntniß des Charakters. Vorsichtsregeln bey dem Gebrauche derselben.

Indessen ist doch die Sache nicht ganz unerforschlich, wenn es nur Quellen dieser Erkenntniß giebt, und sie mit den nöthigen Vorsichten benutzt werden. Was den Charakter zu erkennen geben soll, muß dessen Wirkung oder Ursache seyn; die Handlungsweise und das Interesse, die Physiognomie und die Geschichte der Bildung des Charakters sind also die einzigen Erkenntnißgründe von diesem; sie sind von sehr ungleichen Werthe, weil sie nicht gleich sicher zu der Erkenntniß desselben führen, derohalben muß man Haupt = und Nebenquellen der Erkenntniß des Charakters unterscheiden.

I.)

Hauptquellen: Handlungsweise und Interesse.

Das eigenthümliche unverstellte Verhalten eines Menschen ist das direkte oder indirekte Resultat seiner Denkart, seines Charakters, und folglich der Schlüssel zu diesem. Man muß also durch genaue Beobachtung und Vergleichung das Charakteristische in seinen Reden und Handlungen herausbringen, daraus

lassen

lassen sich seine verborgenen Absichten, und Neigungen, und seine Handlungsmaximen abnehmen.

Aber selten geben einzelne Aeußerungen, einzelne Reden und Thaten den Charakter zu erkennen. Umstände machen, daß Menschen besser oder schlimmer, weniger schlimm, oder gut reden, oder handeln, als ihr Charakter ist; und Verstellung bestimmt sie, sich durch gewisse Reden und Handlungen für etwas anzukündigen, was sie ihrem Charakter nach nicht sind. Derohalben muß man die Reden, und Thaten derselben beobachten, wenn sie nichts zwingt oder hindert anders zu scheinen, oder zu seyn, als es ihr Charakter mit sich bringt, wenn ihnen Verstellung unnöthig oder unmöglich ist, also bey Ueberraschungen und im Privatleben.

Wer das Interesse eines Menschen oder Volks kennt, kennt auch seinen Charakter, weil dasselbe Quelle seiner Maximen ist. Daher ist es, warum Menschen, die keine feste Lage, und folglich kein bestimmtes Interesse haben, auch noch ohne einen festen Charakter sind; und warum sich mit der Lage eines Menschen auch sein Interesse, und folglich sein Charakter ändert.

II.)

Nebenquellen: Physiognomie und Geschichte der Charakterbildung.

Ist die Physiognomie eines Menschen, sind seine Gesichtsbildung, seine Gesichtszüge, seine Gesichtsgebehrdung, sein Gang charakteristisch? Das Aeussere des Menschen ist vielfältig Ausdruck seines Innern, dieses giebt jenem durch Wiederhohlung eine Form. Das Angesicht eines Menschen insbesondere ist gleichsam eine kleine Schaubühne seiner Seele, worauf ihre Beschaffenheiten und Zustände vorgestellt werden; an diesem kann man den Stempel der Jahrhunderte, der Nationen, Geschlechter, Stände u. s. w. lesen; ein Blick, eine Bewegung der Lippen, der Wangenmuskeln sagt oft viel Wahrheit, eröfnet charakteristische Geheimnisse. Ist die Seele des Menschen je sichtbar, so ist sie es auf dem Gesichte, und in der Gebehrdung des Körpers.

Die Physiognomie ist also charakteristisch, und sie kann dem Charakterforscher nicht ganz gleichgültig seyn. Es geschieht gleichsam instinktartig, daß wir demjenigen, dem wir uns in wichtigen Dingen anvertrauen sollen, mag er uns auch noch so gut empfohlen worden seyn, vornehmlich in die Augen sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn

zu versehen haben; das Anziehende oder Abstoßende in seinen Mienen, Gebehrden, und in seiner Pronunciation entscheidet gewöhnlich über unsere Wahl, oder macht uns wenigstens bald hoffen, bald fürchten. Die Deutung der Physiognomie ist also überhaupt nicht unnatürlich.

Jedoch ist die Deutung der Physiognomie sehr unsicher, und folglich dabey die größte Vorsicht nothwendig. In der Physiognomie können Reste und Spuren guter oder schlimmer Willenschaffenheiten da seyn, ungeachtet diese nicht mehr vorhanden sind. Bloße Natur-Vorzüge oder Fehler in der Körperbildung eines Menschen können für Zeichen seiner moralischen Vorzüge oder Fehler angesehen werden; und wie oft beruht das Anziehende, oder Empörende in der Physiognomie eines Menschen blos auf Vorurtheilen, und dunkeln Adsociationen.

Die Gemüthsart und der Charakter eines Menschen haben ihre wirkende und veranlassende Ursachen, unter deren Einfluße sie sich ansetzen, entwickeln und ausbilden. Solche Ursachen sind in Ansehung der Gemüthsart das Temperament, das Klima, und die Diät; in Ansehung des Charakters aber, der oft besser oder schlimmer ist als das Naturell, sind es die Erziehung, der Umgang,

der Stand im Staate, die Glücksumstände. Aus der Erkenntniß dieser Ursachen läßt sich der Charakter eines Menschen einigermassen vermuthen, welches Geschäft aber nicht ohne große Schwierigkeiten ist.

XX (1-4) II. 90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karpe, Franz Samuel

Darstellung der Philosophie ohne Beynahmen in einem Lehrbegriffe, als Leitfaden bey der Anleitung zum liberalen Philosophiren ; ... empirische Psychologie oder Anthropologie
Bd.: 1,1

Wien 1802

Ph.u. 288-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046210-4